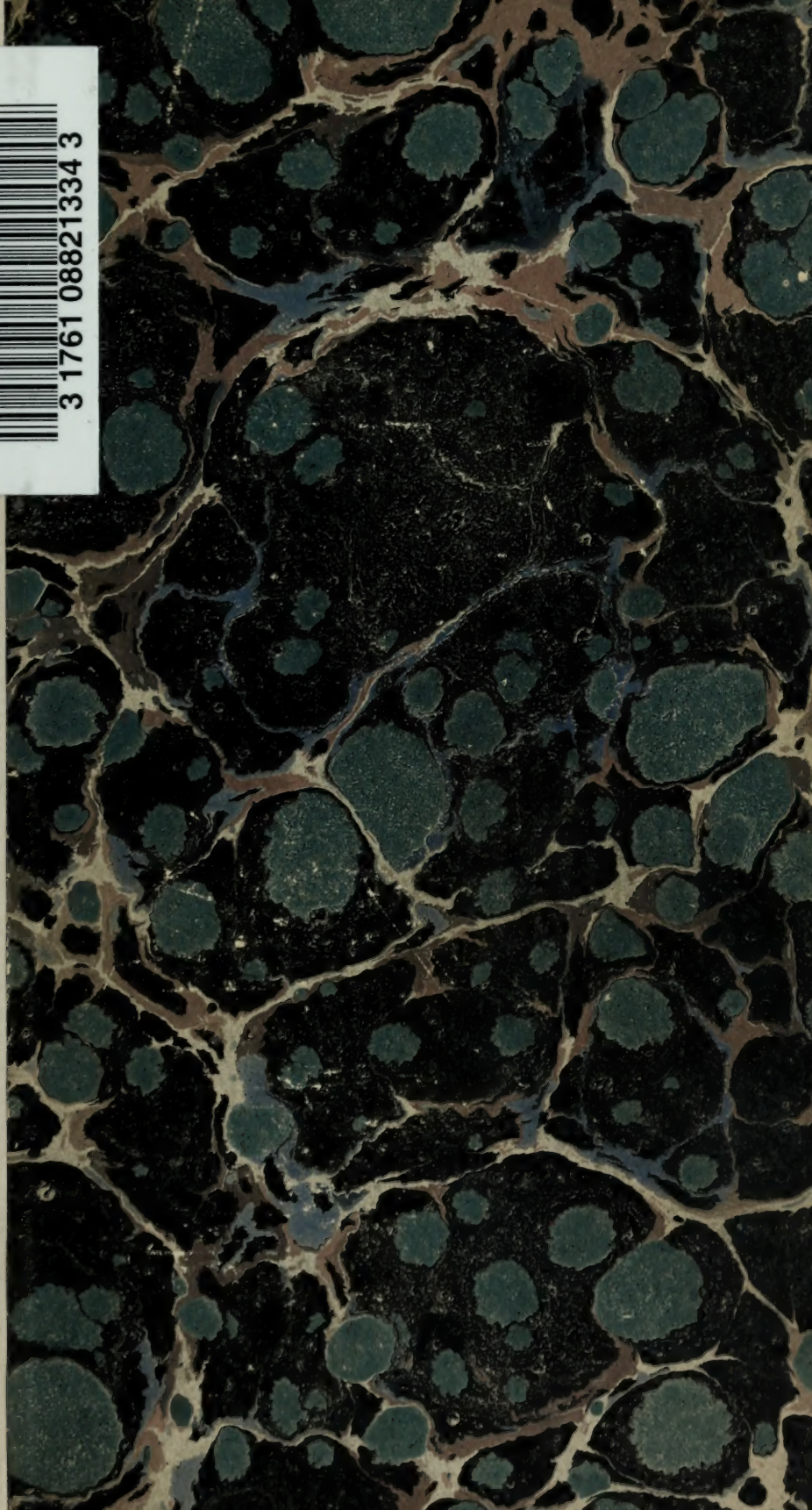




3 1761 08821334 3



F. M. Dostojewski
Sämtliche Romane und Novellen
Vierundzwanzigster Band

2005 A
2005 B

LR
D7245
.G

Sämtliche Romane und Novellen
Bl. 24.

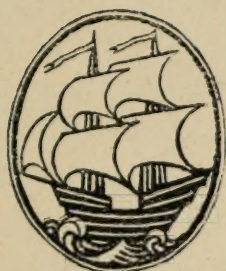
Dostojewski

Die Brüder Karamasoff

*

Zweiter Band

Dostoevsky, Theodor Mikhailovich



Übertragen von Karl Nöbel

438099
17.8.45

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Sechstes Buch
Ein russischer Mönch

1

Der Greis Sosima und seine Gäste

Als Mescha in schmerzhafter Erregung die Zelle des Greises betrat, blieb er vor Verwunderung fast stehen: statt des heimgehenden, schon besinnungslosen Kranken, wie er ihn zu finden fürchtete, erblickte er ihn plötzlich im Sessel sitzen, mit einem zwar vor Schwäche erschöpften, aber munteren und heiteren Gesichte, wie er von Gästen umgeben mit ihnen ein leises und liches Gespräch führte. Ubrigens war er erst vor einer Viertelstunde aufgestanden. Die Gäste hatten sich schon vorher in seiner Zelle versammelt und warteten, bis er erwachen werde, auf die feste Versicherung des Vaters Paisi, „der Meister werde ohne Zweifel aufstehen, um sich noch einmal mit denen, die seinem Herzen lieb sind, zu unterhalten, wie er selber noch des Morgens verkündet und versprochen hatte“. An dieses Versprechen, ja, und an jedes seiner Worte glaubte Vater Paisi fest, so sehr, daß, wenn er den Greis auch schon völlig ohne Besinnung und sogar ohne Atem erschaut hätte, aber sein Versprechen gehabt hätte: daß er noch einmal aufstehen und sich von ihm verabschieden werde, er dann vielleicht nicht einmal dem Tode selber glauben, vielmehr immer noch erwarten würde, daß der Sterbende erwachen und das Verheißene erfüllen werde. Am Morgen aber hatte ihm der Greis Sosima mit Bestimmtheit verkündet, bevor er in Schlaf verfiel: „Ich werde nicht eher sterben, als ich mich noch einmal erlabte an einem Gespräch mit euch, ihr Geliebten meines Herzens, bevor ich noch einmal auf

eure lieben Gesichter hinschaute und noch einmal vor euch meine Seele ausströmte.“ Die, welche sich zu diesem wahrscheinlich letzten Gespräche des Greises eingefunden hatten, waren seit langen Jahren seine allerergebensten Freunde. Ihrer waren vier: die Mönchspriester Vater Joseph, Vater Paisi und der Mönchspriester Vater Michail, der Vorsteher der Einsiedelei, ein noch nicht sehr alter und bei weitem nicht so gelehrter Mann. Er war aus einfachem Stande hervorgegangen, aber sehr fest im Geiste, unerschütterlich und einfach gläubig, dabei seinem Aussehen nach rauh, aber in seines Herzens Grunde erfüllt von tiefer Rührung, die er offenbar verbarg, ja sich ihrer zu schämen schien. Der vierte Gast war ein schon ganz altes, einfaches Mönchlein aus ärmstem Bauernstande, Bruder Ansim. Der war sogar des Lesens und Schreibens nicht allzu kundig, ein schweigsamer und stiller Mann, der selten nur mit irgendwem sprach. Unter den Allerdemüthigsten der Allerdemüthigste, sah er so aus, als ob er durch irgend etwas Erhabenes und Furchtbares auf ewig eingeschüchtert sei, und sich sein Geist gar nicht wieder aufrichten konnte. Diesen, wie es schien, ewig zitternden Menschen liebte der Greis Sosima gar sehr und begegnete ihm während seines ganzen Lebens mit außerordentlicher Hochachtung, obgleich er vielleicht mit keinem seiner Bekannten während seines ganzen Lebens weniger Worte gewechselt hatte als mit ihm, ungeachtet dessen, daß er einstmals viele Jahre nur in seiner Begleitung auf Pilgerfahrten über das ganze heilige Rußland hin zugebracht hatte. Es war dies freilich schon sehr lange her, an die vierzig Jahre. Damals hatte der Greis Sosima eben erst seine Mönchslaufbahn in einem armen, wenig bekannten Kloster in Kostroma begonnen und bald darauf sich aufgemacht, Vater Ansim in seinen Wanderungen zu begleiten, die er unternahm, um Gaben zu sammeln für ihr armes Klosterchen in Kostroma. Alle, der Hausherr und die

Gäste, befanden sich in dem zweiten Zimmer des Greises, wo sein Bett stand, einem Zimmer, das, wie schon weiter oben gesagt, sehr eng war, so daß alle vier (außer dem Novizen Porphyri, der stehend dort verweilte) nur mit Mühe um den Sessel des Greises Platz fanden auf Stühlen, die sie aus dem ersten Zimmer des Greises gebracht hatten. Es begann bereits zu dämmern, das Zimmer war indes erhellt durch die Lämpchen und Wachslichter, die vor den Heiligenbildchen brannten. Als der Greis Alescha erblickte, der bei seinem Eintritt verlegen geworden war und in der Türe stand, lächelte er ihm freudig zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich grüße dich, mein Sanfter, ich grüße dich, mein Lieber, da bist du denn auch gekommen. Und ich wußte, daß du kommen wirst.“

Alescha trat zu ihm heran, verneigte sich vor ihm bis zur Erde und brach in Weinen aus. Irgend etwas wollte sich aus seinem Herzen losreißen, seine Seele erzitterte, und er fühlte den Drang, laut aufzuschluchzen.

„Was ist dir denn, warte doch damit, mich zu beweinen,“ sprach lächelnd der Greis, und er legte ihm seine rechte Hand auf's Haupt. „Siehst du, ich sitze ja hier und unterhalte mich, vielleicht werde ich noch zwanzig Jahre leben, wie mir gestern jene Gute, Liebe aus Wuschegorja wünschte, die das Mädchen Lisaweta auf den Armen trug. Sei eingedenk, Herr, der Mutter und des Mädchens Lisaweta! (Er bekreuzte sich.) Porphyri, hast du ihre Gabe dahin gebracht, wohin ich dir sagte?“ Damit entsann er sich jener sechzig Kopeken von gestern, die eine fröhliche Verehrerin von ihm gespendet hatte, damit man sie der gebe, „die ärmer ist als ich!“ Solche Opfer werden nämlich dargebracht wie eine freiwillige Kirchenbuße, die man sich aus irgendeinem Grunde auferlegte, und die man unbedingt mit solchem

Gelde darbringt, das man durch eigener Hände Arbeit verdient. Der Greis hatte Porphyri noch am gleichen Abend zu einer Kleinbürgerin unserer Stadt gesandt, die erst unlängst abgebrannt war, einer Witwe mit Kindern, die nach dem Brande betteln ging. Porphyri beeilte sich mitzuteilen, daß die Sache schon erledigt sei, und daß er, wie ihm befohlen war, „im Namen einer unbekanntes Wohltäterin“ das Geld abgegeben habe.

„Steh doch auf, mein Lieber,“ sprach der Greis dann zu Alescha, „laß mich auf dich schauen! Warst du bei den Deinen, und hast du deinen Bruder gesehen?“

Alescha kam es seltsam vor, daß der Greis so bestimmt und unzweideutig nur nach einem von den Brüdern frage, aber nach welchem denn: das heißt, also gerade für diesen einen Bruder hatte er ihn vielleicht von sich weggeschickt, und das gestern wie heute.

„Einen von den Brüdern habe ich gesehen“, antwortete Alescha.

„Ich spreche von jenem, dem ältesten, vor dem ich mich bis zur Erde verneigte.“

„Den habe ich nur gestern gesehen, heute aber durchaus nicht finden können“, sprach Alescha.

„Beeile dich, ihn zu finden! Gehe morgen wiederum fort und spute dich, alles laß liegen und spute dich! Vielleicht kommst du noch gerade zur rechten Zeit, um etwas Furchtbares zu verhindern. Ich habe mich ja gestern verneigt vor seinen großen zukünftigen Leiden!“

Er verstummte plötzlich, und es war, als ob er sich in seine Gedanken vertiefte. Seine Worte waren seltsam. Vater Joseph, der Zeuge des gestrigen Fußfalls des Greises gewesen war, wechselte mit Vater Paisi rasche Blicke. Alescha konnte nicht an sich halten:

„Mein Vater und Lehrer,“ sprach er mit außerordentlicher Auf-

regung, „allzu dunkel sind Eure Worte . . . Was ist denn das für ein Leiden, das seiner harret?“

„Sei nicht neugierig! Es offenbarte sich mir gestern etwas Furchtbares . . . es war ganz so, als ob sein Blick gestern sein ganzes Schicksal zum Ausdruck brachte. Er tat gestern einmal einen solchen Blick . . . daß ich mich in meinem Herzen augenblicklich entsetzte über das, was dieser Mensch da für sich selber vorbereitet. Ein oder zweimal nur in meinem ganzen Leben habe ich bei einem Menschen einen solchen Gesichtsausdruck wahrgenommen . . ., der gleichsam das ganze Schicksal dieser Leute zum Ausdruck brachte, und o weh! ihr Schicksal ging auch in Erfüllung. Ich sandte dich zu ihm, Alexej, denn ich dachte, daß dein brüderlicher Anblick ihm helfen werde. Alles kommt aber vom Herrn, auch alle unsere Schicksale. Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt's allein; wo es aber erstirbet, so bringet's viel Früchte. Sei dessen eingedenk! Dich aber, Alexej, habe ich vielfach in meinem Leben in Gedanken gesegnet wegen deines ‚Anblicks‘, wisse dies!“ sprach der Greis mit sanftem Lächeln. „Ich denke über dich so: Du wirfst diese Mauern verlassen, aber in der Welt wirst du sein wie ein Mönch. Viele Widersacher wirst du haben, aber auch selbst deine Widersacher werden dich lieben. Viel Unglück wird dir das Leben bringen, aber gerade um seinetwillen wirst du auch glücklich sein und das Leben segnen und andere veranlassen, es zu segnen — was das Allerwichtigste ist! Nun, jetzt weißt du, was für einer du bist. Meine Väter und meine Lehrer,“ wandte er sich gerührt lächelnd an seine Gäste, „niemals noch bis auf den heutigen Tag habe ich sogar ihm selber gesagt, weshalb meiner Seele der Anblick dieses Jünglings so lieb war. Jetzt erst will ich es sagen: es war mir sein Anblick wie eine Erinnerung und wie eine Verheißung. Beim Morgen-

rot meiner Tage, als ich noch ein ganz kleines Kind war, hatte ich noch einen älteren Bruder, der als ein Jüngling, erst siebzehn Jahre alt, vor meinen Augen starb. Und nachher im Verlaufe meines Lebens überzeugte ich mich mehr und mehr, daß dieser mein Bruder in meinem Schicksal wie ein Hinweis und wie eine Vorausbestimmung von oben war; denn wäre er nicht in meinem Leben erschienen, wäre er überhaupt nicht erschienen, dann hätte ich vielleicht niemals so gedacht, ich hätte mich dann nicht dem Mönchsstande gewidmet und nicht diesen teuren Pfad beschritten. Jene erste Erscheinung ward mir noch in meiner Kindheit, und nunmehr, da mein Weg schon abwärts führt, trat mir gewissermaßen ihre Wiederholung vor Augen. Wunderbar ist es, Väter und Lehrer, daß, obgleich Alexej meinem verstorbenen Bruder nicht gar so sehr von Angesicht gleicht, vielmehr nur einigermaßen, er mir gleichwohl jenem derart geistig ähnelt, daß ich ihn oftmals geradezu für jenen Jüngling gehalten habe, für meinen Bruder, der am Ende meines Pfades auf geheimnisvolle Weise zu mir gekommen sei, um mich an irgend etwas zu erinnern und meinen Geist wach zu halten, so daß ich sogar erstaunte über mich selber, daß ich einen so seltsamen Gedanken zu hegen vermag. Hörst du das, Porphyri?“ wandte sich der Greis an den ihm dienenden Novizen: „gar oftmals glaubte ich auf deinem Gesicht Kummer zu lesen darüber, daß ich Alexej mehr liebe als dich. Jetzt weißt du, weshalb es so war; aber auch dich liebe ich ja, wisse das, und oftmals war es mir leid, daß du betrübt warst. Euch aber, meine lieben Gäste, will ich jetzt von diesem meinem jungverstorbenen Bruder erzählen, denn es gab in meinem Leben keine Erscheinung, die mir teurer, mehr in die Zukunft weisend und rührender gewesen wäre als er. Mein Herz ist gerührt, und ich schaue in dieser Minute auf mein ganzes Leben hin, als ob ich es wieder von neuem erlebte.“

Hier muß ich bemerken, daß diese letzte Unterredung des Greises mit seinen Gästen, die ihn am letzten Tage seines Lebens besucht hatten, sich zum Teil in Niederschrift erhalten hat. Alexej Fjedorowitsch Karamasoff schrieb sie nieder, einige Zeit nach dem Tode des Greises und zur Erinnerung an ihn. Ob aber diese Niederschrift durchaus die damalige Unterhaltung wiedergibt, oder ob Alescha auch frühere Unterhaltungen, die er mit seinem Lehrer gehabt hatte, einfügte, das kann ich nicht mehr entscheiden. Zudem aber wird in dieser Niederschrift die ganze Rede des Greises wie in einem Flusse geführt, gleich als ob er seinen Freunden sein Leben in der Art einer Erzählung wiedergegeben hätte, während zweifellos, nach späteren Äußerungen zu schließen, die Sache ein wenig anders verlief. Es ward an jenem Abend ein allgemeines Gespräch geführt, und wenn auch die Gäste ihren Hausherrn nur wenig unterbrachen, so sprachen sie gleichwohl auch von sich aus, sich in das Gespräch einmischend — und vielleicht erzählten und berichteten sie sogar auch von sich selber ein und das andere. Zudem hätte ein solch ununterbrochener Fluß auch wohl deshalb nicht in dieser Erzählung sein können, weil der Greis bisweilen außer Atem kam, die Stimme verlor und sich zum Ausruhen auf sein Bett legen mußte, wenn er auch nicht einschlief, und die Gäste ihre Plätze nicht verließen. Ein- oder zweimal ward auch die Unterhaltung durch das Lesen des Evangeliums unterbrochen, und es las Vater Paisi. Bemerkenswert ist auch noch, daß gleichwohl keiner von den Gästen des Greises vermutete, daß er noch in dieser selben Nacht sterben werde. Und das um so weniger, als es ganz den Anschein hatte, als habe er an diesem letzten Abende seines Lebens, nachdem er tagsüber fest geschlafen hatte, neue Kraft gesammelt, die ihn aufrecht hielt während der ganzen Unterredung mit seinen Freunden. Es war so, als ob eine letzte Rührung in ihm eine unglaubliche

Belebung wahrhaft, indes nur auf kurze Zeit, denn sein Leben versiegte plötzlich . . . Davon aber später. Jetzt will ich nur noch bemerken, daß ich es vorzog, ohne auf irgendwelche Einzelheiten der Unterredung einzugehen, mich nur auf die Erzählung des Greises zu beschränken, eben nach der Aufzeichnung des Alexej Fjedorowitsch Karamasoff. Es wird das kürzer sein, ja, und nicht so ermüdend, wenn auch natürlich, ich wiederhole es, Aljescha mancherlei aus seinen früheren Gesprächen nahm und es mit seiner Schilderung verknüpfte.

2

Aus dem Leben des in Gott in die Ewigkeit eingegangenen Einsiedlers und Klostergeistlichen, des Greises Sofima, zusammengestellt nach seinen eigenen Worten von Alexej Fjedorowitsch Karamasoff

Biographische Mitteilungen

a) Von dem frühverstorbenen Bruder des Greises Sofima

Geliebte Väter und Lehrer: Geboren ward ich in einem fernen nördlichen Gouvernement, in der Stadt W. Mein Vater war von Adel, aber von keinem hervorragenden, und nicht von hohem Rang. Er starb, als ich erst zwei Jahre alt war, und ich kann mich seiner überhaupt nicht entsinnen.

Er hinterließ meinem Mütterchen ein nicht großes hölzernes Haus und etwas Vermögen, nicht viel, aber immerhin ausreichend, um mit den Kindern sorgenfrei zu leben. Es waren deren aber nur zwei: ich, Sinowi, und mein älterer Bruder Markel.

Er war acht Jahre älter als ich, von aufbrausendem und reizbarem Charakter, aber von Herzen gut, kein Spötter und seltsam wortfarg, besonders zu Hause mit mir, der Mutter und den Dienstboten. Er lernte zwar gut im Gymnasium, trat aber seinen Kameraden nicht näher, wenn er auch mit ihnen nicht in Unfrieden lebte (so hat mir wenigstens mein Mütterchen erzählt). Ein halbes Jahr vor seinem Tode — er war schon siebzehn Jahre alt — pflegte er zu einem in der Stadt ganz für sich lebenden Menschen zu gehen, einer Art politischen Verbannten, der seines Freidenkertums wegen aus Moskau in unsere Stadt verschickt war. Es war aber dieser Verbannte nicht wenig gelehrt und ein bekannter Philosoph an der Universität. Aus irgendeinem Grunde hatte er Markel liebgewonnen und begann ihn zu sich einzuladen. Bei ihm pflegte denn auch der Jüngling ganze Abende zuzubringen und das den ganzen Winter hindurch, bis man den Verbannten in den Staatsdienst zurückverlangte, nach Petersburg, auf seine eigene Bitte, denn er hatte Protektion. Es begannen die großen Fasten, und Markel will auf einmal nicht fasten, er schimpft und spottet darüber: „Alles das“, spricht er, „ist ja nur Unsinn, und es gibt ja gar keinen Gott!“ Damit erregte er das Entsetzen meiner Mutter und der Dienstboten, ja, und auch meines, der ich noch klein war. Denn wenn ich auch erst neun Jahre alt war, so hatte ich mich gleichwohl sehr erschreckt, als ich diese Worte vernahm. Die Dienstboten, im ganzen vier, waren aber bei uns durchweg Leibeigene und sämtlich auf den Namen eines uns befreundeten Gutsbesizers gekauft worden. Noch erinnere ich mich daran, wie mein Mütterchen von diesen vieren eine, die Köchin Afenja, die lahm und hochbetagt war, für sechzig Rubel verkaufte und an ihrer Stelle eine Nichtleibeigene anstellte. Und da — in der sechsten Fastenwoche — verschlimmert sich plötzlich der Gesundheitszustand meines Bruders. Er war

nämlich von jeher nicht so recht gesund, brustkrank, von schwachem Körperbau und zur Schwindsucht neigend; von Wuchs war er nicht klein, aber schwächlich und schwächlich. Sein Gesicht war dabei sehr wohlgebildet. Er hatte sich wohl erkältet. Der Arzt kam und theilte der Mutter in aller Heimlichkeit mit, daß es sich um galoppierende Schwindsucht handle, und der Bruder das Frühjahr nicht überleben werde. Die Mutter begann zu weinen und den Bruder in aller Vorsicht (mehr wohl deswegen, um ihn nicht zu erschrecken) zu bitten, er möchte zur Beichte gehen und das heilige Abendmahl nehmen, denn er lag damals noch nicht zu Bette. Als er dies hörte, ward er erst zornig und schalt auf den Tempel Gottes; gleichwohl überlegte er es sich: er hatte sofort erraten, daß er ernstlich krank sei, und daß auch eben deshalb die Mutter wünsche, er solle, solange er noch bei Kräften sei, zur Beichte gehen und das Abendmahl nehmen. Ubrigens wußte er auch selber, daß er längst schon krank sei, und bereits ein Jahr vordem hatte er einst bei Tisch mir und der Mutter kaltblütig erklärt: „Es ist mir nicht bestimmt, auf der Welt bei euch zu wohnen, nicht ein Jahr werde ich mehr leben.“ Und da hatte er denn wirklich vorausgesagt. Drei Tage später brach die Karwoche an. Und da ging mein Bruder vom Dienstag an zur Beichte. „Ich tue dies, Mütterchen, eigentlich nur für Sie, um Sie zu erfreuen und zu beruhigen!“ sagte er ihr. Es weinte die Mutter aus Freude und wohl auch aus Kummer. „Das heißt demnach, sein Ende ist nahe, wenn plötzlich in ihm eine solche Aenderung vorging!“ Aber nicht lange ging er zur Kirche, er mußte sich niederlegen, so daß er schon zu Hause beichtete und das Abendmahl empfing. Es kamen helle, klare, dufterfüllte Tage: Ostern war spät. Die ganze Nacht — ich erinnere mich wohl — hustet er, schläft schlecht, aber am Morgen zieht er sich immer an und versucht auf einem weichen Sessel zu sitzen. So

habe ich ihn denn auch in Erinnerung behalten. Er sitzt still, sanft, er lächelt, ganz krank, sein Gesicht aber ist heiter, freudig. Er ward dabei seelisch ein ganz anderer — eine so wunderbare Veränderung begann plötzlich mit ihm vorzugehen! Es kommt zu ihm ins Zimmer die alte Wärterin: „Erlaube, mein Täubchen, ich will bei dir das Lämpchen unter dem Heiligenbilde entzünden!“ Er hatte das aber früher nicht zugelassen, das Lämpchen sogar öfters wieder ausgeblasen. „Zünde es nur an, meine Liebe, zünde es nur an. Ein Bösewicht war ich, daß ich es vordem verbot. Du betest, wenn du Gott das Lämpchen entzündest, ich aber bete, wenn ich mich über dich freue. Das heißt doch: wir beten zu ein und demselben Gotte!“ Seltsam berührten uns diese Worte. Die Mutter aber geht in ihr Zimmer und weint immerzu. Nur wenn sie zu ihm gehen will, trocknet sie ihre Tränen und macht ein heiteres Gesicht. „Mütterchen, weine nicht, mein Täubchen,“ spricht er, so kam es vor, „viel bleibt mir noch zu leben, viel Zeit noch, froh zu sein mit dir; aber das Leben, das Leben ist ja so heiter und froh!“ „Ach, mein Lieber, was hast du denn da für Freude, da du ja die Nacht im Fieber brennst, ja, und hustest, daß dir fast die Brust zerspringt!“ „Mutter,“ antwortet er ihr, „weine nicht, das Leben ist ein Paradies, und alle sind wir im Paradiese, ja, und wir wollen das nur nicht wissen. Wenn wir es aber würden wissen wollen, so würde noch morgen auf der ganzen Erde das Paradies werden!“ Und es staunten alle über seine Worte, so seltsam und mit solcher Entschiedenheit hatte er dies ausgesprochen. Rührung kam über uns, und wir weinten. Es kamen Bekannte zu uns: „Ihr Lieben,“ spricht er, „ihr Teuren, wodurch habe ich es denn verdient, daß ihr mich liebt? Wofür liebt ihr denn einen solchen wie mich, und wie habe ich dies denn früher nicht gewußt, nicht geschäht?“ Den eintretenden Diensthoten sagte er immer wieder: „Ihr,

meine Lieben, Teuren, weshalb dient ihr mir denn, und bin ich es denn wert, daß ihr mir dient? Wenn mir Gott Gnade erweisen und mich unter den Lebenden lassen würde, würde ich selber euch dienen, denn wir alle sollen einer dem andern dienen!" Die Mutter, die das mitanhörte, schüttelte den Kopf: „Du mein Teurer, das sprichst du nur so, weil du krank bist!“ „Mutter, meine Freude,“ spricht er, „unmöglich ist es wohl, daß es einmal nicht mehr Herrn und Diener geben wird, so möge aber auch ich der Diener meiner Diener sein, ein ebensolcher, wie auch sie es mir sind. Ja, und dazu noch werde ich dir, Mütterchen, sagen, daß ein jeder von uns vor allen in allem schuldig ist, ich aber mehr als alle anderen!“ Mein Mütterchen hat da sogar gelächelt, sie weint und lächelt!

„Nun und wodurch bist denn du“, spricht sie, „vor allen und mehr als alle anderen schuldig? Da sind ja Mörder und Räuber darunter, was hast du denn aber Derartiges zu sündigen fertig gebracht, daß du dich selber mehr als alle anderen beschuldigst?“ „Mütterchen, du mein Blutströpfchen“, spricht er (er begann damals so freundliche Worte zu reden, völlig unerwartete), „du mein liebes, mein frohes Blutströpfchen, wisse du, daß in Wahrheit jeder vor allen für alle und für alles schuldig ist. Ich weiß nicht, wie ich dir das erklären soll, ich fühle aber, daß dem so ist, bis zur Qual fühle ich es. Und wie haben wir denn damals nur so gelebt, einander gezürnt und gar nichts gewußt?“ So pflegte er sich denn auch des Morgens zu erheben: jeden Tag mehr in Rührung, mehr in Freude, und ganz zitternd vor Liebe. Es kommt, so kam es vor, der Arzt gefahren, ein Greis, ein Deutscher, Doktor Eisenschmidt: „Nun wie denn, Doktor, werde ich noch ein Täglein auf der Welt leben?“ so scherzte er dann wohl mit ihm. „Nicht nur einen Tag, viele Tage werden Sie leben,“ antwortet dann wohl der Doktor, „und Monate und Jahre

werden Sie noch leben!" „Wofür denn Jahre, wofür denn Monate?" rief er dann wohl aus; „was soll man da die Tage zählen, wo doch ein einziger Tag genug ist für den Menschen, um das ganze Glück zu erfahren? Meine Lieben, warum zanken wir denn einander, warum prahlen wir uns denn einer vor dem andern, und warum können wir nicht die Beleidigungen vergessen, die uns wurden? Laßt uns gleich in den Garten gehen, laßt uns lustwandeln und mutwillig sein, laßt uns einander lieben und loben und küssen und unser Leben segnen!" „Kein Bewohner ist er für diese Welt, Ihr Sohn!" flüsterte der Doktor der Mutter zu, wenn die ihn zur Haustür begleitete; „er verfällt durch seine Krankheit in Gestörtheit." Seine Fenster lagen nach dem Garten zu; unser Garten war aber schattig, alte Bäume standen in ihm, und sie setzten im Frühling Knospen an, es kamen die frühen Vöglein angeflogen, zwitscherten, singen ihm in die Fenster. Und er begann plötzlich, da er auf sie schaute und sich an ihnen ergötzte, sie um Verzeihung zu bitten: „Ihr Vögeldchen Gottes, ihr frohen Vögeldchen, verzeiht auch ihr mir, denn auch vor euch sündigte ich!" Solches aber vermochte schon niemand mehr von uns damals zu begreifen. Er aber weinte vor Freude: „Ja," spricht er, „es war ein solcher Gottesruhm rings um mich herum: die Vöglein, die Bäume, die Wiesen und der Himmel, ich allein lebte in Schmach! Ich allein entehrte alles und bemerkte überhaupt nicht die Schönheit und den Ruhm!" „Schon gar viele Sünden nimmst du auf dich", sprach wohl bisweilen weinend mein Mütterchen. „Mütterchen, du meine Freude, ich weine ja da vor Freude, nicht aus Kummer, es verlangt mich doch selber, vor ihnen schuldig zu sein, ich kann es dir nur nicht erklären, denn ich weiß nicht, wie ich sie denn nur lieben soll. Möge ich ja auch sündig sein vor allen, dafür verzeihen mir aber auch alle,

und das ist eben das Paradies. Bin ich denn eben nicht im Paradiese?"

Und vieles wäre noch zu berichten, dessen ich mich nicht erinnern und das ich nicht niederschreiben kann. Ich entsinne mich: Einst kam ich zu ihm, als niemand bei ihm war. Die Stunde war eine abendliche, eine heitere, die Sonne war im Untergehen und erleuchtete das ganze Zimmer mit schrägem Strahle. Er winkte mir, als er mich erschaut hatte, ich trat zu ihm hin, er faßte mich mit beiden Händen an den Schultern, blickt mir ins Gesicht, gerührt, liebevoll; nichts sprach er, er sah nur so auf mich, mehr als eine Minute: „Nun,“ spricht er endlich, „jetzt geh nur, spiele, lebe du für mich!“ Ich verließ ihn dann auch und ging spielen. Nachher aber im Leben entsann ich mich oftmals mit Tränen daran, wie er mich geheißsen hatte, für ihn zu leben. Noch viel sprach er solcher erstaunlicher und schöner, wenn auch für uns damals unverständlicher Worte. Er starb in der dritten Woche nach Ostern bei voller Besinnung, und als er schon nicht mehr zu sprechen vermochte, veränderte er sich doch nicht bis zu seiner allerletzten Stunde: er blickt freudig vor sich hin, in seinen Augen ist Heiterkeit, mit seinen Blicken sucht er uns, lächelt er uns zu, ruft er uns. Sogar in der Stadt sprach man viel von seinem Tode. Wohl erschütterte mich alles damals, aber doch nicht allzu sehr, wenn ich auch recht weinte, als man ihn begrub. Allzu jung war ich ja damals, noch ein kleines Kind. Und doch blieb in meinem Herzen alles unauslöschbar. Es verberg sich nur das Gefühl. Zu seiner Zeit mußte aber alles auferstehen und Widerhall finden. Und so ist es auch gekommen.

b) Von der Heiligen Schrift im Leben des Vaters Sofima

So blieben wir damals allein zurück, das Mütterchen und ich. Es rieten ihr bald gute Bekannte: „Es ist Ihnen ja“, so sagten sie, „ein einziges Söhnchen geblieben, und Sie sind nicht arm. Vermögen haben Sie, warum sollten Sie nicht wie alle andern Ihren Sohn nach Petersburg senden? Wenn Sie ihn aber hierbehalten, so bringen Sie ihn vielleicht um eine an Auszeichnungen reiche Zukunft.“ Und sie rieten meinem Mütterchen, mich nach Petersburg ins Kadettenkorps zu bringen, damit ich später in die Kaiserliche Garde eintrete. Lange schwankte mein Mütterchen: Wie sollte sie sich denn auch noch von dem letzten Sohne trennen? Sie entschloß sich indes gleichwohl dazu, wenn auch nicht ohne viele Tränen, weil sie mein Glück zu fördern glaubte. Sie fuhr mit mir nach Petersburg und brachte mich dort an. Von dieser Zeit an habe ich sie aber überhaupt nicht mehr gesehen; denn sie selber starb schon nach drei Jahren. Die ganze Zeit hindurch hatte sie sich aber nur über uns beide gegrämt und für uns gezittert. Aus dem Elternhause habe ich nur kostbare Erinnerungen mitgenommen, denn der Mensch besitzt keine Erinnerungen, die kostbarer wären als die seiner ersten Kindheit im Elternhaus, und das ist fast immer so, wenn in seiner Familie auch nur ein ganz klein bißchen Liebe und Eintracht herrschte. Ja, und selbst von der allerschlechtesten Familie können kostbare Erinnerungen sich erhalten, wenn nur deine Seele selber fähig ist, das Kostbare zu suchen. Zu den Erinnerungen an das Vaterhaus rechne ich aber auch die Erinnerungen an die heilige Geschichte, die kennen zu lernen es mich schon in meinem Elternhause gar sehr begehrte, wenn ich auch noch ein ganz kleines Kind war. Ich hatte damals ein Buch, die heilige Geschichte,

mit schönen Bilderchen drin, mit dem Titel „Hundertundvier heilige Geschichten des Alten und Neuen Testaments“, und in diesem Buche lernte ich auch lesen. Auch jetzt noch liegt es bei mir hier auf dem Bücherbrett, als eine kostbare Erinnerung hebe ich es auf. Aber auch noch bevor ich es zu lesen lernte, erinnere ich mich, wie mir zum ersten Male eine Art geistiger Erleuchtung ward, als ich erst acht Jahre alt war. Es hatte mich mein Mütterchen allein (ich erinnere mich nicht, wo damals mein Bruder war) in den Tempel des Herrn geführt, zur Messe, am Montag in der Karwoche. Es war ein klarer Tag, und wenn ich mich jetzt daran erinnere, ist es mir genau so, als sähe ich wiederum, wie sich aus dem Weihrauchgefäß der Weihrauch erhob und leise nach oben zog; da oben aber in der Kuppel durch das enge Fensterlein dort, da strömen auch nur so die Strahlen des Gotteslichtes auf uns in der Kirche nieder, und in Wolken aufsteigend, zerfloß förmlich in ihnen der Weihrauch. Ich schaute das mit Rührung, und zum ersten Male, seit ich geboren ward, nahm ich das erste Samenkorn des göttlichen Wortes bewußt in meine Seele auf. Es schritt dann in die Mitte des Tempels der Chorknabe mit einem großen Buche, einem so großen, daß, so schien es mir damals, er es sogar nur mit Mühe trug, und er legte es auf das Pult, schlug es auf und begann zu lesen. Und da plötzlich verstand ich zum ersten Male etwas davon, zum ersten Male in meinem Leben begriff ich, was man im Tempel Gottes liest. Es lebte ein Mann im Lande Un, ein gerechter und ehrenwerter, und er hatte soundsoviel Reichthum, soundsoviel Kamele, soundsoviel Schafe und Esel, und seine Kinder belustigten sich, und er liebte sie sehr und betete für sie zu Gott: vielleicht sündigten sie ja, indem sie sich belustigten. Und da steigt der Teufel zu Gott empor zugleich mit den Söhnen Gottes und spricht zum Herrn, er sei über die ganze Erde gewandert, und

auch unter der Erde sei er gewesen. „Sahst du aber meinen Knecht Hiob?“ fragte ihn Gott. Und es rühmte sich Gott vor dem Teufel, indem er hinwies auf seinen großen heiligen Knecht. Und es lachte der Teufel über die Worte Gottes: „Übergib ihn mir, und du wirst sehen, daß dein Knecht murren und deinen Namen verfluchen wird!“ Und es übergab Gott seinem Gerechten, den er so liebte, dem Teufel, und es erschlug der Teufel seine Kinder und sein Vieh und vernichtete seinen Reichtum, alles plötzlich wie durch Gottes Donner, und es zerriß Hiob seine Kleider, warf sich auf die Erde und heulte: „Nacht kam ich aus dem Mutterleibe, nacht lehre ich zur Erde zurück. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen. Des Herrn Name sei gepriesen jetzt und in Ewigkeit!“ Ihr Väter und Lehrer, verzeiht mir diese meine Tränen, denn meine ganze Kindheit steigt wie von neuem vor mir auf, und ich atme jetzt, wie ich damals mit meinem achtjährigen Kinderbrüstchen atmete, und ich empfinde wie damals Staunen und Bestürzung und Freude. Die Kamele haben damals derart meine Einbildungskraft beschäftigt, und der Teufel, der so mit Gott spricht, und Gott selber, „der seinen Knecht dem Verderber preisgab“, und sein Knecht, der ausruft: „Dein Name soll gesegnet sein ungeachtet dessen, daß du mich heimsuchtest!“ — aber darauf der stille und süße Gesang im Tempel: „Ja, möge mein Gebet in Erfüllung gehen!“ und wieder der Weihrauch aus dem Weihrauchfaß des Geistlichen und dann das auf den Knien zu verrichtende Gebet! Seit jener Zeit — sogar gestern noch nahm ich diese hochheilige Erzählung vor — kann ich sie nicht ohne Tränen lesen. Aber wieviel ist auch hier des Großen, Geheimnisvollen, Unvorstellbaren? Ich vernahm dann später die Worte der Spötter und Tadler, stolze Worte: „Wie konnte denn da Gott den geliebtesten von seinen Heiligen dem Hohne des Teufels preisgeben, ihm seine Kinder nehmen, ihn

selber mit Krankheit und Eiterbeulen so schlagen, daß er mit einer Glascherbe sich den Eiter seiner Wunden abkratzte, und wofür: nur um sich vor dem Satan zu rühmen: „Siehst du wohl, was ein Heiliger meinetwegen ertragen kann?“ Aber darin liegt ja auch das Große, daß da ein Geheimnis ist, daß die vorübergehende Erscheinung der Erde und die ewige Wahrheit sich dort miteinander berühren. Vor der irdischen Gerechtigkeit vollzieht sich die Wirkung der ewigen Gerechtigkeit! Dort blickt der Schöpfer so, wie auch an den ersten Tagen der Schöpfung, da er jeden Tag vollendete mit dem Lobe: „Gut ist das, was ich schuf!“ auf Hiob und rühmt sich von neuem seines Geschöpfes. Wenn aber Hiob den Herrn lobt, so dient er nicht nur ihm, er dient vielmehr auch seiner ganzen Schöpfung von Geburt zu Geburt und in alle Ewigkeit, denn dazu war er auch vorher bestimmt! Mein Gott, was ist das für ein Buch, und was für Lehren enthält es! Was ist das für ein Buch, die Heilige Schrift, welche Wunder und welche Kräfte wurden mit ihm den Menschen gegeben! Es ist gleich wie eine getreue Nachbildung der Welt und des Menschen und der Charaktere der Menschen, und mit Namen genannt ist da alles, und alles ist da gedeutet in alle Ewigkeit! Und wie viele gelöster und eröffneter Geheimnisse: Es stellt Gott das Glück des Hiob wieder her, er gibt ihm von neuem Reichthum, es vergehen wiederum viele Jahre, und da hat er auch schon neue Kinder, andere, und er liebt sie. Mein Gott! Ja, wie konnte er denn, so schien es, diese jetzigen Kinder liebgewinnen, wenn doch jene früheren nicht mehr sind, wo er doch ihrer beraubt war? Wenn er an jene denkt, kann man dann wohl völlig glücklich sein wie früher mit diesen Kindern, wie lieb sie ihm auch sein mögen? Aber man kann das wohl, man kann das wirklich! Alter Kummer geht im geheimnisvollen Wirken des menschlichen Lebens allmählich in stille gerührte Freude

über: an Stelle des jungen, schäumenden Blutes tritt das sanfte, klare Alter. Noch segne ich den täglichen Aufgang der Sonne, und mein Herz singt ihm wie vordem, aber mehr liebe ich schon ihren Untergang, ihre langen, schrägen Strahlen: denn mit ihnen steigen stille, sanfte, rührende Erinnerungen auf, liebe Bilder aus meinem ganzen langen und gesegneten Leben! O, daß doch alle die Gerechtigkeit Gottes erkannten, die rührt, versöhnt und alles verzeiht! Zu Ende geht mein Leben, ich weiß und höre dies, ich fühle aber an jedem Tage, der mir bleibt, wie mein irdisches Leben schon anstößt an das neue, unendliche, unbekante, aber nahe heranschreitende Leben, in dessen Vorgefühl meine Seele in Entzücken zittert, mein Geist leuchtet, und mein Herz Freudentränen weint. . . Ihr meine Freunde und Lehrer, ich hörte oftmals davon, jetzt aber, gerade in der letzten Zeit, ward es noch bemerkbarer, daß bei uns die Priester Gottes, und vor allem die auf dem Dorfe, sich überall bitter beklagen über ihr geringes Einkommen und ihre erniedrigende Lage und geradezu versichern, sogar in Büchern und Zeitschriften — ich selber las solche —, sie könnten schon jetzt nicht mehr die Schrift auslegen, denn sie hätten zu wenig Einkommen, und wenn jetzt die Lutheraner kommen, und die Ketzer anfangen, die Herde abzujagen, so mögen sie das nur tun, denn „wir haben ein zu geringes Einkommen“. Mein Gott! Ich denke, möge ihnen Gott mehr geben von diesem ihnen so kostbaren Einkommen (denn gerecht ist auch ihre Klage), aber in Wahrheit spreche ich: Wenn irgendwer daran schuld ist, so sind das zur Hälfte wir selber! Denn möge er auch keine Zeit haben, möge er mit Recht behaupten, er sei die ganze Zeit über durch Feldarbeit und Amtshandlungen überlastet, gleichwohl bleibt ja Zeit, er hat ja wenn auch nur eine Stunde in der ganzen Woche, um sich auch Gottes zu entsinnen. Ja, und auch nicht das runde Jahr über ist Arbeit. Möge er denn

einmal in der Woche zur Abendstunde, wenn auch anfangs nur die Kinderchen, bei sich versammeln — es werden deren Väter davon vernehmen, und auch die Väter werden zu kommen beginnen. Ja, und man braucht auch gar kein großes Haus dazu zu bauen, nimm sie nur einfach bei dir in der Hütte auf! Habe keine Furcht, sie werden dir nicht deine Hütte besudeln, du versammelst sie ja doch nur für eine einzige Stunde! Der Geistliche möge vor ihnen dies Buch aufschlagen und ihnen zu lesen beginnen, ohne künstliche Worte zu machen, ohne Großtun, ohne sich über sie zu erheben, vielmehr in Rührung und Sanftmut. Selber freue er sich darüber, „daß du ihnen vorliest, und sie dir zuhören und dich verstehen“. Du selber aber, der du diese Worte liebst, halte nur selten einmal inne und deute ihnen nur diesen oder jenen dem einfachen Manne unverständlichen Ausdruck, und sei nicht in Unruhe darüber, ob sie auch alles verstehen werden, alles wird ja das rechtgläubige Herz begreifen! Lies ihnen vor von Abraham und Sara, von Isaak und Rebekka, wie Jakob zu Laban zog, im Traume mit dem Herrn rang und sprach: „Furchtbar ist dieser Ort!“ Und du wirst den ehrfürchtigen Geist des einfachen Volkes erschüttern. Lies ihnen vor und ganz besonders den Kinderchen, wie die Brüder ihren eigenen leiblichen Bruder als Sklaven verkauften, den lieben Knaben Joseph, den großen Traumdeuter und Propheten, und wie sie dann ihrem Vater sagten, ein wildes Tier habe seinen Sohn zerrissen, wobei sie ihm sogar blutbefleckte Kleider zeigten. Lies vor, wie dann die Brüder Brot zu holen nach Aegypten kamen, und Joseph, schon ein mächtiger Höfling, von ihnen unerkannt, sie quälte, beschuldigte, seinen Bruder Benjamin zurückhielt — und das alles nur aus Liebe: „Ich liebe euch und quäle euch aus Liebe!“ Denn er hatte ja sein ganzes Leben lang sich unausgesetzt daran erinnert, wie man ihn, irgendwo dort in der heißen Wüste, verkauft hatte,

bei einer Quelle, an Kaufleute, und wie er die Hände gerungen und geweint und die Brüder angefleht hatte, sie möchten ihn nicht als Sklaven in ein fremdes Land verkaufen! Und da, als er sie nach so vielen Jahren wiedersah, gewann er sie von neuem grenzenlos lieb und quälte sie und machte ihnen Schwierigkeiten, alles aus Liebe. Endlich verläßt er sie, da er selber nicht länger die Qualen seines Herzens ertrug, wirft sich auf sein Bett und weint; dann trocknet er sich sein Angesicht, schreitet strahlend und licht zu ihnen hinaus und verkündet ihnen: „Brüder, ich bin Joseph, euer Bruder!“ Möge er dann weiter vorlesen, wie der greise Jakob sich freute, als er erfuhr, daß sein lieber Knabe noch am Leben sei, und wie er sogar die Heimat aufgab und nach Aegypten zog und in einem fremden Lande starb, nachdem er für alle Ewigkeiten in seinem Vermächtnis das so erhabene Wort verkündet hatte, das er geheimnisvoll sein ganzes Leben hindurch in seinem frommen und furchtsamen Herzen gehütet hatte, daß nämlich aus seinem Geschlechte, aus Juda, die große Hoffnung der Welt hervorgehen werde, ihr Versöhner und Retter! Ihr Väter und Lehrer, verzeiht mir und seid nicht böse, daß ich wie ein kleiner Knabe von dem erzähle, was ihr schon längst wißt, und worüber ihr mich hundertmal kunstvoller und beredter belehren könntet. Aus Begeisterung nur spreche ich dieses. Denn ich liebe dieses Buch! Möge denn auch er in Tränen ausbrechen, der Priester Gottes, und er wird erschauen, daß ihm zur Antwort die Herzen seiner Hörer erbeben werden. Es bedarf ja nur eines kleinen Samens, eines winzigen: möge er solchen nur in die Seele des einfachen Mannes werfen, und der Same wird nicht sterben, er wird vielmehr in dessen Seele leben sein ganzes Leben hindurch, er wird sich in ihm bergen unter der Finsternis und unter dem Gestank seiner Sünden wie ein lichter Punkt, wie eine große Erinnerung! Und nicht nötig ist es, gar nicht nötig, viel

zu deuten und zu lehren: alles wird er ja einfach begreifen, der einfache Mann aus dem Volke. Glaubt ihr etwa, er werde nicht verstehen? So macht doch den Versuch, lest ihm weiter die rührende und ergreifende Geschichte vor von der schönen Esther und der hochmütigen Basthi. Oder die wunderbare Erzählung von dem Propheten Jonas im Bauche des Walfisches. Vergeßt auch nicht die Rede des Herrn, vor allem nach dem Evangelium des Lukas (wie ich sie las), und dann aus den Thaten der Apostel, die Befehrung des Paulus (das unbedingt! unbedingt!), und endlich auch aus unserem Heiligenbuche, wenn auch nur das Leben von Alexej, dem Menschen Gottes, und von der großen Freudigen von allen großen Büsserinnen, der Gotteserschauerin und Christusträgerin Mutter Maria von Agypten — und du wirst ihm, dem Manne aus dem einfachen Volke, das Herz durchbohren mit diesen einfachen Erzählungen, und alles in allem nur eine Stunde in der Woche, ohne auf dein geringes Einkommen zu achten, nur ein Stündlein! Und er wird selber erkennen, der Priester Gottes, daß unser Volk mitleidig ist und dankbar, es wird ihm hundertfältig seinen Dank abstatsen; gedenkend an die freundliche Besorgtheit des Geistlichen und an seine rührenden Worte wird es ihm freiwillig helfen auf seinem Felde und auch in seinem Hause, ja, und auch Ehrfurcht wird es ihm mehr erweisen als früher — und so wird sich auch schon sein Einkommen mehren. Das ist eine so einfache Sache, daß wir bisweilen uns geradezu fürchten, es auch nur auszusprechen: man werde ja über uns lachen, und dabei, wie wahr ist dies? Wer aber nicht an Gott glaubt, der wird auch nicht an das Volk Gottes glauben! Wer aber an das Volk Gottes glaubt, der wird auch sein Heiligtum erschauen, wenn er selber auch bis dahin überhaupt nicht an es glaubte. Nur das Volk und seine kommende Kraft wird unsere Atheisten befehren, die sich von der Heimaterde losrissen. Und

was ist es denn auch mit dem Worte des Erlösers ohne lebendiges Beispiel? Verderbniß droht dem Volke ohne das Wort Gottes, denn es wird ja seine Seele dürsten nach dem Worte und nach jeder schönen Empfangniß! In meiner Jugend, längst schon, fast vor vierzig Jahren, ging ich mit Vater Ansim durch ganz Rußland, um Gaben für das Kloster zu sammeln, und da übernachteten wir einst am Ufer eines großen, fahrbaren Stromes mit Fischern, und es setzte sich zu ihnen auch ein wohlgestalteter Jüngling, ein Bauer, dem Aussehen nach bereits achtzehn Jahre alt; er beeilte sich bis morgen seine Arbeitsstätte zu erreichen: er sollte eine Kaufmannsbarke am Seile ziehen. Und, ich sehe es, er blickt vor sich gerührten und klaren Blickes. Die Nacht war hell, still, warm, eine Julnacht; der Fluß war breit, Nebel steigt von ihm auf, es ist uns kühl, leicht plätschert das Fischchen, die Böglein verstummten, alles ist still, herrlich, alles betet zu Gott. Und es schlafen nur wir beide nicht, ich und jener Jüngling, und wir kamen in ein Gespräch über die Schönheit dieser Gotteswelt und über ihr großes Geheimniß: Jedes Gräschen, jedes Käferchen, die Ameise, die goldene Biene, alle wissen sie ja, daß man staunen muß, ihren Weg, obgleich sie keinen Verstand besitzen, von Gottes Geheimniß geben sie Zeugniß, ohne Unterlaß erfüllen sie es selber — und ich sehe, es entflammte das Herz des lieben Jünglings. Er erzählte mir, er liebe den Wald, die Waldböglein, er sei ein Vogelfänger, er verstehe jeden von ihren Pfiffen, jedes Böglein vermöge er anzuloden: „Nichts kenne ich, was schöner wäre, als im Walde zu sein,“ spricht er; „ja, und alles ist schön!“ „Das ist wahrlich so,“ antworte ich ihm, „alles ist schön und herrlich, weil alles die Wahrheit ist. Blick hin“, sag ich ihm, „auf das Pferd, ein großes Tier, das dem Menschen nahesteht, oder auf den Stier, der ihm Nahrung gibt und für ihn arbeitet, den mürrischen und nachdenklichen, blick auf ihre Augen: welche Sanfts-

mut, welche Anhänglichkeit an den Menschen, der ihn oft erbarmungslos schlägt, welche Gutmütigkeit, welche Zutraulichkeit und welche Schönheit in seinem Blick! Rührend ist es sogar, auch nur zu wissen, daß er gar keine Sünde kennt. Denn alles ist vollkommen, alles, außer dem Menschen, ist sündlos, und mit ihnen ist Christus noch früher als wir.“ „Ja,“ fragt der Jüngling, „ist denn auch wirklich Christus mit ihnen?“

„Wie kann es denn aber anders sein?“ sage ich ihm; „denn für alle ist ja das ‚Wort‘, jede Schöpfung und jede Kreatur, jedes Blättchen strebt hin zum Worte, singt Gottes Ruhm und weint zu Christus; sich selber unbewußt, vollendet es dies Geheimnis seines sündlosen Daseins! Dort“, sage ich ihm, „im Walde irrt der furchtbare Bär umher, drohend und wild und doch in nichts daran schuldig!“ Und ich erzählte ihm, wie einst ein Bär zu einem großen Heiligen kam, der im Walde in einer kleinen Zelle seine Seele rettete. Und es erbarmte sich seiner der große Heilige, er ging furchtlos zu ihm hin und gab ihm ein Stück Brot: „So gehe denn deines Weges! Christus sei mit dir!“ und es ging das wilde Tier gehorsam und sanft davon, ohne Schaden zu tun. Und es ward der Jüngling gerührt darüber, daß der Bär, ohne Schaden zu tun, gegangen war, und daß Christus mit ihm sei. „Ach,“ spricht er, „wie ist das schön, wie ist alles Göttliche schön und wundervoll!“ Er sitzt da und ist versunken in stille und süße Gedanken. Ich sehe, daß er alles verstanden hat. Und er entschlief an meiner Seite eines leisen, sündlosen Schlafes. Segne, Herr, die Jugend! Und ich selber betete dort für ihn, bevor ich in Schlaf sank. Herr, sende Frieden und Licht deinen Menschen!

c) Erinnerungen des Greises Sosima an sein Jünglingsalter und seine noch in der Welt zugebrachte Jugendzeit. Das Duell

In Petersburg, im Kadettenkorps, verweilte ich lange, fast acht Jahre, und mit der neuen Erziehung betäubte ich vieles von den Eindrücken der Kindheit, wenn ich auch gar nichts vergaß. Als Ersatz dafür nahm ich so viele neue Gewohnheiten und sogar Anschauungen in mich auf, daß ich mich in ein fast wildes, grausames und albernes Geschöpf verwandelte. Einen äußeren Schliff von Höflichkeit und gesellschaftlichem Benehmen erwarb ich mir zugleich mit der Kenntniss der französischen Sprache; aber wir alle, auch ich, waren durchaus der Ansicht, daß die mit uns im Korps dienenden Soldaten durchaus dem Vieh gleichzuachten seien. Als wir Offiziere wurden, waren wir zwar bereit, unser Blut zu vergießen für die beleidigte Ehre unseres Regiments. Was aber Ehre wirklich ist, das wußte fast niemand von uns. Wenn wir es aber erfahren hätten, so würden wir sie auch so gleich verhöhnt haben. Auf Saufen, Wüsten und tolle Streiche waren wir fast stolz. Ich werde dabei nicht sagen, daß wir schlecht waren; alle diese jungen Menschen waren im Grunde gut, sie benahmen sich nur schlecht, und mehr als alle anderen ich. Die Hauptschuld daran war die, daß ich mein eigenes Kapital erhalten hatte, und ich mich deshalb auch mit dem ganzen Feuer der Jugend daran machte, nur zu meinem Vergnügen zu leben. Ohne jedes Hemmnis fuhr ich sozusagen mit vollen Segeln! Aber das ist seltsam: ich las damals auch Bücher und sogar mit großem Genuß, nur die Bibel habe ich zu dieser Zeit fast niemals aufgeschlagen. Gleichwohl trennte ich mich niemals von ihr, schleppte sie vielmehr überallhin mit mir: in Wahrheit hütete ich dies Buch, ohne es selber zu wissen, „für den Tag und die Stunde,

für den Monat und das Jahr". Als ich so vier Jahre gedient hatte, fand ich mich endlich in der Stadt A., wo damals unser Regiment stand. Die Gesellschaft der Stadt war mannigfaltig, zählte viele Mitglieder, war lustig, gastfrei und reich. Man nahm mich überall gut auf, denn ich war von Hause aus heiteren Charakters, ja, und dazu noch galt ich für reich, und das bedeutet in in der Welt nicht wenig. Und da gerade trug sich ein Vorkommnis zu, das vielem zum Ausgang diente. Ich trat in Beziehungen zu einem schönen jungen Mädchen, das klug, würdig und von heiterem und edlem Charakter war, der Tochter angesehener Eltern. Es waren das keine kleinen Leute; sie besaßen vielmehr Reichthum, Einfluß und Macht und nahmen mich freundlich und freudig auf. Und da schien es mir denn, daß das Mädchen mir sehr zugetan sei — und es entbrannte mir das Herz bei diesem Gedanken. Später kam ich dann freilich schon selber dahinter und erriet durchaus, daß ich sie vielleicht überhaupt gar nicht so heftig liebte, vielmehr nur ihren Geist und ihren Charakter für überlegen hielt, wie das auch nicht anders sein konnte. Meine Selbstsucht hinderte mich indes daran, ihr damals schon einen Antrag zu machen: es schien mir furchtbar schwer, Abschied zu nehmen von den Verführungen eines den Lüsten ergebene[n] freien Junggesellenlebens, wo ich dazu noch so jung war und zudem sogar einiges Geld besaß. Anspielungen machte ich indes gleichwohl. Auf jeden Fall verschob ich auf kurze Zeit jeden entscheidenden Schritt. Und da ward ich plötzlich auf zwei Monate nach einem anderen Bezirk abkommandiert . . . Nach zwei Monaten kehre ich zurück und erfahre plötzlich, daß das Mädchen schon verheiratet ist: an einen reichen, in der Nähe der Stadt ansässigen Gutsbesitzer, der zwar älter als ich, aber gleichwohl noch jung war und in der Hauptstadt Beziehungen besaß, und zwar in der besten Gesellschaft, zu der ich keinen Zutritt hatte. Es war

dies ein äußerst liebenswürdiger und außerdem auch ein gebildeter Mensch — Bildung aber besaß ich schon ganz und gar nicht. So erschüttert war ich über dies unerwartete Ereignis, daß sogar der Verstand in mir sich trübte. Die Hauptsache war aber, daß, wie ich ebenfalls damals erst erfuhr, dieser junge Gutsbesitzer längst schon Bräutigam dieses Mädchens war, und daß ich selber ihm schon oftmals in ihrem Hause begegnet war, aber gar nichts bemerkt hatte, verblendet durch das Bewußtsein meiner eigenen Vorzüge. Aber eben gerade dies kränkte mich mehr als alles andere: Wie denn das? Fast alle wußten es, und nur ich allein wußte von gar nichts? Und ich empfand plötzlich einen unerträglichen Zorn. Mit Schamröthe im Gesicht begann ich mich daran zu entsinnen, wie ich ihr oftmals meine Liebe fast schon zu erkennen gegeben hatte. Da sie mir aber nicht Einhalt geboten hatte und mich ihre Verlobung nicht hatte ahnen lassen, so hat sie demnach, so schloß ich, sich über mich lustig gemacht. In der Folge ist mir natürlich zum Bewußtsein gekommen, und ich habe mich daran wohl erinnert, daß sie niemals über mich gelacht hat, vielmehr im Gegenteil stets selber solche Gespräche in scherzhafter Weise zu unterbrechen und statt ihrer andere zu beginnen pflegte; damals aber konnte ich mir dies nicht zusammenreimen, und ich entflammte in Rachsucht. Ich entsinne mich dabei mit Staunen, daß diese meine Rachsucht und meine Wut mir selber bis zum äußersten schwer fielen und mir widerlich waren, weil ich einen leichten Charakter besaß und niemandem lange zu zürnen vermochte. Deshalb habe ich mich aber gewissermaßen selber künstlich zu erregen gesucht, und ich ward schließlich unausstehlich und albern. Ich lauerte auf eine Gelegenheit, und einstmals, in einer großen Gesellschaft, gelang es mir plötzlich, meinen „Gegner“ zu beleidigen, und zwar so, daß es den Anschein hatte, als ob die allernebensächlichste Veranlassung vorgelegen hätte: ich lachte

nämlich über eine Ansicht, die er über ein damals wichtiges Ereignis aussprach — das war im Jahre 1826 —, und es gelang mir, wie man mir sagte, in würdiger und gewandter Art ihn zu verspotten. Dann nötigte ich ihm eine Erklärung ab und benahm mich dabei so grob, daß er meine Herausforderung annahm, ungeachtet des großen Unterschiedes zwischen uns; denn ich war ja jünger als er, unbedeutend und von untergeordnetem Range. Später schon habe ich dann mit Bestimmtheit erfahren, daß er meine Herausforderung gleichfalls wie aus dem Gefühle der Eifersucht heraus angenommen habe: war er doch auch schon früher ein wenig eifersüchtig auf mich gewesen, damals, als seine Gattin erst seine Braut war; jetzt aber fürchtete er wohl, daß, wenn jene erfahre, er habe eine Beleidigung von mir hingenommen, sich aber nicht entschlossen, mich zum Zweikampf zu fordern, sie ihn unwillkürlich verachten und in ihrer Liebe zu ihm schwankend werden möchte. Einen Sekundanten fand ich rasch, einen Leutnant, einen Regimentskameraden. Wenn man nun auch zu jener Zeit Zweikämpfe streng bestrafte, so war es gleichwohl sogar so, als ob sie beim Militär geradezu in Mode ständen — so stark erweisen sich oft rohe Vorurteile. Es war Ende Juni. Unsere Begegnung ward auf den nächsten Tag, früh sieben Uhr, außerhalb der Stadt, verabredet — und tatsächlich ereignete sich dort mit mir etwas, das mir verhängnisvoll ward. Als ich am Abend nach Hause zurückkehrte, wütend und unausstehlich, ärgerte ich mich über meinen Burschen Afanasi und schlug ihn aus aller Kraft zweimal ins Gesicht, so daß es mit Blut überströmt war. Er diente bei mir erst kurze Zeit, und es hatte sich auch früher zugetragen, daß ich ihn schlug, noch nie aber mit solch einer viehischen Roheit. Und glaubt mir, meine Lieben, vierzig Jahre sind seitdem vergangen, und ich kann mich auch jetzt noch nicht ohne Scham und ohne Kummer daran erinnern. Ich

legte mich schlafen, schlief drei Stunden, wache auf, und schon beginnt der Tag. Ich erhob mich plötzlich, mehr schlafen konnte ich nicht, ich ging zum Fenster, öffnete es — mein Zimmer lag nach dem Garten —, und ich sehe, die Sonne geht auf, warm, köstlich, es zwitscherten die Vöglein. „Was ist denn das?“ denke ich. „Empfinde ich denn in meiner Seele etwas Schmachvolles und Niedriges? Nicht etwa deshalb, weil ich die Absicht habe, Blut zu vergießen? Oder deshalb, weil ich fürchte, getötet zu werden? Nein, das ist durchaus nicht das, sogar ganz und gar nicht. . .“ Und plötzlich habe ich denn auf einmal erraten, worin die Sache lag: nämlich darin, daß ich gestern den Afanasi geschlagen hatte! Alles trat mir da plötzlich aufs neue vor die Augen, gleich als ob von neuem alles vor sich gehe: er steht vor mir, und ich schlage ihn, weit ausholend, gerade ins Gesicht; er aber hält die Hände an die Hosennaht, den Kopf gerade, die Augen hat er aufgerissen wie in der Front, er zittert bei jedem Schlage und wagt nicht einmal die Hände zu erheben, um sich zu schützen — und da ist ein Mensch bis dahin gebracht worden, und da schlägt ein Mensch einen Menschen! Was ist das für ein Verbrechen! Es war, als ob eine scharfe Nadel mir die ganze Brust durchstoßen habe. Da stehe ich denn wie dumm geworden, aber die liebe Sonne leuchtet, die Blättchen freuen sich, glänzen und schimmern, und die Vöglein, die Vöglein preisen Gott. Ich bedeckte mit beiden Händen mein Gesicht, warf mich aufs Bett und brach in Schluchzen aus. Und es kam mir da mein Bruder Markel in den Sinn und seine Worte, die er vor seinem Tode an die Dienstboten richtete: „Meine Lieben, ihr, meine Teuren, wofür dient ihr mir denn, wofür liebt ihr mich denn? Ja, und bin ich es denn auch wert, daß man mir diene?“ „Ja, bin ich es denn wert?“ kam es mir plötzlich in den Kopf. „In der That, wodurch verdiene ich es denn, daß ein anderer Mensch, ein ebensolcher wie ich, ein Eben-

bild Gottes, mir diene?" So bohrte sich damals auch mir in den Geist zum ersten Male in meinem Leben diese Frage. „Mütterchen, du mein Blutströpfchen, in Wahrheit ist jeder vor allen und für alle schuldig, es wissen das nur nicht die Menschen; wenn sie es aber erkennen würden — dann wäre sogleich das Paradies auf Erden!“ „Mein Gott, ja, und ist wirklich auch dies nicht wahr?“ — und ich denke: „In Wahrheit bin ich für alle schuldig, und vielleicht schuldiger als alle, ja, und auch schlechter als alle Menschen auf der Welt!“ Und es stellte sich mir plötzlich die ganze Wahrheit vor in ihrer vollen Erleuchtung: was bin ich im Begriff zu tun? Ich werde gehen, um einen guten, klugen, edlen Menschen zu töten, der mir auch gar nichts zuleide getan hat, seine Gattin aber werde ich damit auf ewig allen Glückes berauben, sie quälen und töten! So lag ich auf dem Bette, mit dem Gesicht in den Kissen, und bemerkte überhaupt nicht, wie die Zeit verstrich. Plötzlich tritt mein Kamerad, der Leutnant, mit den Pistolen ein, um mich abzuholen. „Ah,“ spricht er, „das ist aber schön, daß du schon aufgestanden bist, es ist Zeit, laßt uns gehen!“ Ich rannte unentschlossen hin und her, verlor mich völlig. Wir gingen indes hinaus, um uns in den Wagen zu setzen. „Warte hier nur einen Augenblick,“ sage ich ihm, „ich laufe rasch hinein, ich habe meinen Geldbeutel vergessen!“ Und ich lief allein in die Wohnung zurück, direkt in die Kammer von Afanasi: „Afanasi,“ spreche ich, „ich habe dich gestern zweimal ins Gesicht geschlagen, verzeihe mir!“ spreche ich. Er fuhr nur so zusammen, als ob er erschrocken sei, er blickt auf mich — und ich sehe, daß das zu wenig ist, und da plötzlich — wie ich war in voller Uniform, krach! falle ich ihm zu Füßen mit der Stirne zur Erde: „Verzeihe mir!“ spreche ich. Da ist er auch schon völlig betroffen: „Euer Wohlgeboren, Väterchen, gnädiger Herr, ja, wie können Sie nur — ja, bin ich das denn auch wert?!“ Und er brach plötzlich selber in Weinen aus;

ganz so wie vorhin ich, bedeckte er mit beiden Händen sein Gesicht, drehte sich zum Fenster und erzitterte nur so vor Schluchzen. Ich aber lief zu meinem Kameraden hinaus, sprang in den Wagen und schrie: „Los! — Hast du“, rufe ich ihm zu, „einmal einen Sieger gesehen, da sitzt einer vor dir!“ In mir ist ein solches Entzücken, ich lache den ganzen Weg über, ich schwäge, schwäge, ich entsinne mich schon nicht, was ich eigentlich schwägte. Er blickt auf mich: „Nun, Bruder, ein forscher Kerl bist du, ich sehe, daß du die Uniform hochhalten wirst!“ So kamen wir zur Stelle, sie aber sind schon dort, erwarten uns. Man stellt uns auf, zwölf Schritte voneinander entfernt, er hat den ersten Schuß; ich stehe vor ihm, heiter, direkt mit dem Gesichte zu ihm, ich blinze nicht mit den Augen, liebevoll blicke ich auf ihn, ich weiß, was ich tue. Er drückt los: nur ein ganz klein wenig zerkratzte die Kugel mir die Wange, ja, und sie streifte mir auch das Ohr. „Gott sei Dank!“ rufe ich, „Sie haben wenigstens keinen Menschen getötet!“ ja, und dann erfaßte ich meine Pistole, drehte mich um, ja, und dann habe ich sie mit Schwung in den Wald geworfen. „Dahin“, schreie ich, „ist auch dein Weg!“ Ich drehte mich nach dem Gegner um: „Mein Herr,“ spreche ich, „verzeihen Sie mir, einem dummen jungen Menschen, daß ich Sie absichtlich beleidigte und Sie jetzt auch auf mich zu schießen zwang. Selber bin ich zehnmal schlechter als Sie und am Ende noch gar mehr als das. Sagen Sie dies der Person wieder, die Sie mehr achten als alles auf der Welt!“ Kaum hatte ich dies ausgesprochen, als alle drei durcheinander schrien: „Erlauben Sie einmal,“ spricht mein Gegner — er ward sogar ganz böse — „wenn Sie sich nicht schlagen wollten, weshalb haben Sie mich denn hierherbestellt?“ „Gestern“, sagte ich ihm, „war ich noch dumm, heute aber bin ich gescheit geworden!“ so antworte ich ihm heiter. „Ich glaube an das, was gestern war,“ spricht er, „auf das Heutige ist aber

schwer zu schließen nach dem, was Sie da sagen!" „Bravo!" rufe ich ihm zu und klatsche in die Hände. „Ich bin mit Ihnen auch darin einverstanden, ich habe es verdient!" „Werden Sie, mein Herr, also schießen oder nicht?" „Ich werde es nicht tun," spreche ich; „Sie aber, wenn Sie es wollen, so schießen Sie noch einmal, freilich wäre es besser für Sie, nicht zu schießen!" Es schrien auch die Sekundanten, besonders der meinige: „Was ist das für eine Schande für das Regiment, vor der Barriere stehend um Verzeihung zu bitten! Wenn ich das nur gewußt hätte!" Ich stand da vor ihnen und lachte schon nicht mehr: „Meine Herren!" spreche ich, „ist es denn wirklich jetzt für unsere Zeit so erstaunlich, einem Menschen zu begegnen, der seine Dummheit selber eingesteht, und der öffentlich bekennt, worin er selber schuldig ist?" „Ja, aber nicht vor der Barriere!" schreit wiederum mein Sekundant. „Da haben Sie durchaus recht!" antworte ich ihm; „das ist es ja aber auch, worüber ich mich erstaune. Ich hätte mich ja tatsächlich schuldig bekennen sollen, sobald wir nur hierherkamen, noch bevor er auf mich schoß, und ich hätte ihn nicht zu dieser großen und tödlichen Sünde veranlassen sollen. Wir selber haben es aber derart töricht auf der Welt eingerichtet," spreche ich, „daß es fast unmöglich war, so zu verfahren: denn erst nachdem ich mich auf zwölf Schritt Entfernung seinem Schusse gestellt habe, können meine Worte für ihn irgendeine Bedeutung haben. Wenn ich mich aber vor dem Schusse schuldig bekannt hätte, gleich als wir hierhergekommen waren, so hätte man einfach gesagt: ‚Das ist ja ein Feigling, er hatte Furcht bekommen vor der Pistole, es lohnt darum auch gar nicht, auf ihn zu hören!‘ Meine Herren!" rief ich plötzlich aus ganzem Herzen aus, „schauen Sie rings um sich herum die Gaben Gottes: der Himmel ist wolkenlos, die Luft so rein, die Gräserchen so zart, die Vögelchen, die ganze Natur schön und sündlos, und wir,

nur wir allein sind gottlos und dumm und begreifen nicht, daß das Leben ein Paradies ist: denn wir, wir brauchen ja nur den Wunsch zu hegen, es zu begreifen, und sogleich wird es auch erstehen in aller seiner Schönheit, und wir werden einander umarmen und in Weinen ausbrechen . . ." Ich wollte noch fortfahren, aber ich vermochte es nicht, der Atem stockte mir förmlich, wonnig, jugendlich war mir zumute, und im Herzen empfand ich ein solches Glück, wie ich es noch niemals im Leben erfahren hatte. „Alles das ist vernünftig und gottesfürchtig," spricht zu mir mein Gegner, „und auf jeden Fall sind Sie ein origineller Mensch!" „Lachen Sie nur über mich," antworte ich ihm lächelnd, „später aber werden Sie selber meine Worte richtig finden!" „Ja, ich bin auch jetzt schon bereit," spricht er, „sie richtig zu finden, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand reiche, denn es scheint mir, Sie sind tatsächlich ein aufrichtiger Mensch!" „Nein," spreche ich, „jetzt in diesem Augenblick ist das nicht nötig, aber später, wenn ich mich bessern und Ihre Achtung verdienen werde, wenn Sie mir dann Ihre Hand hinstrecken — werden Sie schön handeln!"

Wir fuhren nach Hause, mein Sekundant schimpfte den ganzen Weg über, ich aber küsse ihn nur. Sogleich haben auch alle Kameraden davon erfahren, und sie versammelten sich sofort, um noch am selben Tage mich zu richten: „Er hat also die Uniform beschmutzt, möge er seinen Abschied einreichen!" Es fanden sich indes auch Verteidiger: „Dem Schuß des Gegners hat er gleichwohl seine Brust dargeboten!" „Ja, aber er hat Furcht gehabt vor weiteren Schüssen des Gegners, und er hat an der Barriere um Verzeihung gebeten!" „Wenn er wirklich Furcht gehabt hätte vor weiteren Schüssen," entgegneten wiederum meine Verteidiger, „so hätte er erst seine Pistole abgeschossen, bevor er noch um Verzeihung bat; er hat die aber noch geladen in den

Wald geschleudert! Nein, da handelste es sich um etwas anderes, um etwas durchaus Einzigartiges!“ Ich höre zu, es macht mir Spaß, auf sie hinzublicken: „Meine sehr Lieben,“ spreche ich, „meine Freunde und Kameraden, seien Sie ohne Sorge darüber, ob ich meinen Abschied einreiche, weil ich dies nämlich bereits getan habe, ich habe ihn schon eingereicht, noch heute morgen in der Kanzlei, und sobald er mir bewilligt wird, werde ich sogleich ins Kloster gehen, denn nur um dies zu tun, reichte ich den Abschied ein!“ Kaum hatte ich dies ausgesprochen, da brachen auch schon alle ohne Ausnahme in Lachen aus: „Ja, das hättest du gleich sagen sollen! Nun, jetzt findet auch alles schon seine Erklärung. Einen Mönch kann man natürlich nicht richten!“ Sie lachen, sie können sich gar nicht beruhigen, aber so freundlich lachen sie, so fröhlich, es haben mich alle plötzlich liebgewonnen, sogar meine allereifrigsten Ankläger. Und dann haben sie mich jenen ganzen Monat hindurch, bis der Abschied bewilligt war, nur so auf Händen getragen: „Ach, du Mönch“, sprechen sie. Und jeder sagt mir ein freundliches Wort, sie begannen auch mir abzuraten, sogar meinen Entschluß zu bedauern. „Was tust du dir denn da an?“ — „Nein,“ sprechen sie, „er ist bei uns schon ein tapferer Bursche, er hat dem Schuß des Gegners seine Brust geboten, und er hätte wohl auch selber geschossen, wenn ihm nicht in der Nacht vorher geträumt hätte, er solle unter die Mönche gehen, das ist der ganze Grund!“ Fast genau das gleiche trug sich auch zu in der Gesellschaft unserer Stadt. Vorher hatte man mich nicht gerade besonders bemerkt, vielmehr nur freudig aufgenommen. Jetzt aber hatten alle kaum diesen Vorfall erfahren, so begannen sie auch schon mich um die Wette einzuladen. Sie lachten zwar über mich, sie hatten mich aber lieb. Ich will hier noch bemerken, daß, obgleich alle damals ganz öffentlich von unserem Duell sprachen, gleichwohl die Obrigkeit diese Sache ver-

tuschte. Mein Gegner war nämlich ein naher Verwandter des Generals; da die Sache zudem ohne Blutvergießen abgegangen war, vielmehr so, als ob es sich nur um einen Scherz gehandelt habe, ja, und ich schließlich auch meinen Abschied eingereicht hatte, so haben sie unser Duell wie einen Spaß betrachtet. Und ich begann damals auch laut und furchtlos meine Anschauungen zu äußern ungeachtet ihres Lachens, weil gleichwohl ihr Lachen kein boshaftes, vielmehr ein durchaus wohlwollendes war. Alle diese Gespräche gingen in der Regel am Abend vor sich, in Damengesellschaft: vor allem die Frauen liebten es ja damals, mir zu lauschen, und sie veranlaßten dazu auch die Männer: „Ja, wie ist es denn eigentlich möglich, daß ich für alle schuldig sein soll?“ sagt man mir immer wieder lachend ins Gesicht; „kann ich denn zum Beispiel für Sie schuldig sein?“ „Ja, wie sollten Sie dieses auch erkennen?“ antwortete ich ihnen; „da doch die ganze Welt längst schon einen anderen Weg einschlug, und wir die tatsächliche Lüge für Wahrheit halten, ja, und auch von den anderen verlangen, daß sie lügen sollen. Ich habe mir da einmal im Leben den Mut genommen und so gehandelt, wie es sich gehört. Und was war die Folge? Sie alle schauen auf mich wie auf einen Narren. Denn wenn sie mich auch liebgewonnen haben, so lachen sie“, sprach ich, „gleichwohl über mich!“ „Ja, und wie sollte man auch so jemanden wie Sie nicht liebhaben?“ sagt mir lachend mit lauter Stimme die Hausfrau, und es war dabei eine große Gesellschaft bei ihr. Plötzlich sehe ich, es erhebt sich aus der Mitte der Damen jene selbe junge Person, derentwegen ich damals zum Zweikampf gefordert, und die ich noch vor ganz kurzer Zeit mir zur Braut bestimmt hatte. Ich hatte aber gar nicht bemerkt, daß sie zu dieser Abendgesellschaft gekommen war. Sie stand auf, ging zu mir hin und reichte mir ihre Hand: „Erlauben Sie,“ spricht sie, „Ihnen kundzugeben, daß ich ganz und

gar nicht über Sie lache, vielmehr im Gegentheil Ihnen mit Tränen danke und Ihnen meine Hochachtung ausspreche für Ihr damaliges Verhalten!" Es trat da auch ihr Gatte heran, und darauf drängten sich plötzlich auch alle anderen hinzu, und fast hätten sie mich geküßt. Es ward mir da so freudig zumute! Da fiel mir denn plötzlich auch ein schon älterer Herr auf, der gleichfalls auf mich gekommen war, und den ich zwar früher schon dem Namen nach kannte, mit dem ich aber niemals persönlich bekannt gewesen war und bis zu diesem Abend überhaupt kein Wort gesprochen hatte.

d) Der geheimnisvolle Gast

Er war längst schon in unserer Stadt ansässig. Er war Beamter, nahm eine bedeutende Stellung ein, war allgemein geachtet, reich und als wohlthätig bekannt. Er hatte ein beträchtliches Kapital für ein Armenasyl und ein Waisenhaus gestiftet und außerdem viel Gutes im Verborgenen getan, ferne der Öffentlichkeit, wie sich später, bei seinem Tode, herausstellte. Er war an fünfzig Jahre alt, hatte ein fast strenges Aussehen und war wenig redselig. Geheiratet hatte er aber erst vor zehn Jahren eine noch ganz junge Frau, von der er drei noch minderjährige Kinder hatte. Und da sitze ich denn am Abend darauf bei mir zu Hause, als sich plötzlich die Thür öffnet und dieser selbe Herr eintritt.

Ich muß dabei bemerken, daß ich damals schon nicht mehr in meiner früheren Wohnung hauste: als ich nur eben meinen Abschied eingereicht hatte, war ich umgezogen und hatte mich bei einer alten Frau, einer Beamtenwitwe, eingemietet und dabei abgemacht, daß ihr Dienstmädchen auch bei mir Dienst tue, denn ich war nur deshalb in diese Wohnung eingezogen, weil ich den

Afanasi noch an dem gleichen Tage, als ich vom Duell zurückgekehrt war, in die Kompagnie zurückgeschickt hatte; ich schämte mich ja, ihm in die Augen zu blicken nach meinem Verhalten zu ihm von vorhin — so sehr geneigt ist der nicht vorbereitete Weltmensch, sich bisweilen selbst seines allergerchesten Handelns zu schämen.

„Ich“, spricht zu mir der Gast noch im Eintreten, „höre Ihnen schon einige Tage in verschiedenen Häusern mit großem Interesse zu und hatte endlich gewünscht, persönlich mit Ihnen bekannt zu werden, um mit Ihnen noch eingehender über das alles zu sprechen. Können Sie, mein Herr, mir einen so großen Dienst erweisen?“ „Ich tue das“, so spreche ich, „mit sehr großem Vergnügen und werde es mir als eine besondere Ehre anrechnen!“ Ich sage ihm dies ruhig, selber aber war ich fast erschrocken: einen so großen Eindruck hatte er damals auf mich gleich von Anfang an gemacht. Denn wenn man mir auch zuzuhören und mir Interesse entgegenzubringen pflegte, so war doch noch niemand zu mir gekommen mit einem so ernstern, strengen und nach innen gerichteten Blick. Und dabei war er noch selber zu mir in die Wohnung gekommen! Er setzte sich. „Eine seltene Charakterstärke“, so fährt er fort, „nehme ich an Ihnen wahr, denn Sie haben keine Furcht gehegt, der Wahrheit zu dienen in einer Angelegenheit, in der Sie Gefahr liefen, für Ihre Aufrichtigkeit der allgemeinen Verachtung zu verfallen!“ „Sie loben mich vielleicht in allzu übertriebener Weise!“ sage ich ihm. „Nein, durchaus nicht in übertriebener Weise,“ antwortet er; „glauben Sie mir, einen solchen Schritt zu tun, ist bei weitem schwerer, als es Ihnen scheint. Ich“, spricht er, „bin eigentlich nur davon betroffen gewesen, und deshalb bin ich auch zu Ihnen gekommen. Beschreiben Sie mir, wenn Ihnen meine vielleicht so unwürdige Neugierde nicht gerade zuwider ist, was Sie denn

eigentlich in jener Minute empfunden haben, als Sie sich, noch während des Zweikampfes, entschlossen, um Entschuldigung zu bitten – wenn Sie sich nur daran erinnern. Halten Sie meine Frage nicht für leichtsinnig, ich habe ganz im Gegenteil, wenn ich eine solche Frage stelle, meine geheime Absicht, die ich Ihnen auch wahrscheinlich in der Folgezeit kundgeben werde, wenn es Gott gefällig sein wird, uns einander noch näher kommen zu lassen!“

Die ganze Zeit über, während er sprach, hatte ich ihm gerade in die Augen gesehen, und plötzlich flößte er mir größtes Vertrauen ein und außerdem auch eine außergewöhnliche Neugierde, denn ich fühlte es, daß ein ganz besonderes Geheimnis ihm auf der Seele liege.

„Sie fragen mich, was ich eigentlich in jenem Augenblick empfand, als ich meinen Gegner um Verzeihung bat?“ antwortete ich ihm. „Ich werde Ihnen aber lieber ganz von Anfang an das erzählen, was ich den anderen noch nicht erzählt habe.“ Und ich erzählte ihm alles, was zwischen mir und dem Afanasi vorgefallen war, und wie ich mich vor ihm bis zur Erde verneigt hatte. „Hieraus können Sie selber ersehen,“ schloß ich, „daß es mir schon während des Zweikampfes leichter war, um Verzeihung zu bitten, denn ich hatte bereits zu Hause damit begonnen, und nachdem ich einmal diesen Pfad beschritten hatte, verlief alles weitere nicht nur ohne jede Anstrengung, vielmehr sogar freudig und heiter!“

Er hörte mich an und blickt so freundlich auf mich: „Das alles“, spricht er, „ist außerordentlich interessant, ich werde wieder und wieder zu Ihnen kommen!“ Und er begann von da an fast jeden Abend zu mir zu kommen, und wir hätten uns wohl gar sehr angefreundet, wenn er mir auch von sich selber erzählt hätte. Davon sprach er aber fast kein Wort, er fragte vielmehr immer nur

mich über mich selber aus. Trotzdem gewann ich ihn außerordentlich lieb und vertraute ihm völlig in allen meinen Gedanken, denn ich denke mir ja: wozu brauche ich denn seine Geheimnisse, auch ohne dies sehe ich, daß er ein gerechter Mensch ist. Zudem ist er aber auch noch ein so ernster und mir an Jahren so überlegener Mensch. Und trotzdem geht er zu mir, einem Jüngling, und verachtet mich nicht. Und viel Nützlichendes lernte ich auch von ihm, denn er war ein Mann von hohem Geiste. „Daß das Leben ein Paradies ist,“ spricht er plötzlich zu mir, „daran denke ich lange schon“, und plötzlich fügte er hinzu: „Ich denke ja überhaupt nur an dies eine!“ Er sieht mich an und lächelt. „Ich bin mehr als Sie“, spricht er, „davon überzeugt; später werden Sie erfahren, weshalb!“ Ich höre dies und denke für mich: „Da will er mir wahrscheinlich ein Geständnis machen.“ „Das Paradies“, spricht er, „liegt in einem jeden von uns verborgen, und jetzt öffnet es sich gerade in mir, und wenn ich nur will, so wird es noch morgen für mich tatsächlich erstehen, und schon für mein ganzes Leben!“ Ich sehe: mit Rührung spricht er, und geheimnisvoll blickt er auf mich, gleich als ob er an mich eine Frage richte. „Darüber aber,“ fährt er fort, „daß jeder Mensch für alle und alles schuldig ist, ganz abgesehen von seinen eigenen Sünden, darüber haben Sie völlig richtig geurteilt. Es ist wirklich erstaunlich, daß Sie diesen Gedanken plötzlich in einer solchen Fülle erfassen konnten. Und es ist in Wahrheit richtig, daß, wenn die Menschen diesen Gedanken begreifen werden, daß dann für sie das himmlische Reich schon nicht mehr in der Phantasie, vielmehr in Wirklichkeit anbrechen wird.“ „Wann aber“, rufe ich da vollummer aus, „wird sich dies endlich erfüllen, und wird es sich überhaupt noch einmal erfüllen? Ist dies nicht nur ein Traum?“ „Wie aber?“ spricht er; „da glauben Sie ja selber nicht! Sie predigen und glauben selber nicht! Wissen Sie aber, daß zweifel-

los dieser Traum, wie Sie sich ausdrücken, erfüllt wird, seien Sie nur dessen gewiß, wenn auch nicht jetzt gleich, denn jede Wirkung hat ihr eigenes Gesch. Das ist aber zudem auch noch eine Angelegenheit der Seele, eine psychologische Sache. Damit die Welt eine andere werde, dazu ist es nötig, daß die Menschen selber einen neuen Seelenpfad einschlagen. Bevor aber nicht ein jeder von uns in Wahrheit zu einem neuen Bruder wird für einen jeden, wird kein Brudertum herrschen unter den Menschen. Denn niemals werden die Menschen auf Grund der Ergebnisse irgendeiner Wissenschaft oder durch die Aussicht auf irgendeinen Vorteil es fertigbringen, ihr Eigentum und ihre Rechte untereinander zu teilen, ohne einander zu kränken, immer wird es einen jeden von ihnen zu wenig dünken, was er erhielt, und alle werden murren und sich hassen und einander vernichten. Sie fragen, wann dies erfüllt werden wird? Es wird erfüllt werden! Zuerst muß aber die Periode der menschlichen ‚Vereinigung‘ sich verwirklichen.“ „Was ist denn das für eine Vereinigung?“ frage ich ihn. „Gerade die, die jetzt überall erstrebt wird, besonders in unserem Jahrhundert, aber noch nicht völlig abgeschlossen ward, noch nicht ihren Endpunkt fand. Ein jeder strebt ja heute danach, seine Persönlichkeit möglichst abzusondern, jeder will in sich selber die ganze Fülle des Lebens erfahren, und dabei ist das Ergebnis aus allen seinen Anstrengungen nicht die Fülle des Lebens, sondern fragloser Selbstmord. Denn statt völlige Entfaltung ihres Lebens zu erlangen, verfallen sie in totale Vereinsamung. In unserem Jahrhundert zieht sich ein jeder in seine Höhle zurück, jeder entfernt sich von dem andern, verbirgt sich selber und was er besitzt, und endet damit, daß er selber von den Menschen zurückgestoßen wird und selber die Menschen von sich zurückstößt. Er sammelt für sich, in Einsamkeit lebend, Reichtümer und denkt: ‚Wie mächtig bin ich jetzt, und wie bin ich vor Mangel geschützt!‘

Er weiß aber nicht, der Tor, daß, je mehr er Reichtümer ansammelt, er nur um so tiefer in selbstmörderische Kraftlosigkeit versinkt. Denn er gewöhnte sich ja daran, auf sich allein alle Hoffnungen zu setzen: von dem Ganzen sonderte er sich ab als Einzelwesen, er gewöhnte seine Seele daran, nicht an die Hilfe von Menschen zu glauben, nicht an die Menschen und an die Menschheit, und nur darum zu zittern, sein Geld und die von ihm erworbenen Rechte möchten verfallen. Allüberall beginnt jetzt der Menscheng Geist in lächerlicher Weise zu verkennen, daß die tatsächliche Sicherstellung der Person nicht in ihrer vereinzelt persönlichen Anstrengung sich gründen kann, vielmehr nur in der Einheit aller Menschen. Aber unbedingt wird die Zeit auch dieser furchtbaren Vereinsamung ein Ziel setzen, und alle werden dann auf einmal begreifen, wie unnatürlich es war, daß sie sich einer von dem anderen absonderten. Ein solches wird schon das Behen der Zeit sein, und die Menschen werden darüber staunen, daß sie so lange im Schatten saßen und das Licht ihnen verborgen war. Dann wird auch das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen . . . Aber bis zu dieser Zeit muß man gleichwohl dies Zeichen hüten und darf es nicht verloren geben, vielmehr soll der Mensch, wenn auch nur als einzelner und wider alles Erwarten, ein Beispiel geben und die Seele aus der Vereinsamung auf den Weg der brüderlichen Gemeinschaft führen, und wenn er darum auch nur für einen Narren gehalten werden wird. Das muß sein, damit nicht der große Gedanke sterbe!“

In so flammenden und begeisternden Unterhaltungen vergingen unsere Abende, einer nach dem anderen. Ich hatte es sogar völlig aufgegeben, in Gesellschaft zu gehen, und begann viel seltener Besuche zu machen, ganz abgesehen davon, daß ich auch aus der Mode zu kommen anfing. Ich sage dies ohne Erbitterung, denn man fuhr ja fort damit, mich zu lieben und sich

freundlich zu mir zu verhalten; daß aber tatsächlich die Mode in der Welt keine geringe Rolle spielt, muß man doch wohl zugeben. Auf meinen geheimnisvollen Gast begann ich schließlich nur noch mit Entzücken hinzublicken; denn ganz abgesehen davon, daß ich mich an seinem Geiste erlabte, begann ich auch vorauszufühlen, daß er in sich eine ganz bestimmte Absicht nähre und sich zu einer vielleicht großen That vorbereite. Vielleicht gefiel es ihm auch, daß ich keinerlei Neugier an den Tag legte in Hinsicht auf sein Geheimnis und ihn weder direkt noch auf Umwegen auszufragen pflegte. Ich bemerkte aber schließlich, daß er auch selber sich wie zu quälen beginne in dem Wunsche, mir irgendein Geständnis zu machen. Wenigstens ward das schon sehr auffällig etwa einen Monat, nachdem er damit begonnen hatte, mich zu besuchen. „Wissen Sie denn auch,“ fragte er mich einst, „daß man in der Stadt großes Interesse hegt für uns beide und sich darüber wundert, daß ich so häufig zu Ihnen komme? Möge man es nur: bald wird sich ja alles erklären!“ Bisweilen befiel ihn plötzlich eine außerordentliche Aufregung, und in solchen Fällen pflegte er fast immer aufzustehen und wegzugehen. Bisweilen blickte er aber lange, und als ob er mich völlig durchschauen wolle, auf mich — ich denke: „Irgend etwas wird er sogleich eröffnen!“ Er aber läßt plötzlich davon ab und spricht von etwas Bekanntem und Gewöhnlichem. Auch begann er sich häufig über Kopfschmerzen zu beklagen. Und da — einstmals, sogar völlig unerwarteterweise, nachdem er eben erst lange und feurig gesprochen hatte, sehe ich: er ward plötzlich ganz bleich, sein Gesicht hat sich völlig verzogen, und er blickt unverwandt auf mich.

„Was ist Ihnen?“ spreche ich. „Sind Sie vielleicht unwohl?“ Er hatte sich nämlich gerade eben erst über Kopfschmerzen beklagt.

„Ich . . . wissen Sie es . . . ich . . . habe einen Menschen getötet . . .“

Er sprach es aus und lächelte, und dabei ist er bleich wie Kreide. „Weshalb lächelt er denn nur?“ Dieser Gedanke durchbohrte mir plötzlich das Herz, bevor ich mir noch über irgend etwas klar werden konnte. Ich selber war erbleicht.

„Wie kamen Sie denn dazu?“ rufe ich.

„Sehen Sie,“ antwortet er mir immer mit demselben bleichen Lächeln, „wie schwer es mir ward, das erste Wort zu sagen. Jetzt habe ich es aber ausgesprochen, und es scheint, ich betrat den richtigen Weg. Ich werde ihn zu Ende gehen.“

Lange wollte ich ihm nicht glauben, ja, und auch nicht auf einmal schenkte ich ihm Glauben, vielmehr erst, nachdem er drei Tage hintereinander zu mir gekommen war und mir alles bis in alle Einzelheiten erzählt hatte. Ich hielt ihn anfangs für gestört, überzeugte mich aber schließlich, zu meinem großen Kummer und Staunen, deutlich davon, daß er die Wahrheit gesprochen hatte. Er hatte tatsächlich vierzehn Jahre vordem ein großes und furchtbares Verbrechen an einer reichen Dame begangen, der Witwe eines Gutsbesizers, die jung und schön war und in unserer Stadt ein eigenes Haus besaß. Zu ihr hatte ihn eine leidenschaftliche Liebe erfaßt. Er gestand ihr seine Liebe und wollte sie überreden, seine Gattin zu werden. Sie aber hatte bereits ihr Herz einem anderen geschenkt, einem bekannten Offizier von hohem Range, der damals im Felde stand, und den sie indes bald zurückerwartete. Seinen (meines geheimnisvollen Gastes) Antrag hatte sie abgelehnt und ihn gebeten, sie nicht mehr zu besuchen. Daraufhin hatte er, der die Räumlichkeiten ihres Hauses genau kannte, sich einst in der Nacht vom Garten aus über das Dach bei ihr eingeschlichen, und das war außerordentlich verwegen, da er jeden Augenblick entdeckt zu werden riskierte. Indes gelingen gewöhnlich gerade die mit besonderer Redheit ausgeführten Verbrechen häufiger als die anderen. Nachdem er durch ein Dachfenster den

Norden des Hauses betreten hatte, stieg er auf einer kleinen Treppe zu ihr in die Wohnräume herunter, da er wußte, daß die Türe, die am Ende der Treppe lag, in Folge Nachlässigkeit der Diensthofen nicht immer verschlossen war. Er hatte auf diese Fahrlässigkeit auch diesmal gerechnet und sich nicht geirrt. In der Dunkelheit fand er dann den Weg zu ihrem Schlafzimmer, in dem ein Lämpchen vor den Heiligenbildern brannte. Und wie absichtlich waren gerade die beiden Dienstmädchen insgeheim, ohne eine Erlaubnis zu erfragen, in die Nachbarschaft zu einer Namenstagsfeier gegangen, die in derselben Straße stattfand. Die anderen Diener und Dienerinnen schliefen aber in den Gesindezimmern und in der Küche in der unteren Etage. Beim Anblick der Schlafenden war in ihm erst die Leidenschaft entflammt, daraufhin aber hatte sein Herz rasende Rachsucht und Eifersucht befallen, und ohne recht zu wissen, was er tue, wie ein Trunkener, war er herantreten und hatte ihr ein Messer gerade ins Herz gestossen, so daß sie nicht einmal geschrien hatte. Darauf hatte er in höllischer, verbrecherischer Berechnung alle Vorkehrungen so getroffen, daß der Verdacht auf die Dienerschaft fallen mußte: er hatte sich nicht einmal gescheut, ihren Geldbeutel an sich zu nehmen, er hatte mit den Schlüsseln, die er unter ihrem Kissen hervorgezogen hatte, ihre Kommode geöffnet und ihr einige Sachen entnommen, und gerade so, wie es ein ungebildeter Diensthofe getan hätte, das heißt die Wertpapiere ließ er zurück, er nahm nur Geld und einige größere Goldsachen, während er die zehnmal kostbareren, aber kleineren Schmuckstücke zurückließ. Er nahm aber auch noch irgend etwas sich zum Andenken mit, davon jedoch später. Nachdem er dies furchtbare Verbrechen begangen hatte, entfernte er sich auf demselben Wege. Weder am anderen Tag, als Lärm geschlagen ward, noch jemals später während seines ganzen Lebens war irgendwer darauf gekommen, den

wirklichen Übeltäter zu vermuten. Ja, und auch von seiner Liebe zu ihr wußte niemand, denn er war stets von schweigsamem, nicht mittheilsamem Charakter gewesen und besaß auch keinen Freund, dem er seine Seele anvertraut hätte. Man hielt ihn einfach für einen Bekannten der Ermordeten und nicht einmal für einen ihr besonders nahestehenden, denn in den letzten zwei Wochen hatte er sie ja gar nicht mehr besucht. Der Verdacht fiel hingegen sogleich auf ihren leibeigenen Diener Peter, und zufällig trafen alle Umstände zusammen, um diesen Verdacht zu bekräftigen: denn dieser Diener wußte, und die Verstorbene hatte es ihm selber nicht verheimlicht, daß sie beabsichtige, ihn unter die Soldaten zu stecken, weil sie verpflichtet war, einen Rekruten zu stellen, und er allein stand und außerdem von schlechter Aufführung war. Man hatte gehört, wie er betrunken im Wirtshaus voller Wut gedroht hatte, sie zu töten. Vier Tage vor ihrem Tode war er aber davongelaufen und hatte irgendwo in der Stadt gehaust. Am Tage nach dem Morde fand man ihn aber auf der Landstraße, nicht weit von der Stadt, besinnungslos betrunken, mit einem Messer in der Tasche, und dazu war noch aus irgendeinem Grunde seine rechte Handfläche mit Blut besudelt. Er behauptete zwar, dies Blut sei ihm aus der Nase geflossen, aber man glaubte ihm nicht. Die Dienstmädchen gestanden, daß sie zu besagter Namenstagsfeier gegangen waren, und daß die Haustüre bis zu ihrer Rückkehr unverschlossen geblieben war. Ja, und außerdem hatten sich noch eine Menge dem ähnlicher Anzeichen gefunden, auf Grund deren man den unschuldigen Diener auch belangte. Man nahm ihn fest und begann die Untersuchung. Da aber, schon eine Woche später, erkrankte der Gefangene an einem hitzigen Fieber, und er starb im Krankenhaus, ohne die Besinnung wiedererlangt zu haben. Damit fand die Angelegenheit ihr Ende. Man gab den Verstorbenen dem Willen Gottes

anheim, und alle: die Richter, die Obrigkeit und die ganze Gesellschaft blieben überzeugt, daß niemand anders das Verbrechen verübt habe, als eben dieser tote Diener. Aber da erst begann die Bestrafung des wirklichen Täters. Mein geheimnisvoller Gast, nunmehr schon mein Freund, erzählte, er habe anfangs überhaupt nicht an Gewissensbissen gelitten. Gelitten habe er freilich lange Zeit, aber nicht daran, vielmehr nur aus Gram darüber, daß er die geliebte Frau getötet habe, daß sie schon nicht mehr da ist, und daß er, als er sie tötete, nur seine Liebe getötet habe, während das Feuer der Leidenschaft in seinem Blute weiterbrannte. Daß er aber unschuldiges Blut vergossen und einen Menschen ermordet habe, kam ihm damals fast gar nicht in den Sinn. Es erschien ihm ja der Gedanke daran, daß sein Opfer eines anderen Gattin werden könnte, unmöglich zu ertragen, und deshalb war er lange Zeit hindurch durchaus überzeugt, daß er gar nicht anders habe handeln können. Es beunruhigte ihn freilich anfangs die Verhaftung des Dieners, aber die rasche Krankheit und dann der Tod des Arrestanten beschwichtigten ihn wieder: denn jener war, aller Augenscheinlichkeit nach (so urtheilte er wenigstens damals), nicht in Folge seiner Verhaftung und seines Schreckens, vielmehr an einer einfachen Krankheit gestorben, die er sich gerade in jenen Tagen seiner Flucht geholt hatte, als er besinnungslos betrunken eine ganze Nacht lang auf der nassen Erde gelegen hatte. Die gestohlenen Gegenstände und das Geld machten ihm aber wenig Sorge, denn (so urtheilte er gleichfalls) der Diebstahl war ja nicht aus Eigennutz geschehen, vielmehr nur um den Verdacht nach einer anderen Seite abzulenken. Die Summe des gestohlenen Geldes war zudem unbedeutend, und er hatte bald danach diese ganze Summe, und sogar eine weit größere für das Armenasyl gespendet, das damals in unserer Stadt errichtet ward. Absichtlich hatte er das

getan, um sein Gewissen zu beruhigen hinsichtlich des Diebstahls, und — das ist bemerkenswert — es war ihm das auch durchaus gelungen für einige Zeit und sogar für eine lange — er selber sagte mir dies. Er hatte sich damals einer wichtigen dienstlichen Tätigkeit mit Leidenschaft hingegeben, er hatte sich selber eine mühevolle und schwierige Arbeit ausgebenen, die ihn zwei Jahre beschäftigt hatte, und da er festen Charakters war, hatte er das Vergangene fast vergessen; wenn es ihm aber einmal einfiel, gab er sich Mühe, überhaupt nicht daran zu denken. Er widmete sich mit Eifer der Wohltätigkeit, traf darin mancherlei neue Einrichtungen und spendete dafür viel Geld in unserer Stadt. Er machte sich so auch in den Hauptstädten bemerkbar und ward in Petersburg und in Moskau zum Mitglied der dortigen Wohltätigkeitsgesellschaften ernannt. Aber gleichwohl begann er endlich bedenklich zu werden und sich zu quälen, und das trug nicht zur Hebung seiner Kräfte bei. Da erregte denn ein schönes und kluges junges Mädchen sein Wohlgefallen, und er beeilte sich, es heimzuführen in der Hoffnung, er könne durch die Ehe seines einsamen Grames Herr werden, und er werde, wenn er den neuen Pfad betreten habe und mit Eifer seine Pflicht der Gattin und den Kindern gegenüber erfülle, für immer von den alten Erinnerungen loskommen. Es trat aber gerade das Gegenteil von dem ein, was er erwartet hatte. Schon im ersten Monat seiner Ehe begann ihn unaufhörlich der Gedanke zu quälen: „Hier, meine Gattin liebt mich, und nun, was denn, wenn sie erfahren würde . . .?“ Als seine Gattin sich zum ersten Male guter Hoffnung fühlte und ihm das mittheilte, kam ihm plötzlich der quälende Gedanke: „Ich gebe Leben, ich selber aber habe Leben vernichtet!“ Es wurden ihm Kinder geboren, und er dachte: „Wie wage ich es denn, sie zu lieben, sie zu unterrichten und zu erziehen, wie werde ich ihnen denn von der Tugend erzählen? Ich habe ja Blut vergossen!“

Die Kinder entwickelten sich prächtig, er möchte sie lieblosen: „Ich kann aber gar nicht in ihre unschuldigen, klaren Gesichtchen schauen, ich bin dessen ja nicht würdig!“ Endlich begannen ihn furchtbare und bittere Vorstellungen zu überkommen von dem ermordeten Opfer: ihr vernichtetes junges Leben, ihr Blut, das nach Rache schrie. Er begann furchtbare Traumbilder zu sehen. Da er indes festen Herzens war, ertrug er lange Zeit diese Qual und dachte: „Alles werde ich sühnen durch meine geheimen Schmerzen!“ Aber auch diese Hoffnung war vergeblich: sein Leiden ward nur immer heftiger. In der Gesellschaft begann man ihm dabei mit Achtung zu begegnen wegen seiner Wirksamkeit in der Wohltätigkeit, wenn man auch allgemein Scheu hegte vor seinem strengen und finsternen Wesen. Je mehr man ihm aber Achtung zu erweisen begann, um so unerträglicher ward es ihm. Er gestand mir, er habe daran gedacht, Selbstmord zu begehen. Statt dessen begann er aber einen anderen Gedanken zu erwägen — einen Gedanken, den er anfangs für unmöglich und sinnlos gehalten hatte, der sich aber schließlich derart in sein Herz eingesogen hatte, daß es unmöglich war, ihn von dort herauszureißen. Er dachte nämlich daran, sich zu ermannen, vor das Volk zu treten und allen zu gestehen, daß er einen Menschen getötet habe. Drei Jahre schleppte er diesen Plan mit sich herum, und er malte ihn sich in immer neuer Gestalt aus. Endlich ward er von ganzem Herzen gewiß, daß, wenn er sein Verbrechen bekannt habe, er zweifellos seine Seele zu heilen und ein für allemal zu beruhigen vermöchte. Als er aber zu dieser Überzeugung gekommen war, erfaßte ihn Entsetzen. Denn wie sollte er das ausführen? Und da ereignete sich plötzlich jener Vorfall bei meinem Duell. „Indem ich auf Sie schaute, habe ich mich jetzt entschlossen!“ Ich blickte auf ihn.

„Konnte denn aber tatsächlich“, rief ich aus, und ich rang die

Hände, „ein so unbedeutender Vorfall in Ihnen einen solchen Entschluß reifen lassen?“

„Mein Entschluß brauchte drei Jahre, um zu reifen,“ antwortete er mir, „der Vorfall mit Ihnen gab mir nur den letzten Anstoß. Als ich auf Sie schaute, da machte ich mir selber Vorwürfe und beneidete Sie!“ Das sagte er mir sogar mit einer gewissen Schroffheit.

„Ja, aber man wird Ihnen gar nicht glauben,“ bemerkte ich ihm, „vierzehn Jahre sind ja seitdem verflossen!“

„Ich habe Beweisstücke, bedeutungsvolle. Ich werde sie vorlegen.“

Und da brach ich denn in Weinen aus und küßte ihn.

„Eines entscheiden Sie nur, nur eines!“ sprach er zu mir (gleich als ob von mir jetzt alles abhinge). „Meine Frau, meine Kinder! Meine Frau wird vielleicht vor Gram sterben. Wenn aber auch meine Kinder weder ihres Adels noch ihres Besitztums verloren gehen, so sind sie doch die Kinder eines Zuchthäuslers, und das für ewig! Und was für ein Andenken lasse ich in ihren Herzen zurück!“

Ich schweige.

„Aber von ihnen Abschied zu nehmen, sie auf immer verlassen? Es ist ja auf ewig, auf ewig!“

Ich sitze und bete still für mich. Endlich stand ich auf, es war mir schrecklich zumute.

„Was denn?“ und er blickt mich an.

„Gehen Sie“, spreche ich, „und legen Sie ein volles Geständnis ab vor dem Volke. Alles wird ja vorübergehen, nur die Wahrheit allein wird bleiben! Ihre Kinder werden heranwachsen, und dann werden sie begreifen, wieviel Hochherzigkeit in Ihrem großen Entschluß lag!“

Als er mich damals verließ, war es so, als ob er sich tatsächlich

entschlossen habe. Gleichwohl kam er aber noch mehr als zwei Wochen jeden Abend zu mir: immer noch bereitete er sich vor, noch immer vermochte er sich nicht zu entscheiden. Er folterte geradezu mein Herz. Bald kam er in fester Entschlossenheit und spricht mit Rührung:

„Ich weiß, daß das Paradies für mich anbrechen wird, sobald ich nur das Geständnis ablegen werde. Bierzehn Jahre lebte ich in der Hölle! Ich will leiden. Ich werde das Leiden auf mich nehmen und dann erst zu leben beginnen. ‚Mit der Lüge wirst du wohl die Welt durchwandern, ja, aber nicht zurückkehren!‘ sagt das Volk. Jetzt wage ich es ja nicht nur nicht, meinen Nächsten, nein, nicht einmal meine eigenen Kinder zu lieben. Mein Gott! Es werden ja meine Kinder vielleicht begreifen, was mir mein Leiden kostete, und sie werden mich dann nicht verdammen! Der Herrgott ist nicht in der Kraft, vielmehr in der Wahrheit!“

„Alle werden Ihr Vorgehen begreifen,“ sage ich ihm, „wenn nicht sogleich, so werden sie es später begreifen, denn der Wahrheit dienen Sie ja, der höchsten Wahrheit, der nichtirdischen . . .“

Und dann geht er von mir, als ob er getröstet wäre. Am anderen Tage aber kommt er plötzlich wieder und ist böse, bleich und spricht wie im Hohne:

„Jedesmal, wenn ich bei Ihnen eintrete, blicken Sie mit einer solchen Neugier auf mich, als ob Sie sagen wollten: ‚Er hat also wiederum nicht die Anzeige gegen sich erhoben?‘ Warten Sie nur, verachten Sie mich nicht allzu sehr! Das ist ja durchaus nicht so leicht, wie Sie es annehmen. Vielleicht werde ich das überhaupt noch nicht tun. Werden Sie dann aber nicht gegen mich die Anklage erheben? Wie?“

Ich aber hegte nicht nur Scheu davor, mit törichter Neugierde auf ihn zu blicken, nein, überhaupt ihn nur anzuschauen fürchtete ich mich. Gequält war ich, daß ich krank zu werden fürchtete, und

meine Seele war voll Tränen. Ich hatte sogar den nächtlichen Schlaf eingebüßt.

„Ich komme soeben“, fährt er fort, „von meiner Frau. Verstehen Sie denn auch, was das heißt: eine Gattin? Als ich wegging, rufen mir die Kinderchen nach: ‚Leben Sie wohl, Vater, kommen Sie nur bald wieder, um mit uns das Lesebuch für Kinder zu lesen.‘ Nein, Sie verstehen das nicht! Fremdes Unglück macht uns nicht klug!“

Und die Augen funkelten ihm, seine Lippen bebten nur so. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die darauf stehenden Gegenstände nur so aufsprangen — und er war doch sonst ein so weicher Mensch! Das begegnete ihm zum ersten Male.

„Ja, ist es denn nötig?“ rief er aus. „Ja, muß man es denn? Es ist doch niemand verurteilt worden, niemanden hat man meinetwegen zur Zwangsarbeit geschickt, der betreffende Diensthote ist ja an einer Krankheit gestorben! Für das Blut aber, das ich vergoß, ward ich schon genug bestraft durch meine Qualen. Ja, und man wird mir auch überhaupt keinen Glauben schenken, keinem von meinen Beweisen wird man Glauben schenken. Ist es denn nötig, eine Anzeige zu machen, ist es wirklich nötig? Für das vergossene Blut bin ich mein ganzes Leben lang bereit, mich noch weiter zu quälen, um nur nicht das Glück meiner Gattin und meiner Kinder zu zerstören. Wird es denn auch gerecht sein, wenn wir sie mit uns dem Verderben weihen? Irren wir uns denn auch nicht? Wo ist denn da die Wahrheit? Ja, und werden diese Leute überhaupt die Wahrheit erkennen, werden sie sie schätzen, werden sie sie ehren?“

„Mein Gott!“ denke ich für mich, „in einem solchen Augenblick denkt er auch noch an die Ehrung der Menschen!“ Und derart ward es mir damals leid um ihn, daß ich, so scheint es mir, selber sein Schicksal geteilt hätte, wenn ich es so nur hätte erleichtern

können. Ich sehe, er ist wie außer sich. Und ich entsetzte mich, da ich schon nicht nur mit meinem Verstande, vielmehr mit meiner lebendigen Seele begriffen hatte, was ein solcher Entschluß kostet!

„So entscheiden Sie denn mein Schicksal!“ rief er wiederum aus.

„Gehen Sie und erheben Sie Anzeige gegen sich!“ flüsterte ich ihm zu. Die Stimme versagte mir, ich hatte aber in entschiedenem Tone geflüstert. Ich nahm da vom Tische das Evangelium in russischer Übersetzung und wies ihm im Evangelium des Johannes Kapitel 12, den Vers 24: „Wahrlich! wahrlich, ich sage euch: Wenn ein Weizenkorn, das zur Erde fiel, nicht stirbt, so wird es eines bleiben; wenn es aber sterben wird, so wird es vielfältige Frucht bringen.“ Ich hatte diesen Vers eben erst gelesen, bevor er gekommen war.

Er las. „Das ist wahr!“ spricht er, er lächelte aber bitter. „Ja, in diesen Büchern“, sagt er nach einer Pause, „findet man Gott weiß was alles. Leicht ist es, sie einem unter die Nase zu schieben! Wer hat sie aber geschrieben, wenn nicht Menschen?“

„Der Heilige Geist hat sie geschrieben“, sage ich.

„Sie haben gut zu reden“, lächelte er wiederum, diesmal aber fast schon mit Haß. Ich nahm das Buch zurück, schlug es an einer anderen Stelle auf und zeigte ihm den Hebräerbrief Kapitel 10, Vers 31. Er las:

„Fürchtbar ist es, dem lebendigen Gott in die Hände zu fallen!“

Er las es, ja, und er warf dann geradezu das Buch von sich. Er erzitterte sogar am ganzen Körper.

„Einen fürchtbaren Vers,“ spricht er, „man muß es gestehen, haben Sie da ausgewählt.“ Er erhob sich von seinem Stuhle. „Setzt“, sagt er, „leben Sie wohl! Vielleicht werde ich auch nicht mehr zu Ihnen kommen . . . im Paradies werden wir uns

wiedersehen. Das bedeutet demnach, es sind schon vierzehn Jahre her, daß ich ,in die Hände des lebendigen Gottes fiel' — so müssen demnach wohl diese vierzehn Jahre überschrieben werden. Morgen werde ich ,diese Hände' bitten, daß sie mich loslassen . . .“

Ich wollte ihn umarmen und küssen, ja, und ich wagte es nicht — sein Gesicht war derart verzogen, daß es schwer ward, ihn auch nur anzuschauen. Er ging hinaus. „Mein Gott!“ dachte ich, „wo ist dieser Mensch hingegangen?“ Ich warf mich dann sogleich auf die Knie vor dem Heiligenbilde und weinte über ihn zur heiligen Gottesmutter, die da rasch Schutz und Hilfe bringt. Mehr als eine halbe Stunde war vergangen, daß ich weinend im Gebet verweilte; es war aber schon spät in der Nacht, gegen zwölf Uhr. Plötzlich sehe ich, die Thür öffnet sich, und er tritt wiederum ein. Ich wunderte mich.

„Wo sind Sie denn gewesen?“ frage ich ihn.

„Ich,“ spricht er, „ich habe, so scheint es, irgend etwas vergessen . . . mein Taschentuch, so scheint es . . . Nun, wenn ich aber auch gar nichts vergessen habe, lassen Sie mich niedersitzen!“

Er setzte sich auf einen Stuhl. Ich stehe vor ihm. „Setzen Sie sich auch“, spricht er. Ich setze mich. So saßen wir mehr als zwei Minuten, er blickt durchdringend auf mich, und plötzlich lächelt er, ich erinnere mich daran wohl. Dann stand er auf, umarmte mich hastig und küßte mich.

„Erinnere dich daran,“ spricht er, „daß ich ein zweites Mal zu dir kam. Hörst du, behalte das wohl im Gedächtnis!“

Zum ersten Male hatte er „du“ zu mir gesagt. Und er ging. „Morgen“, dachte ich mir.

Und so ist es denn auch gekommen! Ich wußte aber noch nicht an diesem Abend, daß gerade auf den morgigen Tag auch sein Geburtstag fiel. Ich selber war in den letzten Tagen nirgendhin ausgegangen, und deshalb hätte ich das auch gar nicht von

irgendwem erfahren können. An seinem Geburtstage pflegte sich aber alljährlich bei ihm eine große Gesellschaft einzufinden, die ganze Stadt kam dann angefahren. So auch diesmal. Da aber seine Vorgesetzten gleichfalls zugegen waren, so las er dort auch allen Anwesenden mit lauter Stimme ein Papier vor, das die volle Beschreibung des ganzen Verbrechens bis in alle Einzelheiten enthielt! „Wie einen Auswurf stoße ich mich selber aus der Mitte der Menschen aus! Gott hat mich heimgesucht!“ — so schloß das Papier. „Es verlangt mich danach, zu leiden!“ Daraufhin nahm er denn auch aus der Tasche und legte auf den Tisch alles, womit er sein Verbrechen zu beweisen glaubte, und was er vierzehn Jahre lang bewahrt hatte: die goldenen Schmucksachen der Ermordeten, die er selbst gestohlen hatte, um den Verdacht von sich abzuwenden, ihr Medaillon und ihr Kreuz, das er ihr vom Halse genommen hatte — in dem Medaillon war aber das Bild ihres Bräutigams —, ihr Notizbuch und endlich zwei Briefe: einen Brief des Bräutigams an sie mit der Nachricht von seiner baldigen Rückkehr, und ihre Antwort auf diesen Brief, die sie angefangen, aber nicht zu Ende geschrieben und auf dem Tische liegen gelassen hatte, um sie am nächsten Tage mit der Post abzuschicken. Auch diese Briefe hatte er damals an sich genommen — wozu? Wozu hatte er sie dann noch vierzehn Jahre aufbewahrt, statt sie, die ihn doch verraten konnten, zu vernichten? Und da ereignete sich dann dieses: alle gerieten in Staunen und Entsetzen, und niemand wollte das für wahr halten, obgleich alle mit außerordentlichem Interesse zugehört hatten, aber so wie der Beichte eines Kranken. Und wenige Tage später stand es denn schon in der ganzen Stadt durchaus fest, daß dieser Unglückliche verrückt geworden sei. Die Obrigkeit und das Gericht mußten freilich die Sache anhängig machen, aber auch sie bereiteten ihrer Verfolgung ein rasches Ende: wenn nämlich auch

die vorgelegten Sachbeweise und Briefe zu denken gaben, kam man doch zu dem Ergebnis, daß, sollten sich auch diese Beweisstücke als richtig erweisen, gleichwohl einzig und allein auf sie hin eine bestimmte Anklage nicht erhoben werden könne. Ja, und alle diese Dinge konnten doch auch von der Ermordeten selber ihm zum Aufbewahren gegeben worden sein als ihrem Bekannten und Vertrauten. Ich erfuhr übrigens, daß die Echtheit der Sachbeweise später durch viele Bekannte und Verwandte der Ermordeten festgestellt worden sei, und daß kein Zweifel hierin bestanden habe. Aber dieser Angelegenheit war es nun einmal nicht beschieden, ihren Lauf zu nehmen. Nach fünf Tagen erfuhren alle, daß der Dulder erkrankt sei und man für sein Leben fürchte. An welcher Krankheit er litt, kann ich nicht angeben, man sagte, an einer Herzkrankheit; es war aber bekannt, daß das Konsilium der Ärzte auf den dringenden Wunsch der Gattin auch seinen Geisteszustand geprüft hatte, und die Ärzte waren damals zu dem Ergebnis gelangt, es liege bereits Geistesstörung vor. Ich habe nichts verraten, wenn auch alle mich mit Fragen bestürmten. Als ich ihn aber zu besuchen wünschte, hat man mir dies lange verweigert, vor allem seine Gattin: „Das sind Sie,“ spricht sie, „der mir ihn verrückt gemacht hat! Er war auch vorher schon finster, im letzten Jahre aber bemerkten alle an ihm eine ganz außerordentliche Erregung und seltsame Handlungen, und da haben Sie ihn denn auch gerade zugrunde gerichtet; dazu haben Sie ihn angestiftet, er kam ja einen ganzen Monat gar nicht aus Ihrem Hause heraus!“ Und wie denn? Nicht nur seine Gattin, vielmehr auch alle in der Stadt fielen über mich her und beschuldigten mich: „An alledem sind nur Sie allein schuld!“ sprechen sie. Ich schweige, ja, und ich bin froh in meiner Seele, denn ich hatte die zweifellose Gnade Gottes erkannt gegenüber jenem, der sich gegen sich

selber erhoben und sich selber gestraft hatte. An seine Berrücktheit vermochte ich aber nicht zu glauben. Endlich ließ man auch mich zu ihm hinein, er selber hatte dringend darum gebeten, um sich von mir zu verabschieden. Ich trat ein und erkannte augenblicklich, daß nicht nur seine Tage, vielmehr auch seine Stunden gezählt seien. Er war schwach, gelb im Gesicht, seine Hände zittern, und er ringt nach Atem, aber er blickt gerührt und froh.

„Es ist vollbracht!“ sprach er zu mir. „Längst schon dürstet mich danach, dich zu sehen, warum bist du denn nicht gekommen?“

Ich sagte ihm nicht, daß man mich nicht zu ihm hineingelassen hatte.

„Gott hat sich meiner erbarmt und ruft mich zu sich. Ich weiß, daß ich im Sterben liege, ich fühle aber zum ersten Male nach so vielen Jahren Freude und Frieden! Sogleich empfand ich auch das Paradies in meiner Seele, als ich nur eben erfüllt hatte, was nötig war. Jetzt wage ich es schon, meine Kinder zu lieben und sie zu küssen. Man glaubt mir nicht, und niemand hat mir geglaubt, weder meine Gattin noch meine Richter, auch die Kinder werden das niemals glauben. Gottes Gnade erkenne ich darin gegenüber meinen Kindern! Ich werde sterben, und mein Name wird für sie unbesleckt sein. Jetzt aber fühle ich Gott voraus, mein Herz ist heiter wie im Paradiese . . . ich habe meine Pflicht getan!“

Er kann nicht weitersprechen, er ringt nach Atem, drückt mir heiß die Hand und blickt mit Feuer auf mich. Aber wir sprachen nur kurz miteinander, seine Gattin ließ uns nicht aus den Augen. Gleichwohl gelang es ihm, mir zuzuflüstern:

„Erinnerst du dich noch daran, wie ich damals zum zweiten Male zu dir kam, um Mitternacht? Ich habe dir damals gesagt, du solltest dich daran erinnern! Weißt du auch, weswegen ich gekommen war? Ich war ja gekommen, um dich zu töten!“

Da bin ich denn nur so zusammengefahren.

„Ich ging damals von dir, und in meiner Seele war es finster. Ich schweifste durch die Straßen und kämpfte mit mir selber. Und plötzlich ist ein solcher Haß gegen dich über mich gekommen, daß mein Herz das kaum ertragen konnte. „Jetzt“, denke ich, „hält er allein mich gebunden und ist mein Richter, ich kann schon nicht mehr meiner morgigen Strafe entgehen, denn er weiß alles. Nicht daß ich gefürchtet hätte, daß du mich anzeigen werdest (daran dachte ich überhaupt nicht), ich denke vielmehr: ‚Wie werde ich ihm nur in die Augen schauen, wenn ich nicht die Klage gegen mich erhebe?‘ Und wenn du auch bis ans Ende der Welt gezogen, aber noch am Leben wärest, so wäre das einerlei: unerträglich bleibt der Gedanke, daß du lebst und alles weißt und mich verurtheilst. Ich haßte dich, als ob du die Ursache von allem und an allem schuld seiest. Ich war damals zu dir zurückgekehrt: ich entsinne mich, daß bei dir auf dem Tische ein Dolchmesser lag. Wenn ich dich aber wirklich getötet hätte, wäre ich freilich gleichwohl verloren gewesen wegen dieses Mordes, wenn ich auch nicht mein früheres Verbrechen gestanden hätte. Daran dachte ich aber überhaupt nicht, und wollte ich auch nicht glauben in diesem Augenblick. Ich haßte dich nur und wollte mich an dir rächen für dies alles, und das aus aller meiner Kraft. Gott hat aber den Teufel in meiner Seele niedergerungen! Wisse indes gleichwohl, daß du niemals dem Tode näher warst!“

Eine Woche später starb er. Seinen Sarg geleitete die ganze Stadt zum Grabe. Der Oberpriester hielt eine tiefempfundene Rede, man beklagte die furchtbare Krankheit, die seinen Tagen ein Ziel gesetzt hatte. Die ganze Stadt erhob sich aber gegen mich, als man ihn beerdigt hatte, und man hörte sogar auf, mich zu empfangen. Freilich einige, anfangs nur wenige, dann aber immer mehr, begannen an die Wahrheit seiner Aussagen zu

glauben, mir das Haus einzurennen und mich mit großer Neugier und Schadenfreude auszufragen: denn es liebt ja der Mensch den Fall des Gerechten und seine Schmach! Ich aber war schweigsam wie das Grab und verließ auch bald die Stadt. Fünf Monate später ward ich dann durch Gott den Herrn gewürdigt, einen festen und herrlichen Pfad zu betreten — und ich segnete den unsichtbaren Finger, der mich so deutlich auf diesen Weg hingewiesen hatte. Des vielbuldenden Knechtes Gottes Michael gedenke ich aber in meinen Gebeten täglich bis zum heutigen Tage.

3

Aus den Gesprächen und Belehrungen des Greises Sofima

e) Etwas über den russischen Mönch und seine mögliche Bedeutung

Bäter und Lehrer, was ist ein Mönch? In der aufgeklärten Welt wird in unseren Tagen dieses Wort bisweilen schon mit Spott ausgesprochen, bei einigen aber auch geradezu wie ein Schimpfwort. Und das immer mehr. Freilich, ja freilich, auch unter den Mönchen gibt es viele Tagediebe, Wollüstlinge, Liederliche und freche Bettler. Auf solche nun weisen die gebildeten Weltleute hin: „Ihr seid demnach Faulenzer und unnütze Mitglieder der Gesellschaft, ihr lebt von fremder Arbeit, ihr schamlosen Bettler!“ Und dabei gibt es doch unter den Mönchen so viele Demütige und Fromme, die nach Einsamkeit dürsten und nach feurigem Gebet in der Stille! Auf die weist man aber weniger hin und übergeht sie sogar völlig mit Stillschweigen. Und wie viele würden erstaunt sein, wenn ich sagen werde, daß

von diesen Frommen, die es dürstet nach dem Gebete in der Einsamkeit, vielleicht noch einmal alles Heil ausgehen wird für die russische Erde! Denn in Wahrheit sind sie in der Stille vorbereitet „auf den Tag und die Stunde, den Monat und das Jahr“! Das Bild des Heilands wird vorderhand bewahrt in aller seiner Verlassenheit, herrlich und unentstellt, in der Reinheit der Wahrheit Gottes von den uraltesten Aposteln, Märtyrern und Vätern, und wenn es nötig sein wird, werden sie es der ins Schwanken geratenen Wahrheit der Welt vorhalten! Das ist ein großer Gedanke, von Osten aus wird dieser Stern aufgehen!

So denke ich vom Mönche, und sollte das wirklich lügnerisch, sollte es wirklich hochmütig sein? Schaut doch hin: ist denn nicht bei den Weltlichen und in der ganzen Welt, die sich über das Volk Gottes erhebt, das Angesicht Gottes und seine Wahrheit entstellt worden? Sie haben die Wissenschaft, aber in der Wissenschaft ist nur das, was den Sinnen unterworfen ist. Die geistige Welt hingegen, der höchste Teil des menschlichen Wesens, ist völlig verneint, und er ward sogar mit einer gewissen Feierlichkeit, ja mit Haß abgelehnt von ihnen. Es hat die Welt die Freiheit verkündet, besonders in der letzten Zeit, aber was sehen wir denn in ihrer Freiheit? Nichts als eine einzige Knechtschaft und einen einzigen Selbstmord! Die Welt spricht ja: „Du hast Bedürfnisse, deshalb befriedige sie auch, denn du hast ja genau die gleichen Rechte wie die reichsten und angesehensten Menschen! Hege nur keine Furcht davor, deine Bedürfnisse zu befriedigen, vermehre sie vielmehr noch!“ Das ist die heutige Lehre der Welt. Und darin erblicken sie auch die Freiheit! Was ist aber die Folge von diesem Rechte auf Vermehrung der Bedürfnisse? Bei den Reichen „Vereinsamung“ und geistiger Selbstmord, bei den Armen aber Neid und Mordsucht, denn

die Rechte hat man zwar gegeben, die Mittel aber, um diese Bedürfnisse zu befriedigen, hat man noch nicht angegeben! Man versichert, daß die Welt sich immer mehr vereinigen, daß sie sich in eine brüderliche Gemeinschaft verwandeln wird dadurch, daß man die Entfernungen verkürzt und die Gedanken durch die Luft übermittelt. O weh! Glaubt doch nicht an eine solche Vereinigung der Menschen! Indem sie unter Freiheit die Vermehrung und rasche Befriedigung ihrer Bedürfnisse verstehen, verstümmeln sie ja ihre eigene Natur, denn sie lassen ja in sich viele sinnlose und dumme Wünsche entstehen, törichte Gewohnheiten und albernste Einfälle! Sie leben nur, um einer den anderen zu hassen und der Wollust und der Eitelkeit zu fröhnen. Uppige Gastmähler, Ausfahrten, Equipagen, Rang, slavische Untergebene — das alles wird schon für eine solche Nothwendigkeit gehalten, daß man sogar sein Leben opfert, seine Ehre und seine Menschenliebe, um diese unentbehrlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und man tötet sogar einander, wenn man sie nicht befriedigen kann. Bei denen, die nicht reich sind, sehen wir ganz das gleiche, die Armen aber betäuben vorderhand noch Not und Neid in Branntwein. Bald werden sie sich aber statt an Branntwein am Blute berauschen, dazu führt man sie ja hin. Nun frage ich euch: Ist ein solcher Mensch wohl frei? Ich kannte einen „Kämpfer für die Idee“, der pflegte mir selber zu erzählen, daß, als man ihm im Gefängnis den Tabak entzogen hatte, er dies derart qualvoll empfunden habe, daß er fast hingegangen wäre und seine „Idee“ verraten hätte, damit man ihm nur wieder Tabak gäbe. Und doch spricht ein solcher: „Ich werde gehen und für die Menschheit kämpfen!“ Nun, wohin will denn ein solcher gehen, und wessen ist er überhaupt fähig? Höchstens einer raschen Tat, aber keinerlei Ausdauer! Und es ist auch nicht weiter erstaunlich, daß sie, statt die Freiheit zu erobern, in Knechtschaft

verfielen, und daß sie, statt der Bruderliebe und der Vereinigung aller Menschen zu dienen, im Gegenteil in Absonderung und Vereinsamung verfielen, wie mir in meiner Jugend mein geheimnisvoller Gast und Lehrer sagte. Deshalb erlischt aber auch in der Welt mehr und mehr der Gedanke, der Menschheit zu dienen, der Brüderlichkeit und der Einheit aller Menschen, und tatsächlich begegnet man diesem Gedanken bereits mit Spott: denn wie soll man seine Gewohnheiten aufgeben? Wohin wird jener Unfreie sich wenden, wenn er gewöhnt ist, so zahllose Bedürfnisse zu befriedigen, die er erst selber ausdachte? In der Vereinsamung ist er, und was hat er mit dem Ganzen zu schaffen? So hat man es denn dahin gebracht, daß die Menschen immer mehr Reichtümer ansammelten, aber immer weniger Freude unter ihnen wohnt.

Eine ganz andere Sache ist der Weg des Mönches! Über Gehorsam, Fasten und Gebet lacht man zwar, aber doch ist nur in ihnen der Weg gegeben zur echten und schon wahrhaftigen Freiheit: wenn ich ja überflüssige und unnütze Bedürfnisse von mir weise, wenn ich meinen selbstlieberischen und stolzen Willen durch Gehorsam demütige und geißle, so erreiche ich dadurch auch mit Gottes Hilfe die Freiheit des Geistes und mit ihr auch die geistige Freude! Wer aber von ihnen ist mehr imstande, einen großen Gedanken zu erleben und ihm dienen zu gehen — der vereinsamte Reiche oder jener, der sich befreit hat von der Knechtschaft der Dinge und der Gewohnheiten? Dem Mönch macht man Vorwürfe wegen seines zurückgezogenen Lebens: „Du hast dich zurückgezogen, um in Klostermauern deine Seele zu retten, du hast dabei aber vergessen, brüderlich der Menschheit zu dienen!“ Wir wollen aber erst einmal sehen, wer mehr Eifer an den Tag legen wird für die Bruderliebe! Denn die Vereinsamung ist nicht bei uns, vielmehr bei ihnen! Sie sehen das nur nicht.

Gerade von uns sind ja von alters her die Helfer des Volkes ausgegangen, weshalb sollten sie aber auch jetzt nicht erstehen können? Ganz dieselben demütigen und frommen Fester und Schweiger werden sich erheben und zu einem großen Werke schreiten. Von seinem Volke wird Rußland das Heil kommen! Das russische Kloster war aber von alters her mit dem Volke! Und wenn das Volk vereinsamt ist, so sind auch wir vereinsamt. Das Volk glaubt ja, was wir glauben: der ungläubige Volksaufwiegler wird bei uns in Rußland nichts ausrichten, mag er selbst von Herzen aufrichtig und an Geist genial sein! Das haltet wohl in eurem Gedächtnis! Das Volk wird auch dem Atheisten entgegentreten und ihn bekämpfen, und es wird das eine, rechtgläubige Rußland erstehen! Behütet aber das Volk und habet acht auf sein Herz! In aller Stille erzieht es! Das ist euer Werk, ihr Mönche, denn das Volk trägt ja Gott in sich!

f) Etwas von Herren und Dienern und davon, ob es möglich ist, daß Herren und Diener einander im Geiste Brüder werden können

Mein Gott! Wer will es bestreiten: auch im Volke ist Sünde! Die Flamme der Wollust nimmt sogar sichtbar zu, jede Stunde, und sie steigt nach oben. Auch im Volke wird Vereinsamung hereinbrechen. Wucherer und Halsabschneider werden auftreten, schon begehrt ja der Kaufmann immer mehr Ehrenbezeigungen, schon ist er bestrebt, sich als gebildet zu erweisen; da er aber nicht die geringste Bildung besitzt, verachtet er, nur um sich den Anschein der Bildung zu geben, schmähhlich die alten Gebräuche und beginnt sich sogar des Glaubens seiner Väter zu schämen. Er fährt zu Fürsten zu Besuch, und dabei ist er doch nur ein verdorbener Bauer. Das Volk ist in Fäulnis geraten

durch seine Trunksucht, und es kann schon nicht mehr ohne den Branntwein auskommen! Aber wieviel Noheiten in der Familie, der Frau, ja sogar den Kindern gegenüber, entspringen der Trunkenheit? Ich sah in den Fabriken erst neunjährige Kinder, kränklich, abgezehrt, gebeugt und schon verdorben! Dampf ist der Arbeitsraum, die Maschine stampft. Den ganzen Gottestag hindurch gibt es aber nur Arbeit für sie, unzüchtige Worte und Branntwein, Branntwein! Ist es aber das, wessen die Seele eines noch so kleinen Kindchens bedarf? Nein, das Kindchen bedarf der Sonne, der Kinderspiele, von überall her eines lichten Beispiels und wenn auch nur eines ganz kleinen Tröpfchens Liebe! Ja, und es soll das auch nicht so sein, ihr Mönche, ja, es sollen auch gar nicht die Kinder mißhandelt werden! Erhebt euch und predigt dies, nur rasch! rasch! Es wird aber Gott der Herr Rußland erretten! Denn wenn auch das einfache Volk vielfach verdorben ist und sich schon nicht mehr der schmutzigen Sünde zu enthalten vermag, so weiß es aber gleichwohl, daß seine schmutzige Sünde von Gott verflucht ist, und daß es übel tut und sündigt! Denn noch glaubt ja unser einfaches Volk, ohne schwankend zu werden, an die Gerechtigkeit, noch erkennt es Gott an und vermag in Rührung zu weinen! Nicht das gleiche gilt von den oberen Schichten. Jene wollen auf den Fußstapfen der Wissenschaft die Gerechtigkeit bei sich verwirklichen, lediglich auf dem Wege der Vernunft und bereits ohne Christus, wie ehemals! Und schon haben sie verkündet, daß es kein Verbrechen, daß es keine Sünde mehr gäbe! Ja, und das ist auch richtig nach ihren Voraussetzungen: denn wenn du Gott nicht anerkennst, was für ein Verbrechen gibt es dann noch für dich? In Europa erhebt sich das Volk schon mit Gewalt gegen die Reichen, und die Volksaufwiegler führen es überall zu Blutvergießen hin und lehren, „gerecht sei seine

Wut". Aber ganz im Gegenteil: verflucht ist seine Wut, denn sie ist grausam! Rußland indes wird der Herr erretten, wie er es schon oftmals errettet hat! Vom einfachen Volke wird die Rettung ausgehen, von seinem Glauben und seiner Demut! Väter und Lehrer, bewahrt euch den Glauben an euer Volk! Und er ist kein Wahn! Mein ganzes Leben hindurch rührte mich die wundervolle und wahrhaftige Würde unseres großen Volkes. Selber habe ich sie erschaut, selber kann ich Zeugnis ablegen von ihr, ich sah und staunte! Ich erschaute sie ungeachtet sogar des Schmutzes seiner Sünden und des niedrigen Ansehens unseres Volkes. Nicht knechtisch ist es ja gesinnt, und das nach zweihundertjähriger Knechtschaft! Frei in Haltung und Tat, aber ohne jemand herauszufordern. Und nicht rachsüchtig ist unser Volk und auch nicht neiderfüllt! „Du bist angesehen, du bist reich, du bist gescheit und begabt: — und möge es nur so sein, segne dich Gott! Ich ehre dich, aber ich weiß, daß auch ich ein Mensch bin. Dadurch aber, daß ich neidlos dir Ehre erweise, gerade dadurch beweise ich aber auch vor dir meine Würde, meine menschliche Würde!“ In Wahrheit, wenn sie auch nicht so sprechen (denn sie verstehen noch nicht, solches auszudrücken), so verhalten sie sich doch so, ich selber habe es gesehen, ich selber habe es erlebt, und glaubt mir: je ärmer und niedriger ein Mensch ist in unserem Rußland, um so mehr lebt auch in ihm von dieser herrlichen Gerechtigkeit! Denn die Reichen unter ihnen sind Bucherer und Halsabschneider und in ihrer Mehrzahl bereits verdorben, und viel, sehr viel fällt dabei auch unserem Mangel an Eifer und Achtsamkeit zur Last! Es wird aber der Herr die Seinen erretten, denn groß ist Rußland durch seine Demut! Ich träume davon, unsere Zukunft zu erschauen, und es ist mir, als sähe ich sie schon deutlich voraus: denn es wird dahin kommen, daß sogar der allerverdorbenste Geldsack bei uns

sich schließlich vor dem Armen seines Reichthums schämen wird; der Arme aber, wenn er diese seine Demut erschaut, sie verstehen, ihm beistimmen und mit Freude und Freundlichkeit antworten wird auf diese gottwohlgefällige Scham! Glaubt mir, daß es schließlich dazu kommen wird: alles weist ja darauf hin! Wenn erst in der geistigen Würde des Menschen Gleichheit sein wird, und das wird man nur bei uns begreifen! Wenn wir erst Brüder sein werden, so wird auch Brüderlichkeit herrschen auf Erden! Bevor sie aber sein wird, wird man niemals Hab und Gut miteinander teilen. Das Vorbild Christi bewahren wir, und es wird wie ein kostbarer Demant der ganzen Welt erstrahlen... So möge es sein, so möge es sein!

Väter und Lehrer, ich hatte einst ein rührendes Erlebnis. Auf einer Pilgerfahrt begegnete ich in der Gouvernementsstadt K. meinem früheren Burschen Asanasi. Es waren aber bereits acht Jahre vergangen, seit ich mich von ihm getrennt hatte. Ganz zufällig erkannte er mich auf dem Markte, er erkannte mich, lief zu mir heran, und mein Gott! wie hat er sich gefreut! Er ist nur so auf mich losgestürzt: „Väterchen, gnädiger Herr, sind Sie es denn auch? Ja, sehe ich denn wirklich Sie?“ Er führte mich in seine Wohnung. Er hatte bereits den Dienst verlassen, geheiratet, und es waren ihm schon zwei Kinderchen geboren worden. Er lebte mit seiner Frau von einem Kleinhandel auf dem Markte. Sein Zimmerchen war armselig, aber rein und freundlich. Er hieß mich niedersitzen, stellte die Teemaschine auf, schickte nach seiner Frau, ganz so, als ob ich ihm einen Feiertag bereitet habe dadurch, daß ich bei ihm erschienen war. Er führte mir auch seine Kinderchen zu: „Segnen Sie sie, Väterchen!“ „Soll ich sie segnen?“ antworte ich ihm; „ich bin ja nur ein einfacher und demütiger Mönch, ich werde zu Gott für sie beten, für dich aber, Asanasi Pawlowitsch, bete ich immer,

jeden Tag, von jenem selben Tage an, zu Gott, denn von dir, sage ich, ist alles ausgegangen." Und ich erklärte ihm das, so gut ich konnte. Was war aber das Ergebnis? Der Mann blickt auf mich und kann immer noch nicht begreifen, daß ich, sein früherer Offizier, ein „gnädiger Herr“, jetzt in solcher Gestalt und in solcher Kleidung vor ihm stehe: er fing sogar zu weinen an. „Worüber weinst du denn?“ sage ich zu ihm; „du unvergeßlicher Mensch, freue dich lieber über mich in deiner Seele, mein Lieber, denn freudig und licht ist ja mein Weg!“ Viel sprach er nicht mit mir, er seufzte nur immer und schüttelte in Rührung über mich sein Haupt. „Wo ist denn“, so fragt er, „Ihr Reichthum hin?“ Ich antworte ihm: „Ich habe ihn dem Kloster gegeben, und wir leben dort in Gütergemeinschaft.“ Nach dem Tee begann ich von ihnen Abschied zu nehmen, und plößlich gab er mir einen halben Rubel als Opfer für das Kloster. Noch einen halben Rubel aber, sehe ich, steckt er mir versthohlen in die Hand und spricht hastig: „Das wird schon Ihnen,“ spricht er, „einem wandernden Pilgersmann, vielleicht einmal nötig sein, Väterchen!“ Ich nahm seinen halben Rubel an, verneigte mich vor ihm und vor seiner Gattin und ging erfreut von dannen, und ich denke mir unterwegs: „Jetzt werden wir wohl beide, er bei sich zu Hause und ich auf meiner Wanderung, seufzen, ja, und dabei freudig lächeln, in der Freude unseres Herzens werden wir unser Haupt schütteln und daran denken, wie Gott uns einander begegnen ließ!“ Und von da an habe ich ihn nicht mehr wieder-gesehen! Ich war sein Herr gewesen und er mein Diener, jetzt aber, als wir erst einmal liebevoll und in geistiger Rührung uns umarmt hatten, hatte zwischen uns eine große menschliche Vereinigung stattgefunden. Darüber habe ich dann viel nachgedacht. Jetzt aber denke ich darüber so: „Ist wirklich dem Geiste so schwer zugänglich der Gedanke, daß diese große und seelen-

einfache Vereinigung zu ihrer Zeit allüberall sich vollenden könnte unter unseren russischen Menschen? Und ich glaube daran, daß sie sich vollenden wird, und daß die Fristen nahe sind.

Über die Dienenden füge ich noch folgendes hinzu: Vordem, als ich ein Jüngling noch war, geriet ich oft in Zorn über die Dienstboten: die Köchin hatte das Essen zu heiß aufgetragen, oder der Bursche hatte meine Kleider nicht gereinigt. Es erleuchtete mich damals aber plötzlich der Ausspruch meines lieben Bruders, den ich von ihm in meiner frühen Kindheit vernommen hatte: „Bin ich es denn auch wert, daß mir ein anderer diene, ich aber ihn, weil er arm und unerleuchtet ist, dahin und dorthin sende?“ Und damals hatte ich mich erstaunt, so spät stellen sich ja oft erst die allereinfachsten Gedanken, deren Wahrheit vor aller Augen liegt, in unserem Geiste ein! Ohne Dienende geht es nun einmal nicht auf der Welt, handle aber so, daß dein Diener bei dir freier im Geiste sei, als wenn er nicht dein Diener wäre! Und weshalb kann ich denn eigentlich nicht meinem Diener ein Diener sein, und das so, daß er dessen durchaus gewahr wird, und schon ohne irgendwelchen Stolz von meiner und ohne jedes Mißtrauen von seiner Seite? Weshalb soll mir denn nicht mein Dienstbote wie ein Verwandter sein, so daß ich ihn schließlich völlig in meine Familie aufnehme und mich dessen freue? Sogar auch jetzt noch ist dies durchaus möglich, es wird dies aber zur Grundlage dienen für die zukünftige, schon herrliche Vereinigung der Menschen, wenn der Mensch sich nicht mehr Dienende suchen und schon nicht mehr das Verlangen verspüren wird, seinesgleichen zu seinen Knechten zu machen wie jetzt, vielmehr im Gegenteil von ganzer Seele wünschen wird, selber allen ein Dienender zu sein, wie es das Evangelium gebietet. Und sollte es denn wirklich nur ein Traum sein, daß der Mensch schließlich seine Freude nur finden wird in den Thaten der Auf-

Nahrung und des Mitleids, nicht aber in rohen Genüssen wie jetzt — in Völlerei, Wollust, Eitelkeit, Prahlerei und neidischem Überheben über seinesgleichen? Fest glaube ich daran, daß dies kein Traum und die Zeit nahe ist. Wohl fragt man höhrend: Wann wird dann aber diese Zeit kommen, und sieht es denn auch so aus, daß sie jemals kommen wird? Ich aber denke, daß wir mit Christi Hilfe dieses große Werk entscheiden werden! Und wie viele Gedanken sind heute auf der Erde in der Geschichte der Menschheit lebendig, die noch vor zehn Jahren undenkbar waren, sich aber plötzlich offenbarten, als für sie ihre geheimnisvolle Frist gekommen war, und sich dann über die ganze Erde hin verbreiteten? So wird es auch bei uns sein, und es wird der Welt unser Volk voranleuchten, und es werden dann alle Menschen sagen: „Der Stein, den die Bauenden beiseite warfen, ist zum Eckstein geworden!“ Die Spötter selber aber sollte man fragen: „Wenn ihr euren Plan habt, wann werdet ihr dann euren Bau aufführen und die Gerechtigkeit zu seiner Grundlage machen, und das nur auf dem Wege der Vernunft? Ohne Christus?“ Wenn sie aber auch behaupten, daß ganz im Gegenteil gerade sie auch zur Vereinigung aller Menschen schreiten, so glauben in Wahrheit daran nur die allernäivsten von ihnen, und man kann sich sogar wundern über solche Naivität. Tatsächlich haben sie mehr schöpferische Phantasie als wir! Wohl träumen sie davon, die Gerechtigkeit zur Herrscherin zu erheben, da sie aber Christus verwerfen, wird nichts anderes dabei herauskommen, als daß sie die Welt mit Blut besudeln werden: denn Blut schreit nach Blut, und wer das Schwert zieht, der wird auch durch das Schwert zugrunde gehen. Und wenn nicht die Verheißung Christi wäre, so würden sie so auch einander ausrotten, bis ihrer überhaupt nur noch zwei auf der Erde blieben: ja, und auch diese beiden letzten Menschen würden es in ihrem

Stolze nicht über sich gewinnen, einer den anderen im Zaume zu halten, so daß dann der letzte erst den vorletzten und dann sich selber vernichten würde. Und dazu wäre es auch schon gekommen, wenn nicht Christus verheißen hätte, daß um der Frommen und Demütigen willen dieser Kampf sein Ende finden werde. Damals, als ich nach meinem Duell noch die Offiziersuniform trug, begann ich bereits in der Gesellschaft über die Dienstboten zu reden, und alle, so erinnere ich mich, waren erstaunt über mich. „Sollen wir denn“, sprechen sie, „das Dienstmädchen auf dem Sofa Platz zu nehmen bitten, ja, und ihr den Tee bringen?“ Ich aber hatte ihnen damals geantwortet: „Weshalb denn nicht, wenn auch nur bisweilen!“ Da waren denn alle in Lachen ausgebrochen. Ihre Frage war unbedacht, meine Antwort unklar, ich glaube aber dennoch, daß in ihr ein Körnchen Wahrheit lag.

g) Über das Gebet, über die Liebe und die Verbindung mit anderen Welten

Jüngling, vergiß nicht des Gebetes! Jedesmal wird in deinem Gebete, wenn es nur aufrichtig ist, ein neues Gefühl aufschimmern, und in ihm auch ein neuer Gedanke, den du vordem nicht kanntest, und der dir neuen Mut geben wird. Und dann wirst du auch begreifen, daß das Gebet eine Erziehung ist. Habe auch noch auf dieses acht: an jedem Tage, und wenn du überhaupt nur die Möglichkeit dazu hast, wiederhole für dich: „Herr, erbarme dich aller, die heute vor dich hingetreten sind!“ Denn in jeder Stunde und in jedem Augenblicke verlassen ja Tausende von Menschen ihr Leben auf dieser Erde, und ihre Seelen treten dann vor den Herrn — und so viele von ihnen haben die Erde verlassen in Einsamkeit, ohne daß irgendwer das wußte, und in

Kummer und Gram darüber, daß niemand über sie trauern werde, und sogar überhaupt nur weiß, ob sie am Leben waren oder nicht! Und da erhebt sich vielleicht vom anderen Ende der Erde zum Herrn für die Seelenruhe eines solchen auch dein Gebet, wenn du ihn auch überhaupt nicht gekannt hast, und auch er dich nicht kannte. So rührend ist es dann in seiner Seele, wenn sie in Furcht und Beben vor den Herrn trat, in diesem Augenblicke zu fühlen, daß auch für ihn ein Fürbitter ist, daß ein menschliches Wesen zurückblieb auf Erden, das auch ihn liebt. Ja, und auch Gott selber wird gnädiger schauen auf euch beide: denn wenn es schon dich seiner so sehr dauerte, um wieviel mehr wird Er dann Mitleid haben, Er, der doch unendlich mitleidiger und liebevoller ist als du! Und Er wird ihm verzeihen um deinetwillen!

Brüder! Fürchtet euch nicht vor der Sünde der Menschen, liebet den Nächsten auch in seiner Sünde, denn solches ist schon der Liebe Gottes ähnlich und steht über der Liebe auf Erden. Liebet die ganze Schöpfung Gottes, die ganze Welt und jedes Sandkörnchen auf Erden! Jedes Blättchen, jeden Lichtstrahl Gottes habe lieb! Liebet die Tiere, liebet die Pflanzen, liebet jedes Ding! Wenn du aber jedes Ding lieben wirst, dann wirst du auch das Geheimnis Gottes in den Dingen erfassen! Es wird dir dann einst aufgehen, und du wirst es dann schon ohne Unterlaß Tag für Tag immer mehr erkennen! Und du wirst dann endlich schon die ganze Welt liebgewinnen in ihrer Einheit und mit einer Liebe, die das Weltall umfaßt! Liebet die Tiere! Ihnen gab Gott ein Ahnen des Gedankens und eine ungetrübte, harmlose Freude. Die trübet ihnen nicht, quält sie nicht und nehmt ihnen nicht die Lust am Dasein, stellt euch nicht dem Gedanken Gottes entgegen. Mensch, überhebe dich nicht über die Tiere: sie sind ja sündlos, du aber, in aller deiner Herrlichkeit,

bringst die Erde zum Eitern durch dein Erscheinen auf ihr und läßt eine Spur von Eiter hinter dir zurück — o weh! fast ein jeder von uns. — Die Kinderchen liebet im besonderen, denn auch sie sind sündlos, gleich Engeln, und sie leben zu unserer Nahrung, zur Reinigung unserer Herzen und wie zur Belehrung für uns! Weh dem, der ein Kindlein beleidigte! Mich selber aber lehrte Vater Ansim die Kinderchen lieben: er, ein lieber Schweiger, kauft wohl, so kam es vor, auf unsern Pilgerfahrten für die Pfennige, die man uns gab, ihnen Honigküchlein und Zuckerzeug und verteilte es an sie: nicht vermochte er es ja, ohne gerührt zu sein, an den Kinderchen vorüberzugehen, so ein Mensch ist das!

Vor manchen Gedanken wirst du in Ratlosigkeit stehen, besonders wenn du hinschaust auf die Sünde der Menschen, und du wirst dich fragen: „Soll man es mit Gewalt versuchen, oder in demütiger Liebe?“ Entscheide du aber nur immer so: „Ich werde es mit demütiger Liebe versuchen!“ Wenn du dazu entschlossen bist ein für allemal, so wirst du auch die ganze Welt zu besiegen vermögen. Die liebevolle Demut — ist ja eine Gewalt, die stärkste von allen, und es gibt nichts, was ihr an Macht gleichkäme. An jedem Tage und zu jeder Stunde gehe in dich und schaue auf dich, damit dein Antlitz Gott wohlgefällig sei. Du bist da zum Beispiel an einem kleinen Kinde vorübergegangen. Du gingst zornig vorüber an ihm, mit einem häßlichen Worte auf den Lippen und mit wuterfüllter Seele. Da hast du vielleicht gar nicht einmal das Kind bemerkt, es aber, es sah dich wohl, und vielleicht ist dein abstoßendes und gottloses Bild in seinem wehrlosen Herzen geblieben. Du hast das nicht gewußt, aber gleichwohl hast du vielleicht so ein schlechtes Samen Korn in seine Seele gelegt, und das wird sich am Ende noch gar entfalten — und das alles nur, weil du dich nicht zusammennahmst

vor dem Kindchen, weil du dich nicht zu umsichtiger, tätiger Liebe erzogst. Brüder, wohl ist die Liebe eine Erzieherin, man muß aber um sie ringen, und sie wird ja nur mit Mühe errungen und teuer bezahlt mit langdauernder Mühe und erst nach langem Hoffen. Denn man muß ja die Menschen nicht nur für einen flüchtigen zufälligen Augenblick lieben, vielmehr für die ganze Lebenszeit! Zufällig, flüchtig einen Menschen lieb gewinnen, das vermag ja ein jeder, selbst der Missetäter! Ein Jüngling, mein Bruder, hat einst die Vöglein um Verzeihung gebeten: das erscheint auf den ersten Blick sinnlos, ist es aber keineswegs: denn alles ist ja wie ein Weltmeer, alles fließt, und alles berührt sich, du rührst an einer Stelle an, und an einer anderen Stelle der Welt hallt es wider. Möge es aber auch sinnlos sein, die Vöglein um Verzeihung zu bitten, so wäre es doch zweifellos den Vöglein leichter in deiner Nähe, und auch dem Kindchen und jedem Lebenden, wenn du selber gottwohlgefälliger wärest, als du es jetzt bist, sei es auch nur um ein einziges Tröpfchen mehr. Alles ist ja wie ein Weltmeer, ich wiederhole es! Hast du das begriffen, so wirfst du auch zu den Vöglein flehen, gequält von einer Liebe, die alles in seiner Einheit mit Begeisterung umfaßt, und du wirfst sie dann bitten, daß auch sie dir deine Sünden verzeihen mögen! Diese Begeisterung halte aber hoch und heilig, wie sinnlos sie auch dem Menschen erscheinen möge!

Meine Freunde, bittet Gott um einen frohen Sinn! Seid sorglos wie die Kinder, wie die Vöglein des Himmels! Ja, und es möge euch auch nicht die Sünde der Menschen irremachen in eurem Tun! Fürchtet nicht, sie möchte euer Wollen hinfällig machen und seiner Erfüllung im Wege stehen. Sprecht nicht: „Groß ist die Macht der Sünde, der Gottlosigkeit und der schlechten Umgebung, wir aber, wir stehen allein, wir sind kraftlos, und es

wird uns die schlechte Umgebung in Schranken halten und unser edles Tun sich nicht vollenden lassen!" Fliehet, Kinder, solche Entmutigung! Eine einzige Rettung gibt es da für dich: „Nimm dich und mache gerade dich verantwortlich für die ganze Sünde der Menschen! Mein Freund, das ist ja auch wirklich so: denn sobald du dich nur eben in voller Aufrichtigkeit verantwortlich bekennst für alle und für alles, so wirst du auch schon alsogleich erschauen, daß dem tatsächlich so ist, und daß du auch schuldig bist für alles und für alle. Wenn du aber die Schuld an deiner eigenen Trägheit und deiner Machtlosigkeit auf die Menschen schiebst, wirst du bei teuflischem Stolze enden und gegen Gott murren! Über den teuflischen Stolz denke aber so: Schwer ist es für uns auf Erden, ihn zu erkennen, und deshalb irren wir uns auch da so leicht und sind ihm, dem teuflischen Hochmut, bereits verfallen, und glauben dabei noch, daß wir so etwas Erhabenes und Schönes vollenden; ja, und auch viele von den allermächtigsten Gefühlen und Erregungen unserer Seele vermögen wir vorderhand auf Erden nicht zu begreifen! Lasse dich aber auch dadurch nicht verführen und glaube nicht, daß dir dies in irgend etwas zur Rechtfertigung dienen kann! Denn es wird ja der ewige Richter von dir nur das verlangen, was du zu begreifen vermochtest, nicht aber das, was dir verschlossen war. Davon wirst du dich selber überzeugen; denn dann wirst du alles in seiner Richtigkeit erschauen und schon nicht mehr streiten können! Auf Erden ist es aber in Wahrheit so, als ob wir da nur umherirren, und wäre da nicht vor uns das teure Bild Christi, so würden wir zugrunde gehen und völlig in die Irre geraten, wie es dem Menschengeschlechte beschieden war vor der Sintflut. Vieles auf Erden ist vor uns verborgen, als Ersatz dafür ward uns aber ein geheimnisvolles, heimliches Ahnen gegeben eines lebendigen Bandes zwischen uns und einer an-

deren Welt, einer erhabenen und höchsten Welt, ja, und auch die Wurzeln unserer Gedanken und Gefühle sind nicht hier, vielmehr in anderen Welten. Das ist es auch, weshalb die Philosophen sagen, man könne das Wesen der Dinge auf Erden nicht erfassen. Gott nahm Samenkörner aus anderen Welten und sate sie auf dieser Erde, und es erwuchs sein Garten, und es ging alles auf, was aufgehen konnte. Das Aufgegangene lebt aber und ist lebendig nur dadurch, daß es mit anderen geheimnisvollen Welten in Berührung zu stehen sich bewußt wird; wenn aber dies Gefühl in dir schwach wird oder gar stirbt, dann stirbt auch das, was in dir aufgegangen war. Dann wirst du gegen das Leben gleichgültig werden und es sogar hassen! So denke ich darüber.

g) Kann man Richter sein über seinesgleichen?
Über den Glauben bis ans Ende

Sei besonders dessen eingedenk, daß du niemandes Richter zu sein vermagst. Denn es kann ja auf Erden niemand Richter sein über einen Verbrecher, bevor nicht dieser Richter selber eingesteht, daß auch er genau so ein Verbrecher ist wie der, der vor ihm steht, und daß vielleicht gerade er mehr als alle anderen schuld trägt an dem Verbrechen dessen, der vor ihm steht. Wenn er aber dieses einsehen wird, dann wird er auch Richter sein können. Das ist keineswegs sinnlos, wie sehr es auch sinnlos zu sein scheint. Denn wäre ich ja selber ein Gerechter, so würde vielleicht der Verbrecher, der vor mir steht, kein Verbrecher sein. Wenn du es vermagst, das Verbrechen des vor dir stehenden und von dir in deinem Herzen verurteilten Verbrechers auf dich zu nehmen, so nimm es ohne Zögern auf dich und leide selber für ihn, ihn aber entlasse ohne jeden Vorwurf. Und wenn sogar

das Gesetz selber dich zum Richter dieses Verbrechers bestellt hätte, so wirke du auch dann, soweit es dir nur möglich sein wird, in diesem Geiste. Denn der Verbrecher wird ja gehen und sich selber noch bitterer anklagen, als du es tatest. Wenn er aber auch weggehen wird mit deinem Kusse, ohne irgend etwas zu empfinden, und über dich spottend, so laß dich auch nicht dadurch irremachen: das heißt doch nur, seine Frist ist noch nicht gekommen, sie wird aber kommen zu ihrer Zeit; wird sie aber auch nicht kommen, so ist auch das kein allzu großes Unglück; wird nicht er, so wird dafür ein anderer an seiner Statt zur Erkenntnis gelangen und leiden, sich selber richten und sich selber schuldig sprechen, und die Gerechtigkeit wird so erfüllt sein. Glaube an dies, glaube daran, ohne je zu zweifeln, denn gerade darin liegt ja auch die ganze Zuversicht und der ganze Glaube der Heiligen. Glaube ohne Unterlaß: handle so! Wenn du dich erinnern wirst zur Nachtzeit, wenn du im Einschlafen bist: „Ich habe nicht das verrichtet, was nötig war!“ so stehe sogleich auf und verrichte es. Wenn um dich herum böse und teilnahmlöse Menschen sind und dich nicht anhören wollen, so falle vor ihnen nieder und bitte sie um Verzeihung! Denn in Wahrheit bist auch du daran schuld, daß sie dir nicht zuhören wollen. Wenn sie aber so erzürnt sind, daß du schon nicht mehr mit ihnen reden kannst, so diene ihnen schweigend und in Demut und verliere niemals die Hoffnung. Wenn aber auch alle von dir weichen und schon mit Gewalt dich vertreiben werden, und wenn du dann ganz allein geblieben bist, so falle zur Erde nieder und küsse sie und benege sie mit deinen Tränen, und es wird die Erde Frucht ersprießen lassen aus deinen Tränen, wenn dich auch niemand sah und hörte in deiner Einsamkeit. Sei gläubig bis ans Ende, wenn es sogar so kommen würde, daß alle auf der Erde vom rechten Pfade weichen, und du nur allein gläubig bleibst; bringe du

auch dann dem Herrn Opfer dar und preise ihn, du, der du allein ihm treu bleibst! Wenn aber nur noch einer sich mit dir vereint, so ist da auch schon die ganze Welt, die ganze Welt der lebendigen Liebe! Umarmt einander darum in Rührung und lobet den Herrn: denn wenn es eurer auch nur zwei sind, so hat sich doch seine Gerechtigkeit erfüllt. Wenn du aber selber der Sünde verfallst und betrübt sein wirst sogar bis zum Tode über deine Sünden oder über deine plötzliche Sünde, so freue dich dennoch über den anderen, freue dich über den Gerechten, freue dich darüber, daß, wenn auch du sündigtest, er dafür gerecht ist und nicht der Sünde verfiel.

Wenn dich aber die Missethat der Menschen mit Unwillen erfüllt und mit einem solchen Gram, daß du gegen ihn schon nicht mehr anzukämpfen vermagst, und sogar der Wunsch in dir aufkommt, Rache zu nehmen an den Übeltätern, so fürchte mehr als alles andere diese Regung, gehe dann sogleich und suche dir Qualen auf, gleich als ob du selber schuldig wärest an dieser Missethat der Menschen. Nimm diese Qualen auf dich und halte aus, und es wird dein Herz zur Ruhe kommen, und du wirst begreifen, daß auch du selber schuldig bist: denn du hättest ja den Missetätern voranleuchten können als einziger Sündenloser. Und du hast das nicht getan! Wenn du ihm aber geleuchtet hättest, so hättest du mit deinem Lichte auch anderen den Weg erhellt, und der, der die Missethat verübte, würde sie vielleicht gar nicht verübt haben bei deinem Lichte! Wenn du aber auch leuchtest in Gerechtigkeit und dabei sehen wirst, daß die Menschen auch nicht bei deinem Lichte sich zum Heile wenden, so bleibe dennoch fest und zweifle niemals an der Kraft des himmlischen Lichtes! Sei vielmehr überzeugt davon, daß, wenn die Menschen auch jetzt noch nicht ihrer Rettung zuschritten, sie sich doch später retten werden. Wenn sie sich aber auch nicht später retten wer-

den, so werden sich doch ihre Söhne retten, denn es wird ja nicht sterben dein Licht, wenn du auch längst schon gestorben sein wirst. Der Gerechte geht von hinnen, sein Licht aber wird bleiben! Es finden die Menschen Rettung durch den Rettenden auch nach dessen Tode. Das Menscheivolk nimmt zwar nicht seine Propheten auf, ja, es bereitet ihnen Martern und Qualen, es lieben aber die Menschen ihre Märtyrer und ehren die, die sie folterten. Du aber arbeitest ja für das Ganze, für das Kom-mende wirkst du! Nach Belohnungen strebe aber niemals, denn auch ohne dies wird dir ja schon eine große Belohnung auf dieser Erde: deine geistige Freude, die nur der Gerechte erwirbt. Fürchte du weder die Angesehenen noch die Mächtigen dieser Welt, sei aber weise und immer Gott wohlgefällig! Lerne Maß halten, lerne dich gedulden, übe dich darin! Sooft du aber in der Einsamkeit weilst, so gib dich dem Gebete hin! Gewöhne dich daran, zur Erde niederzufallen und sie zu küssen! Die Erde küsse und liebe sie ohne Unterlaß und unersättlich, alle liebe du, alles liebe du! Suche dieses Entzücken auf und dieses Außer-dir-geraten! Benege die Erde mit den Tränen deiner Freude, liebe diese deine Tränen und schäme dich nicht deiner Verzückung, halte sie vielmehr hoch und heilig: denn sie ist eine Gabe Gottes, eine große, ja, und nicht vielen wird sie gegeben, vielmehr nur den Auserwählten!

i) Von der Hölle und dem höllischen Feuer —
eine mystische Betrachtung

Wäter und Lehrer, ich frage euch: „Was ist die Hölle?“ Ich meine so: „Das Leiden darüber, daß man schon nicht mehr lieben kann!“ Einst ward in dem endlosen Sein, das weder an Zeit noch an Raum gemessen werden kann, einem gewissen

geistigen Wesen mit seinem Erscheinen auf dieser Erde die Fähigkeit gegeben, sich zu sagen: „Ich bin und ich liebe!“ Einmal, nur ein einziges Mal war ihm ein Augenblick gegeben worden einer tätigen Liebe, einer „lebendigen“, und nur dafür war das Leben auf der Erde geschaffen worden, und mit ihm Zeit und Raum. Und wie denn? Es verschmähte jenes glücksegnete Wesen diese unschätzbare Gabe, es vermochte sie nicht zu würdigen, es erlebte keine Liebe, es schaute voll Hohn und blieb teilnahmslos. Wenn nun ein solches Wesen schon die Erde verlassen hat, erblickt es auch den Schoß Abrahams und redet mit Abraham, wie es uns überliefert ward im Gleichnis vom reichen Manne und dem armen Lazarus, und betrachtet das Paradies und kann zu Gott aufsteigen; aber gerade darum quält es sich auch, daß es zu Gott eingehen wird, ohne selber geliebt zu haben, daß es in Berührung kommen wird mit solchen, die in Liebe gelebt haben, und die es selber verachtet hatte. Denn es schaut klar und sagt sich selber: „Jetzt bereits besitze ich Wissen, und wenn es mich auch danach dürstete zu lieben, so wird aber doch schon kein Wagnis mehr sein in meiner Liebe, und es wird auch kein Opfer in ihr mehr sein; denn abgeschlossen ist ja das Erdenleben, und es wird schon nicht Abraham zu mir kommen, um auch nur mit einem Tröpfchen lebendigen Wassers (das heißt wiederum mit einer Gabe des Erdenlebens, des früheren und tätigen) die Flamme meines Durstes nach geistiger Liebe zu löschen, an der ich jetzt entflammt bin, nachdem ich sie auf der Erde verschmäht habe. Nein, es wird nicht mehr Leben und Zeit sein! Und wenn ich jetzt auch froh wäre, mein Leben hinzugeben für andere, so ist das schon unmöglich, denn vorüber ging ja jenes Leben, das man der Liebe zum Opfer bringen konnte. Und jetzt klappt bereits ein Abgrund zwischen jenem Leben und diesem Sein. Man spricht von einer Höllenflamme im wirklichen Sinn: ich gehe

diesem Geheimnis nicht nach und hege heilige Scheu vor ihm; ich glaube aber, daß, wenn es da auch eine Flamme in wörtlichem Sinne geben sollte, die Verdammten in Wahrheit darüber froh sein würden, denn so denke ich mir: in der körperlichen Qual würden sie, wenn auch nur auf einen Augenblick, diese furchtbarste Seelenqual vergessen! Ja, und es ist auch ganz unmöglich, ihnen diese Seelenqual zu nehmen, denn sie kommt gar nicht von außen, sie ist vielmehr in ihnen. Wenn es aber auch möglich wäre, ihnen diese Qual zu nehmen, so würden sie, glaube ich, dadurch nur noch bitterer ihr Unglück empfinden. Denn wenn ihnen auch die Gerechten aus dem Paradiese verzeihen würden in der Vorstellung ihrer Qualen, und sie zu sich rufen würden in unendlicher Liebe, so würden sie aber gerade dadurch noch mehr die Leiden der Verdammten vermehren: denn sie würden ja noch heftiger in ihnen die Flamme des Durstes schüren nach antwortender, tätiger und dankbarer Liebe, die nun schon unmöglich ist! In der Schüchternheit meines Herzens meine ich freilich, daß allein schon die Erkenntnis dieser Unmöglichkeit ihnen endlich auch noch zur Erleichterung dienen würde; denn wenn sie die Liebe der Gerechten aufnahmen im Bewußtsein ihrer Unfähigkeit, sie zu erwidern, so werden sie in dieser Ergebenheit und in der Verwirklichung solcher Demut schließlich gewissermaßen eine Vorstellung gewinnen von jener tätigen Liebe, die sie auf Erden verschmähten, und sie werden dann auch eine Wirkung erleben, die der jener wenigstens ähnlich ist. Ich bedaure, ihr meine Brüder und Freunde, daß ich das nicht klar auszudrücken vermag. Wehe aber denen, die sich selber auf Erden vernichteten, wehe den Selbstmördern! Ich glaube, daß es schon niemanden geben kann, der unglücklicher wäre als sie. Sünde sei es ja, verkündet man uns, für sie zu Gott zu beten, und es ist so, als ob die Kirche sie — äußerlich wenigstens — von

sich selbst. Ich aber denke mir in dem Geheimen meiner Seele, daß man auch für sie beten darf. Wegen eines Uebermaßes an Liebe wird doch wohl Christus nicht zürnen! Gerade für die Selbstmörder habe ich auch in der Tiefe meiner Seele mein ganzes Leben hindurch gebetet, dieses beichte ich euch! Väter und Lehrer, ja, und auch jetzt noch bete ich jeden Tag für sie.

O! aber es gibt auch solche, die in die Hölle eingingen, stolzen und zornigen Geistes, ungeachtet dessen, daß die unabwendbare Wahrheit für sie außer allem Zweifel steht, und sie eine lebendige Vorstellung von ihr haben; es gibt eben Unselige, die sich mit Leib und Seele dem Satan anschlossen und dem stolzen Geiste. Für jene ist die Hölle schon eine selbstgewollte und eine, an der sie sich nicht ersättigen können, sie sind schon aus freiem Willen Duldler! Denn sich selber verfluchten sie ja, als sie Gott und das Leben verfluchten. Von ihrem bösen Hochmut nähren sie sich, und das ist ebenso, als wenn der Verschmachtende in der Wüste sein eigenes Blut aus seinem eigenen Körper zu saugen beginne. Sie sind aber unersättlich in alle Ewigkeit hinein, und sie verschmähen die Verzeihung und verfluchen Gott, der sie ruft. Einen lebendigen Gott vermögen sie sich ja nicht vorzustellen ohne Haß, und sie wollen deshalb, daß es keinen lebendigen Gott geben solle, daß Gott sich selber vernichten solle und seine Schöpfung. Und sie werden brennen im Feuer ihres Zornes ewiglich, und sie werden dürsten nach Tod und Nichtsein. Sie werden aber den Tod nicht erlangen!

Hier endigt die Aufzeichnung des Alexej Fjedorowitsch Karamasoff. Ich wiederhole es: sie ist nicht vollständig, sie ist fragmentarisch geblieben. So umfassen zum Beispiel die biographischen Mitteilungen nur die erste Jugendzeit des Greises. Aus seinen Belehrungen aber und von seinen Ansichten ist sol-

ches, was augenscheinlich zu verschiedenen Zeiten und in Folge verschiedener Anlässe gesagt ward, zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefügt. Gleichwohl ist auch das, was der Greis in diesen letzten Stunden seines Lebens eigentlich verkündete, nicht mit Genauigkeit wiedergegeben, vielmehr nur ein Begriff zu geben versucht worden von dem Geist und dem Charakter auch dieser Unterhaltung im Vergleich zu dem, was in der Aufzeichnung des Alexej Sjedorowitsch aus früheren Belehrungen angeführt ward. Das Ende des Greises erfolgte dabei tatsächlich völlig unerwartet. Denn wenn auch alle, die sich an diesem letzten Abend bei ihm eingefunden hatten, durchaus begriffen, daß sein Tod nahe sei, so konnten sie gleichwohl nicht ahnen, daß er so plötzlich eintreten werde; im Gegenteil waren, wie ich bereits weiter oben bemerkte, seine Freunde, da sie ihn in dieser Nacht dem Anschein nach so munter und gesprächslustig erblickten, sogar durchaus davon überzeugt, daß in seiner Gesundheit eine merkliche Besserung vor sich gegangen sei, wenn auch nur auf eine kurze Zeit. Sogar noch fünf Minuten vor seinem Tode war, wie sie mit Staunen später berichteten, noch gar nichts vor auszusehen. Es war plötzlich so, als ob er einen äußerst heftigen Schmerz in seiner Brust empfinde, er erbleichte und preßte die Hand ans Herz. Alle erhoben sich da von ihren Sätzen und drängten sich an ihn heran; er aber, in allen seinen Leiden immer noch mit einem Lächeln auf sie hinblickend, ließ sich leise von seinem Sessel auf die Knie nieder, dann neigte er sich mit seinem Antlitz zur Erde, breitete seine Arme aus und, indem er gleich wie in freudigem Entzücken die Erde küßte und betete (wie er selber gelehrt hatte), gab er leise und freudig seine Seele Gott zurück. Die Nachricht von seinem Tode verbreitete sich allogleich in der Einsiedelei und erreichte das Kloster. Von den dem eben Verschiedenen Nächststehenden begannen die, denen es ihrem

Ränge nach zufam, nach uraltem Ceremoniell seinen Leib aufzubahren, die ganze Brüderschaft aber versammelte sich in der Hauptkirche des Klosters. Und noch vor Tagesgrauen hatte, wie es späterhin kund ward, die Nachricht von dem eben vor Gott Hingetretenen die Stadt erreicht. Gegen Morgen sprach fast die ganze Stadt von dem Ereignis, und die Bürger strömten in Scharen ins Kloster. Doch davon werden wir erst im folgenden Buch erzählen; jezt aber wollen wir nur im voraus bemerken, daß, bevor noch dieser Tag vergangen war, sich etwas zutrug, das niemand erwartet hatte, und das innerhalb der Klostermauern und in der Stadt eine derartig seltsame Aufregung und Ratlosigkeit hervorrief, daß noch bis auf den heutigen Tag, nachdem doch schon so viele Jahre vergangen sind, in unserer Stadt sich die allerlebendigste Erinnerung erhalten hat von jenem für viele so aufregenden Tage.

Dritter Teil

Siebentes Buch

Allescha

1

Der Leichengeruch

Den Leib des verstorbenen Mönchspriesters strengster Regel, des Vaters Sofima, bereitete man nach den feststehenden Gebräuchen zur Bestattung vor. Bekanntlich pflegt man die verstorbenen Mönche und Einsiedler nicht zu waschen. „Wenn einer von den Mönchen zu Gott eingeht (so ist es gesagt im ‚Großen Ritual‘), dann reibt der dazu bestellte Mönch (das heißt der, dem dies aufgetragen ward) seinen Körper mit warmem Wasser ab, indem er zuvor mit dem Schwamm (das heißt mit einem griechischen Schwamm) je ein Kreuz zieht auf der Stirn des Toten, auf seiner Brust, auf seinen Händen, Füßen und Knien, weiter aber keine.“ Alles dieses verrichtete bei dem Entschlafenen Vater Paifi in eigener Person. Darauf zog er ihm sein Mönchsgewand an und umhüllte ihn mit einem Mantel, den er zu diesem Zwecke der Vorschrift nach ein wenig auseinandergeschnitten hatte, um ihn in Form eines Kreuzes umlegen zu können. Auf den Kopf zog er dem Toten eine Kapuze mit dem achteckigen Kreuz. Die Kapuze ward offen gelassen, das Angesicht des Entschlafenen bedeckte man aber mit einer schwarzen Tüllbede. In die Hände legte man ihm ein Bild des Erlösers. In solcher Tracht bettete man ihn gegen Morgen in einen Sarg (der schon längst für ihn angefertigt worden war). Man hatte die Absicht, den Sarg den ganzen Tag über in der Zelle zu lassen (in dem ersten großen Zimmer, demselben, in dem der Greis Klosterbrüder und Weltleute zu empfangen pflegte). Da

der Entschlafene den Rang eines Mönchspriesters strengster Ordnung innegehabt hatte, so kam es den Mönchspriestern und den Mönchsdiakonen zu, an seinem Sarge nicht den Psalter, vielmehr das Evangelium zu lesen. Es begann damit, unmittelbar nach der Totenmesse, Vater Joseph; Vater Paisi aber, der selber den Wunsch ausgesprochen hatte, nach Vater Joseph den ganzen Tag und die ganze Nacht zu lesen, war vorderhand noch sehr beschäftigt und in Sorge, ebenso wie der Vorsteher der Einsiedelei. Denn es hatte sich plötzlich herausgestellt, daß unter der Klosterbrüderschaft und den Laien, die aus dem Kloster-gasthof und aus der Stadt in Haufen herbeigeströmt waren, sich mehr und mehr eine völlig unerwartete, ganz unerhörte und sogar ungehörige Aufregung und ungeduldige Erwartung geltend machte. Sowohl der Kloostervorstand als auch Vater Paisi gaben sich alle erdenkliche Mühe, die sich so unruhig Gebärdenden möglichst zu beruhigen. Als es schon hinlänglich tagte, begannen aus der Stadt sogar schon solche zu kommen, die ihre Kranken mit sich genommen hatten, besonders kranke Kinder — gleich als ob sie dafür absichtlich diese Minute erwartet hatten, indem sie augenscheinlich auf die unmittelbare Kraft der Heilung hofften, die, wie sie glaubten, nicht zögern könne sich zu offenbaren. Und da erst zeigte es sich, bis zu welchem Grade alle bei uns sich daran gewöhnt hatten, den entschlafenen Greis, schon bei Lebzeiten, für einen zweifellosen und großen Heiligen zu halten. Und dabei gehörten die Herbeigeströmtten durchaus nicht ausschließlich dem einfachen Volke an. Diese große Erwartung der Gläubigen, die sich so bald schon und so offensichtlich offenbart hatte und sogar schon mit Ungeduld und fast schon, als ob man ein Recht geltend mache, kam dem Vater Paisi vor wie eine zweifellose Verführung, und wenn er es auch längst schon vorausgeahnt hatte, so übertraf es dennoch in der Wirklichkeit alle seine Er-

wartungen. Als Vater Paifi den Mönchen begegnete, die ganz erregt waren, begann er sogar ihnen Vorwürfe zu machen: „Eine solche und so unmittelbare Erwartung von irgend etwas Großem“, sprach er, „ist ein Leichtsin, der nur unter Weltleuten möglich ist, uns Mönchen aber keineswegs ziemt!“ Man hörte aber wenig auf ihn, und Vater Paifi bemerkte dies mit Unruhe, ungeachtet dessen, daß sogar auch er selber (wenn man schon völlig aufrichtig sein will), mochte er auch empört sein über die allzu ungeduldigen Erwartungen und in ihnen Leichtsin und weltliches Streben finden, dennoch selber insgeheim, in der Tiefe seiner Seele, fast ganz das gleiche erwartete wie alle diese Erregten, und er auch nicht umhin konnte, sich selber dies einzugestehen. Nichtsdestoweniger berührten ihn einige Begegnungen ganz besonders unangenehm, da sie in ihm, einem gewissen Vorgefühl nach, große Zweifel erregten. So erblickte er zum Beispiel in der Menge derer, die sich in die Zelle des Verstorbenen drängten, mit seelischem Widerwillen (dessentwegen er sich selber gleich dort schon Vorwürfe machte) die Anwesenheit Rakitins und des von weither gekommenen Mönches aus Odborsk, der noch immer im Kloster verweilte, und beide hielt Vater Paifi plötzlich aus irgendeinem Grunde für verdächtig — obgleich man nicht sie allein in diesem Sinne hätte bemerken können. Der Mönch aus Odborsk erwies sich von allen Erregten als der Allergeschäftigste, überall konnte man ihn sehen, an allen Orten: überall stellte er Fragen, überall hielt er sein Ohr hin, überall flüsterte er auch mit einer ganz besonders geheimnisvollen Miene. Der Ausdruck seines Gesichtes war aber der allrungeuldigste, und es hatte den Anschein, als sei er bereits dadurch erregt, daß das Erwartete sich so lange nicht erfülle. Was aber Rakitin anbetrifft, so hatte sich der, wie es sich später erwies, so früh schon in der Einsiedelei ein-

gefunden im ganz besondern Auftrag von Frau Chochlakoff. Diese gute, aber charakterlose Person, die selber nicht in die Einsiedelei zugelassen werden konnte, war kaum erwacht und hatte von dem Bevorstehenden eben erst erfahren, als sie plötzlich von einer so brennenden Neugierde durchdrungen ward, daß sie sogleich an ihrer Statt Rakitin in die Einsiedelei „abkommandierte“ mit dem Auftrag, er solle auf alles achtgeben und ihr sogleich schriftlich Mitteilung machen, etwa jede halbe Stunde, „von allem, was dort vor sich gehen wird“. Rakitin hielt sie aber für den allergottesfürchtigsten und gläubigsten jungen Menschen — so verstand der es, mit allen auszukommen und sich vor jedem so hinzustellen, wie es dessen Wunsche entsprach — wenn er darin auch nur den geringsten Vorteil für sich voraussah. Der Tag war klar und licht, und von den Vetern, die gekommen waren, drängten sich viele um die Gräber der Einsiedelei, die am dichtesten um die Kirche herumlagen, wenn sie auch über die ganze Einsiedelei hin zerstreut waren. Als Vater Paifi die Einsiedelei durchwandelte, entsann er sich plötzlich auch Aleschas und daran, daß er ihn schon lange nicht mehr gesehen hatte, seit der verflossenen Nacht. Und kaum hatte er nur an ihn gedacht, so erblickte er ihn auch schon in dem allerentferntesten Winkel der Einsiedelei, bei der Umfassungsmauer, auf dem Grabstein eines längst entschlafenen und seiner Taten wegen berühmten Mönches sitzen. Vater Paifi trat dicht an ihn heran und bemerkte, daß Alescha sein Gesicht in beide Handflächen verborgen hielt und lautlos zwar, aber bitterlich weinte, wobei sein ganzer Körper vor Schluchzen bebte. Vater Paifi blieb ein wenig bei ihm stehen.

„Genug, mein lieber Sohn, genug, mein Freund,“ sprach er endlich herzlich; „was ist dir denn? Sei doch froh und weine nicht! Oder weißt du denn nicht, daß dies der größte ist von

„seinen‘ Tagen? Wo er jetzt ist, in diesem Augenblick, denk du nur daran!“

Mescha blickte ihn kaum an, nachdem er sein Gesicht enthüllt hatte, das wie bei einem kleinen Kinde vom Weinen geschwollen war; dann wandte er sich sogleich wieder, ohne ein Wort zu sagen, ab und verhüllte wiederum sein Gesicht mit beiden Händen.

„Aber am Ende gar, möge es auch so sein,“ sprach Vater Paissi gedankenvoll, „weine nur; Christus hat dir diese Tränen gesandt! Deine Tränen der Rührung sind nur ein Aufatmen deiner Seele und dienen deinem lieben Herzen zur Aufhellung“, fügte er schon für sich selber hinzu, während er von Mescha wegging und in Liebe seiner dachte. Er war übrigens rasch davongeschritten, denn er fühlte, daß er noch gar am Ende selber, wenn er noch weiter auf ihn hinblicke, in Weinen ausbrechen werde. Währenddessen ging die Zeit dahin, und die klösterlichen Gottesdienste und Seelenmessen für den Entschlafenen nahmen ihren regelrechten Verlauf. Vater Paissi hatte wiederum den Vater Joseph am Sarge bemerkt und ihn abermals beim Lesen des Evangeliums abgelöst. Es war aber noch nicht drei Uhr nachmittags vorüber, als sich etwas ereignete, worauf ich schon am Ende des vorigen Buches hinwies, etwas, was derart uns alle überraschte und so sehr im Widerspruch stand zu der allgemeinen Hoffnung, daß man, ich wiederhole es, die bis ins einzelne gehende und sich in Nichtigkeiten verlierende Erzählung über diesen Vorfall sogar noch bis auf den heutigen Tag mit außerordentlicher Lebendigkeit in unserer Stadt und in ihrer ganzen Umgebung im Gedächtnis hat. Hier füge ich nochmals von mir persönlich aus folgendes hinzu: Es widersteht mir fast, an dies unwichtige und Argernis erregende Ereignis zu erinnern, das tatsächlich das allernichtigste und natürlichste war, und ich würde

es in meiner Erzählung überhaupt mit Stillschweigen übergangen haben, wenn es nicht in einer sehr heftigen und ganz bestimmten Weise auf die Seele und das Herz des hauptsächlichsten, wenn auch erst zukünftigen Helden meiner Erzählung eingewirkt hätte, des Alescha, und wenn es nicht, in seiner Seele gleichsam eine Krisis und Umwälzung hervorrufend, seinen Geist zwar erschüttert, aber auch schon endgültig gekräftigt hätte für sein ganzes Leben und zu einem ganz bestimmten Ziele.

Ich gehe also zur Erzählung über: Als man, noch vor Morgenanbruch, den zur Beerdigung vorbereiteten Körper des Greises in den Sarg gelegt und in das erste Zimmer, den ehemaligen Empfangsraum, getragen hatte, soll sich unter denen, die beim Sarge weilten, die Frage erhoben haben: „Soll man wohl im Zimmer die Fenster öffnen?“ Diese Frage, die irgendwer nebenbei und leise getan hatte, blieb aber ohne Antwort und fast unbenutzt; höchstens hatten sie bemerkt, ja, und auch das nur für sich, einige von den Anwesenden und nur in dem Sinne, daß Verwesung und Verwesungsgeruch von dem Körper eines solchen Entschlafenen zu erwarten geradezu eine Albernheit sei, die sogar Mitleid verdiene, wenn nicht Spott, wegen der Kleingläubigkeit und des Leichtsinnes dessen, der diese Frage erhoben hatte. Denn man erwartete durchaus das Gegentheil davon. Und da, bald nach Mittag schon, begann etwas, was anfangs, die da kamen und gingen, nur schweigend und für sich wahrnahmen, und dazu noch in sichtlicher Furcht, irgendwem den ihm gekommenen Gedanken mitzuteilen, was sich indes gegen drei Uhr nachmittags schon so deutlich und unabweisbar offenbart hatte, daß die Nachricht davon sich augenblicklich in der ganzen Einsiedelei verbreitete, auch unter allen denen, die zum Beten dahin gekommen waren, dann auch ins Kloster drang

und alle Klosterleute in Staunen versetzte, und endlich, nur sehr wenig später, auch die Stadt erreichte und in ihr eine allgemeine Aufregung hervorrief bei Gläubigen und Ungläubigen. Die Ungläubigen triumphierten; was aber die Gläubigen anbetrifft, so fanden sich unter ihnen solche, die sich sogar noch mehr freuten, denn „es lieben die Menschen den Fall des Gerechten und seine Schmach“, wie der Greis selber gesprochen hatte in einer seiner Belehrungen. Die Sache war nämlich die, daß ganz allmählich, aber immer mehr bemerkbar, vom Sarge Verwesungsgeruch ausging, der sich gegen drei Uhr nachmittags schon allzu deutlich offenbart und immer mehr zugenommen hatte. Längst schon war etwas Derartiges nicht mehr vorgefallen, und man konnte sich sogar aus der ganzen Geschichte unseres Klosters keines solchen Argernisses erinnern, das in so grober Weise Zügellosigkeit verriet und in irgendeinem andern Falle gar nicht möglich gewesen wäre, sich aber jetzt, sogleich auf diesen Vorfall hin, sogar unter den Mönchen zutrug. Später schon, und selbst noch nach vielen Jahren, pflegten einige Vernünftige von unseren Mönchen, wenn sie sich dieses ganzen Tages in allen Einzelheiten erinnerten, sich in Staunen und Entsetzen zu fragen, wie denn eigentlich dies Argerniß damals einen solchen Grad hatte erreichen können. Denn auch vordem schon hatte es sich zugetragen, daß Mönche gestorben waren, die ein durchaus rechtliches Leben geführt hatten, und deren Gerechtigkeit vor aller Augen lag, gottesfürchtige Greise, und dabei auch von ihren bescheidenen Särgen Leichengeruch ausgegangen war, der sich in natürlicher Weise, wie bei allen Sterblichen, eingestellt hatte. Das hatte aber kein Argerniß hervorgerufen und auch nicht einmal die allergeringste Aufregung. Es gab natürlich auch bei uns einige von den längst Verstorbenen, deren Andenken sich im Kloster noch lebendig erhielt, und deren Über-

resie, der Ueberlieferung nach, keinerlei Verwiesung geoffenbart hatten, und das hatte rührend und geheimnisvoll auf die Bruderschaft gewirkt und sich in ihrem Gedächtnis erhalten als etwas Gottgefälliges und Wunderbares und wie eine Verheißung darauf, daß „in Zukunft noch größerer Ruhm von ihren Särgen ausgehen werde, wenn nur durch Gottes Willen die Zeit hierfür gekommen sein wird“. Unter ihnen hatte sich im besonderen das Andenken des Greises Hiob erhalten, der hundertfünf Jahre alt geworden war, eines berühmten Gottesstreiters, eines großen Fasters und Schweigers, der schon längst gestorben war, schon im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, und dessen Grab man mit einer ganz besonderen, außerordentlichen Ehrfurcht allen Pilgern, die zum ersten Male ins Kloster kamen, zu zeigen pflegte, indem man dabei geheimnisvoll auf gewisse große Hoffnungen anspielte. (Das war auch gerade das Grab, auf dem Vater Paisi noch am Morgen Alescha sitzen gesehen hatte.) Außer diesem längst verstorbenen Greise war noch eine ebensolche Erinnerung wach auch an einen verhältnismäßig erst unlängst verstorbenen großen Vater Mönchspriester, den Greis Warsonophi, denselben, von dem Vater Sosima auch die Greisenwürde übernommen hatte, und den, solange er lebte, alle, die zum Kloster gewallfahrtet kamen, durchaus für einen Gottesnarren hielten. Von diesen beiden hatte sich die Ueberlieferung erhalten, daß sie wie Lebendige in ihren Särgen gelegen hätten und noch völlig unverwest gewesen seien, als man sie begrub, und daß es sogar den Anschein gehabt habe, als ob ihre Gesichter im Sarge Licht verbreiteten. Und einige behaupteten durchaus, sich zu entsinnen, daß von ihren Körpern ein deutlicher Wohlgeruch ausgegangen sei. Aber auch ungeachtet sogar dieser so vielsagenden Erinnerungen wäre es gleichwohl schwer gewesen, jene unmittelbare Veranlassung zu erklären,

die es möglich machte, daß am Sarge des Greises Sospina ein so leichtsinniger, alberner und ärgerlicher Vorfall eintreten konnte. Was mich persönlich anbetrifft, so nehme ich an, daß da auch sehr viel anderes zusammentraf, daß da vielerlei verschiedene Ursachen zu einem und demselben Ergebnis führten. Zu diesen gehörte zum Beispiel sogar auch jene alteingewurzelte Feindschaft gegen das Greisenthum als eine schädliche Neuerung, eine Feindschaft, die sich sonst tief verborgen hielt im Kloster, in den Geistern noch vieler Mönche. Dann aber natürlich, und das ist wohl die Hauptsache, wirkte hier der Neid auf die Heiligkeit des Entschlafenen, die sich bei seinen Lebzeiten so stark bestätigt hatte, daß es verboten schien, auch nur Zweifel daran zu äußern. Denn wenn auch der verstorbene Greis viele zu sich gezogen hatte, und nicht so sehr durch Wunder wie durch seine Liebe, und wenn er auch um sich herum gleichsam eine ganze Welt geschaffen hatte solcher, die ihn liebten, so hatte er dessenungeachtet und sogar um so mehr gerade dadurch auch Neider gegen sich erstehen lassen und infolge davon auch erbitterte Feinde, sowohl offene wie heimliche, und nicht nur unter den Klosterbrüdern, vielmehr sogar auch unter den Laien. Niemandem hatte er zwar irgendwelchen Schaden getan, aber das ist es ja gerade: „Weshalb hält man denn gerade ihn für so heilig?“ Und nur diese eine Frage, die immer wieder erhoben ward, erzeugte endlich einen ganzen Abgrund des allerunerträglichsten Zornes. Das ist es denn auch, weshalb ich glaube, daß viele, als sie den vom Körper des Verstorbenen ausgehenden Verwesungsgeruch wahrnahmen, ja, und dazu noch so bald nach seinem Tode — denn es war ja noch kein Tag seitdem vergangen — über alle Maßen erfreut waren: ebenso wie sich unter denen, die dem Greise ergeben waren und ihn bis dahin verehrt hatten, sich alsogleich auch solche fanden, die durch diesen Vorfall sich fast per-

sönlich gekränkt und beleidigt vorkamen. Diese Angelegenheit nahm nun folgenden Verlauf: Kaum hatte sich nur der Eintritt der Verwesung zu offenbaren begonnen, so hätte man auch schon allein aus den Mienen der Mönche, die in die Zelle des Entschlafenen eintraten, schließen können, weshalb sie kamen: ein jeder tritt ein, steht ein wenig, und geht fort, um möglichst rasch die Nachricht den andern zu bestätigen, die draußen in Scharen warten. Einige von den Wartenden schüttelten betrübt ihre Häupter, andere aber wollten sogar schon nicht mehr ihre Freude verbergen, die deutlich in ihren erzürnten Blicken leuchtete. Und niemand machte ihnen weiter einen Vorwurf, niemand legte ein gutes Wort ein für den Verstorbenen, und das war sehr seltsam, denn die dem entschlafenen Greise Ergebenen waren gleichwohl im Kloster in der Mehrzahl. Es war aber schon so augenfällig, daß Gott selber es zugelassen hatte, daß dieses Mal die Minderheit zeitweilig die Oberhand behielt. In Kürze begannen in der Zelle, gleichfalls um auszukundschaften, auch Laien zu erscheinen, mehr von den gebildeten Klosterbesuchern. Von dem einfachen Volke kamen hingegen nur wenige hinein, wenn sich auch viele von ihnen an den Thoren der Einsiedelei drängten. Zweifellos ist es jedenfalls, daß gerade nach drei Uhr der Andrang der weltlichen Besucher außerordentlich zunahm, und eben infolge der ärgerniserregenden Nachricht. Solche, die vielleicht an diesem Tage überhaupt nicht gekommen wären und gar nicht die Absicht hatten zu kommen, waren jetzt absichtlich herbeigeeilt; unter ihnen einige Persönlichkeiten von beträchtlichem Range. Ubrigens war der Anstand äußerlich noch nicht gebrochen worden, und Vater Paisi fuhr fort, mit fester Stimme, deutlicher Aussprache und strengem Gesicht laut das Evangelium zu lesen, gleich als ob er gar nicht bemerkte, was da vor sich gehe, wengleich er längst schon erkannt hatte, daß sich da etwas

Außergewöhnliches zutrug. Da begannen aber auch bis zu ihm Stimmen zu dringen, zuerst ganz leise, allmählich aber fester und kühner werdend. „Das heißt also, das Urtheil Gottes ist nicht so, wie das der Menschen!“ vernahm plötzlich Vater Paisi. Es hatte dies, früher als alle andern, ein Laie gemurmelt, ein städtischer Beamter, ein schon bejahrter und, soweit man ihn kannte, sehr gottesfürchtiger Mann; indem er aber dies laut vor sich hinsagte, hatte er nur das wiederholt, was längst schon unter sich die Mönche einer dem andern ins Ohr sagten. Jene hatten bereits lange dieses hoffnungslose Wort gemurmelt, und schlimmer als alles andere war es, daß fast mit jeder Minute bei diesem Worte sich mehr und mehr ein gewisses Triumphieren zu offenbaren schien. In Kürze begann indes auch schon der Anstand verletzt zu werden, und es war gerade so, als ob alle sich sogar in einem gewissen Rechte fühlten, ihn zu verletzen. „Und weshalb hatte sich denn ‚dieses‘ ereignen können?“ sprachen einige von den Mönchen, im Anfang noch, als ob sie es bedauerten; „er hatte doch einen kleinen, hageren, an die Knochen angetrockneten Körper, woher kann denn da nur Verwesungsgeruch kommen?“ „Das heißt also, absichtlich wollte Gott einen Hinweis geben!“ fügten eilig andere hinzu, und ihre Deutung ward angenommen ohne Widerspruch und sogleich; denn wiederum wiesen sie darauf hin, daß, wenn es auch natürlich sei, daß Verwesungsgeruch sich einstelle wie bei jedem entschlafenen Sünder, er sich gleichwohl später offenbart haben würde, nicht aber mit einer so offenbaren Schnelligkeit, schon nach vierundzwanzig Stunden, aber: „Dieser ist dem Naturgesetz vorausgeeilt, demnach wirkt hier niemand als Gott und sein besonderer Wink; er wollte einen Hinweis geben!“ Dieses Urtheil übte einen unwiderstehlichen Eindruck. Der sanfte Mönchspriester Joseph, der Bibliothekar, der Liebling des Verstorbenen, wollte einigen von

den Schmähern entgegen, daß „dies doch nicht überall so ist“, und daß es gar keinen feststehenden Glaubenssatz in der rechtgläubigen Religion bedeutet, vielmehr nur eine Anschauung, daß der Körper der Gerechten unbedingt nicht verwesen könne, und daß sogar in den allerrechtgläubigsten Ländern, zum Beispiel auf dem Athos, man sich keineswegs derart irreführen lasse durch Verwesungsgeruch, und daß dort nicht das Nichtverwesen des Körpers für das Hauptzeichen der Verherrlichung gilt, vielmehr die Farbe der Knochen der Verstorbenen: wenn ihre Körper schon viele Jahre in der Erde liegen und sogar in ihr verwesen, und „wenn ihre Knochen dann gelb wie Wachs werden“, so ist gerade auch das das hauptsächlichliche Zeichen dafür, daß Gott den gerechten Entschlafenen mit Ruhm krönte; wenn die Knochen aber nicht gelb, vielmehr schwarz werden, so heißt das, daß „Gott einen solchen nicht des Ruhmes würdig gehalten habe — so ist es auf dem Athos, einem erhabenen Orte, wo von alters her unerschütterlich und in hellster Reinheit die rechtgläubige Kirche sich erhält“, so schloß Vater Joseph. Diese Worte des demütigen Vaters verhallten aber, ohne Eindruck zu machen, und riefen sogar spöttische Zurückweisung hervor. „Das alles ist Bücherweisheit und Neuerung, es lohnt gar nicht, es anzuhören!“ entschieden für sich die Mönche. „Bei uns ist es so, wie es von alters her Brauch war; es kommen gerade genug Neuerungen jetzt auf! Soll man denn alles nachäffen?“ fügten andere hinzu. „Bei uns gab es nicht weniger heilige Väter als bei ihnen. Sie sitzen dort unter türkischer Fuchtel und haben alles vergessen! Bei ihnen ist auch das Licht der Rechtgläubigkeit längst schon trübe geworden, ja, und sie haben auch keine Glocken“, fügten die Allerhöhnlichsten hinzu. Vater Joseph ging mit Kummer beiseite, um so mehr, als auch er selber seine Meinung nicht mit allzu großer Entschiedenheit ausgesprochen hatte, vielmehr so,

als ob auch er ihr wenig Glauben schenke. Er sah aber mit Bestürzung voraus, daß jetzt etwas sehr Unziemliches seinen Anfang nehmen werde, und daß sogar der offene Ungehorsam bereits sein Haupt erhebe. Allmählich, dem Beispiel des Vaters Joseph folgend, verstummten denn auch alle vernünftigen Stimmen. Und es hatte den Anschein, als ob alle, die den verstorbenen Greis geliebt und mit gerührtem Gehorsam die Einrichtung des Greisentums willkommen geheißen hatten, sich plötzlich furchtbar vor irgend etwas erschreckt hätten, und wenn sie einander begegneten, nur ängstlich einer dem andern ins Angesicht schauten. Die Feinde aber des Greisentums, die in ihm eine Neuerung sahen, erhoben stolz ihr Haupt: „Von dem verstorbenen Greis Warsonophi ging nicht nur kein Verwesungsgeruch aus, es strömte vielmehr Wohlgeruch aus von ihm!“ bemerkten sie mit Schadenfreude; „er hat das aber nicht deshalb verdient, weil er ein ‚Greis‘, vielmehr darum, weil er auch selber gerecht war!“ Und daraufhin wurden denn auch schon absprechende Urtheile und sogar schlimmste Beschuldigungen nur so ausgeschüttet auf den eben erst verstorbenen Greis: „Nicht die Wahrheit lehrte er; er lehrte, daß das Leben eine große Freude sei, nicht aber eine tränenvolle Demütigung!“ so sprachen die einen, von den Allerunvernünftigsten. „Er glaubte nach neuer Mode, er erkannte nicht an, daß in der Hölle tatsächlich Feuer brenne!“ fügten andere, noch Unvernünftigere hinzu. „Im Fasten war er nicht streng, er erlaubte sich Süßigkeiten, eingemachte Kirschchen aß er zum Tee, er liebte das sehr, die Damen sandten ihm das.“ „Darf denn aber ein Mönch strengster Regel Tee trinken?“ vernahm man von einigen Neidern. „Stolz war er,“ erinnerten grausam die Allerschadenfrohesten, „für einen Heiligen hielt er sich, aufs Knie fiel man vor ihm; er nahm das hin, als ob sich ihm das so gehöre!“ „Das Sakrament der Beichte mißbrauchte

er“, fügten in boshaftem Geflüster die allerunerbittlichsten Gegner des Greisenthums hinzu, und dies sogar von den allerältesten und in ihrem Gottesdienem gegen sich selber allerschonungslofesten Mönchen, wahrhaftigen Fastern und Schweigern, die bei Lebzeiten des Entschlafenen geschwiegen hatten, jetzt aber plötzlich ihre Lippen öffneten. Und das war schon furchtbar, denn gewaltig wirkten ihre Reden auf die jungen und noch nicht gefestigten Mönche. Außerordentlich gierig horchte auf alles dies auch der Gast aus Obdorsf, das Mönchlein vom heiligen Silvester, wobei er tief seufzte und das Haupt schüttelte. „Nein, es ist schon offenbar, daß Vater Therapont gestern richtig urtheilte“, dachte er für sich, aber da erschien gerade auch Vater Therapont. Es war so, als ob er nur zu dem Zwecke gekommen sei, um die allgemeine Erregung auf ihren Höhepunkt zu führen.

Schon vordem hatte ich betont, daß er nur selten seine hölzerne Zelle beim Bienenstand verließ, sich sogar lange Zeit hindurch nicht in der Kirche zeigte, und daß man ihm dies durchgehen ließ wie einem Gottesnarren, indem man ihn nicht an die für alle gültige Regel gebunden hielt. Wenn man aber die ganze Wahrheit sagen soll, so muß man zugeben, daß ihm dies alles sogar aus einer gewissen Nothwendigkeit heraus durchgelassen ward. Denn es wäre sogar anstößig gewesen, nachhaltig darauf zu bestehen, daß sich ein so großer Faster und Schweiger, der Tag und Nacht betete (er pflegte sogar auf den Knien liegend einzuschlafen), an eine für alle gültige Regel halte, wenn er sich der nicht selber unterwerfen wollte. „Er ist auch so schon heiliger als wir alle und erfüllt Schwierigeres, als es die Regel gebietet!“ hätten dann die Mönche gesagt. „Was aber das anbetrifft, daß er nicht in die Kirche geht, so bedeutet das, er weiß eben selber, wann er gehen soll: er hat seine Regel.“ Um dieses wahrscheinlichen Murrens und des vorauszusehenden Argernisses wegen

hatte man denn auch Vater Therapont in Ruhe gelassen. Den Vater Sossima nun, und auch das war schon allen bekannt, liebte Vater Therapont ganz und gar nicht; und da war plötzlich auch bis zu ihm, in seine kleine Zelle, die Nachricht davon gedrungen, daß „das Urtheil Gottes demnach nicht so ist wie das der Menschen, und daß sogar die Natur selber gewarnt habe“. Man muß annehmen, daß unter den ersten, die zu ihm gelaufen kamen, um ihm diese Nachricht zu übermitteln, eben jener Gast aus Obdorsk sich befand, der ihn gestern erst besucht hatte und in Entsetzen von ihm weggegangen war. Ich hatte gleichfalls bereits daran erinnert, daß, wenn auch Vater Paisi, der fest und unerschütterlich bei dem Sarge stand und aus dem Evangelium vorlas, nicht zu sehen und zu hören vermochte, was außerhalb der Zelle vor sich ging, er gleichwohl in seinem Herzen alles in der Hauptsache fehlerlos erriet, denn er kannte seine Umgebung durch und durch. Er war keineswegs bestürzt, er harrte vielmehr furchtlos alles dessen, was sich noch ereignen könnte, indem er mit scharfem Blick seine ganze Aufmerksamkeit gerichtet hielt auf den bevorstehenden Ausgang der ganzen Bewegung, der sich bereits seinem geistigen Auge offenbarte. Da drang plötzlich ein außergewöhnlicher und schon offensichtlich den Anstand verletzender Lärm aus dem Vorzimmer an sein Ohr. Die Thür öffnete sich Sperrweit, und auf der Schwelle erschien Vater Therapont. Ihm nach — man bemerkte das wohl, und es war sogar deutlich von der Zelle aus zu erkennen — drängten sich unten beim Eingang viele Mönche, die ihm das Geleit gaben, und unter ihnen auch Laien. Die ihn Begleitenden traten indes nicht ein, sie blieben vielmehr stehen und warteten, was Vater Therapont weiter sagen und tun werde, denn sie fühlten wohl voraus und sogar in einiger Furcht, ungeachtet aller ihrer Vermessenheit, daß er nicht ohne Absicht gekommen sei. Vater Therapont blieb auf der Schwelle

stehen und hob seine Arme empor, und unter seinem rechten Armel hervor schauten die scharfen und neugierigen Auglein des Gastes aus Obdorsf, der allein nicht an sich gehalten hatte und dem Vater Therapont auf die Schwelle gefolgt war wegen seiner schon allzu großen Neugier. Die übrigen außer ihm hatten sich aber im Gegenteil, von plötzlicher Furcht ergriffen, noch mehr zurückgedrängt, als nur eben die Türe mit Krachen sperrweit geöffnet wurde. Vater Therapont hob die Hände empor und brüllte plötzlich:

„Den bösen Geist treibe ich aus!“ Sogleich begann er auch, indem er sich abwechselnd nach allen vier Himmelsrichtungen wandte, die Wände und alle vier Ecken der Zelle mit der Hand zu bekreuzen. Diese Handlung begriffen sogleich alle, die ihn begleitet hatten; denn sie wußten, daß er das immer so tat, wo er auch eingetreten sein mochte, und daß er sich weder setzen noch ein Wort sagen werde, bevor er nicht die unreinen Mächte vertrieben habe.

„Weiche von hinnen, Satanas! Satanas, weiche von hinnen!“ wiederholte er bei jedem Kreuze, das er schlug. „Den bösen Geist treibe ich aus!“ brüllte er von neuem. Er war in seiner groben Kutte, umgürtet mit einem Strick. Aus seinem hänsenen Hemde schaute seine nackte Brust heraus, die mit grauen Haaren bedeckt war. Seine Füße aber waren ganz nackt. Als er nun mit den Händen herumzufuchteln anfing, begannen auch sogleich die schweren Ketten zu klirren und zu klingen, die er unter seiner Kutte trug. Vater Paissi unterbrach sein Lesen, trat vor und stand in Erwartung vor Vater Therapont.

„Weshalb bist du gekommen, ehrwürdiger Vater? Weshalb störst du die Ruhe? Weshalb verwirrst du die friedliche Herde?“ sprach er endlich, indem er streng auf ihn blickte.

„Weshalb bist du gekommen? Was willst du? Was für einen

Glauben hast du?" schrie Vater Therapont, den Gottesnarren offenbarend. „Herbegeeilt kam ich, um eure hiesigen Gäste wegzujagen, die verfluchten Teufel! Ich sehe, viele von ihnen hat man ohne mich angesammelt. Mit einem Reisigbesen will ich sie ausfegen.“

„Den Unreinen willst du austreiben, vielleicht aber dienst du ihm gerade selber!“ fuhr furchtlos Vater Paissi fort; „und wer kann von sich sagen, er sei heilig? Doch nicht du, Vater?“

„Ein Unreiner bin ich, nicht aber ein Heiliger! Auf einen Sessel setze ich mich aber doch nicht, und ich verlange auch nicht, daß man vor mir wie vor einem Götzenbild niederfällt!“ donnerte Vater Therapont. „Heutzutage richten die Menschen den heiligen Glauben zugrunde. Der Tote, dieser euer Heiliger,“ — er wandte sich zur Menge, wobei er mit dem Finger auf den Sarg wies — „hat die Teufel geleugnet. Er hat ein Purgativ gegen die Teufel gegeben. Und da haben sie sich denn bei euch eingenistet wie die Spinnen in den Zimmerdecken! Heute aber hat er denn auch selber zu stinken begonnen. Darin erblicken wir einen großen Hinweis Gottes!“

Dies aber hatte sich einst tatsächlich so ereignet, bei Lebzeiten des Vaters Sosima. Einem von den Mönchen begann die „unreine Macht“ zuerst im Traume, dann aber auch in wachem Zustande zu erscheinen. Als er dies in seiner höchsten Angst dem Greise offenbart hatte, verordnete der ihm ununterbrochenes Gebet und verstärktes Fasten. Als aber auch dies nicht half, riet ihm der Greis, ohne Fasten und Gebet aufzugeben, noch eine Arznei zu nehmen. Daran hatten nun damals viele ein Argernis genommen, und sie hatten unter sich getuschelt, indem sie die Köpfe schüttelten, mehr aber als alle Vater Therapont, dem damals sofort einige Boshafte eiligst Mitteilung gemacht hatten

von dieser in einem solchen besonderen Falle „ungewöhnlichen“ Anordnung des Greises.

„Geh fort von hier, Vater!“ sprach Vater Paissi in gebietendem Tone. „Nicht die Menschen richten, vielmehr Gott allein. Vielleicht haben wir hier einen solchen Hinweis vor uns, den weder du noch ich noch irgendwer zu verstehen die Kraft hat. Gehe von hinnen, Vater, und verwirre nicht die Herde!“ wiederholte er eindringlich.

„Die Fasten hielt er nicht, wie es seinem Range als Mönch strengster Ordnung zukam, deshalb ist auch dieser Hinweis erfolgt! Das ist durchaus klar, es verheimlichen zu wollen aber ist Sünde!“ so sprach, ohne sich einschüchtern zu lassen, der Ubergläubische, der sich seiner Leidenschaft schon gegen alle Vernunft hingab. „Von Konfekt hat er sich verführen lassen, die Damen haben es ihm in ihren Taschen gebracht, Tee hat er genascht, seinem Leib hat er Opfer gebracht, indem er ihn mit Süßigkeiten anfüllte, seinen Geist aber mit hochmütigen Gedanken . . . Deshalb hat er auch Schmach erlitten!“

„Leichtsinzig sind deine Worte, Vater!“ sprach Vater Paissi, und auch er erhob seine Stimme. „Dein Fasten und deine große Enthaltung bewundere auch ich; aber leichtsinzig sind deine Worte, es ist so, als ob sie ein junger Mensch in der Welt da draußen, ein unbeständiger und gedankenloser, gesprochen hätte. Gehe doch fort von hier, ich befehle es dir!“ schloß Vater Paissi mit donnernder Stimme.

„Ich werde schon gehen!“ sprach Vater Therapont, und es war, als ob er etwas verlegen geworden sei, er ließ aber gleichwohl nicht ab von seiner Erbitterung. „O, ihr Gelehrten! Eures großen Verstandes wegen habt ihr euch über meine Wichtigkeit erhoben. Ich kam hierhergelaufen und verstand kaum zu lesen und zu schreiben, hier aber habe ich auch noch das vergessen, was

ich wußte, der Herrgott selber hat mich Kleinen bewahrt vor eurer Weisheit!"

Water Paisi stand vor ihm und wartete mit Festigkeit. Water Therapont verstummte, und plötzlich ward er niedergeschlagen, legte die rechte Handfläche an die Wange und sprach in singendem Tone, indem er auf den Sarg des Entschlafenen schaute: „Über ihm wird man morgen früh ‚Helfer und Beschützer‘ singen, und das ist ein sehr berühmter Kanon, über mir aber, wenn ich verreden werde, überhaupt nur ‚Welche zeitliche Süße‘¹, und das ist ein kleiner Lobgesang“, sprach er weinerlich und jämmerlich. „Sie sind stolz geworden und haben sich erhoben, leer ist diese Stätte!“ brüllte er plötzlich wie von Sinnen, und indem er mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte, fehrte er sich plötzlich um und ging rasch über die Stufen bei der Eingangstüre hinunter. Der Haufe, der ihn dort erwartet hatte, schwankte; einige gingen sogleich ihm nach, andere aber zögerten, denn die Zelle war immer noch gedffnet. Water Paisi aber, der dem Water Therapont zur Eingangstüre nachgegangen war, stand da und beobachtete. Water Therapont — ganz außer sich geraten — hatte indes sein Stückchen noch nicht zu Ende gespielt: als er zwanzig Schritte fortgegangen war, wandte er sich plötzlich der untergehenden Sonne zu, erhob beide Arme und stürzte — gleich als ob ihn jemand niedergemäht hatte — auf die Erde mit dem furchtbaren Schrei:

„Mein Gott hat gesiegt! Christus hat die untergehende Sonne besiegt!“ schrie er wie rasend, streckte die Hände zur Sonne empor,

¹ Beim Heraustragen der Leiche eines Mönches und eines Mönches strengster Regel (aus der Zelle in die Kirche und nach dem Trauergottesdienst auf den Friedhof) werden die Lobgesänge gesungen: „Welche zeitliche Süße.“ Wenn aber der Verstorbene ein Mönchspriester strengster Ordnung war, singt man den Kanon: „Helfer und Beschützer.“

fiel auf die Erde mit dem Gesicht nach unten und schluchzte laut wie ein kleines Kind, wobei er ganz erschüttert war von seinen Tränen und die Hände über die Erde ausbreitete. Da stürzten denn auch schon alle zu ihm hin, Ausrufe erschallten, antwortendes Schluchzen . . . Es war, als ob alle in Ekstase verfallen seien.

„Da sieht man, wer heilig ist! Da sieht man, wer gerecht ist!“ so rief man aus, schon ohne alle Furcht. „Das ist der, dem es zukommt, Greis zu sein“, fügten andere ganz erzürnt hinzu. — „Er wird das gar nicht wollen . . . Er selber lehnt das Greisenthum ab, er wird dieser verfluchten Neuheit nicht dienen . . . Er wird nicht ihre Albernheit nachmachen!“ entgegneten sogleich schon andere Stimmen, und wohin das noch geführt haben würde, vermag man sich nur schwer vorzustellen. Aber da gerade, in diesem Augenblicke, schlug die Glocke und rief zum Gottesdienst. Alle begannen plötzlich sich zu bekreuzen. Es erhob sich auch Vater Therapont, und indem er sich bekreuzte, ging er zu seiner Zelle zurück, ohne sich weiter umzuschauen, wenn er auch immer noch fortfuhr, laut vor sich hinzusprechen, aber schon völlig Zusammenhangloses. Ihm folgten einige; die Mehrzahl indes begann auseinanderzugehen, indem sie zum Gottesdienste eilten. Vater Paisi übergab das Evangelium dem Vater Joseph und ging hinunter. Die ekstatischen Schreie der Abergläubischen hatten ihn nicht ins Schwanken zu bringen vermocht, sein Herz aber war dennoch plötzlich betrübt geworden und grämte sich über irgend etwas im besonderen, und er fühlte das wohl. Er blieb stehen und fragte sich plötzlich: „Woher kommt denn dieser Gram, der mir den Mut sinken lassen will?“ Und er erkannte mit Staunen schon sogleich, daß sein plötzlicher Gram augenscheinlich einer sehr unbedeutenden und ganz besonderen Veranlassung entsamme: die Sache war die, daß er in der

Menge, die sich soeben beim Eingang in die Zelle gedrängt hatte, unter andern Aufgeregten auch Alescha bemerkt hatte, und er erinnerte sich, daß, als er ihn gesehen hatte, er sogleich auch in seinem Herzen etwas einem Schmerze Ähnliches empfunden hatte. „Ja, bedeutet denn wirklich dieser Jüngling jetzt schon so viel in meinem Herzen?“ fragte er sich plötzlich mit Staunen. In diesem Augenblicke schritt gerade Alescha an ihm vorüber, gleich als ob er irgendwohin eile, aber nicht in der Richtung nach der Kirche. Ihre Blicke begegneten sich. Alescha wandte rasch seine Augen weg und schlug sie zur Erde nieder, und schon an dieser einen Gebärde des Jünglings erriet Vater Paisi, welche heftige Veränderung in diesem Augenblick in ihm vor sich gehe.

„Hast vielleicht auch du dich verführen lassen?“ rief plötzlich Vater Paisi aus. „Ja, bist denn auch du mit den Kleingläubigen?“ fügte er gramvoll hinzu.

Alescha blieb stehen und blickte seltsam unbestimmt auf Vater Paisi; dann aber wandte er wiederum seine Augen weg und senkte sie wieder zur Erde. Er stand mit der Seite zu dem, der ihn gefragt hatte, und wandte ihm nicht sein Angesicht zu. Vater Paisi beobachtete ihn aufmerksam.

„Wohin eilst du denn? Zum Gottesdienst läuten die Glocken . . .“ fragte er ihn von neuem. Alescha aber gab wiederum keine Antwort. „Oder verläßt du die Einsiedelei? Wie denn? Ohne um Erlaubnis zu fragen und ohne den Segen zu empfangen?“

Alescha verzog plötzlich seinen Mund in einem schiefen Lächeln und warf einen seltsamen, sehr seltsamen Blick auf den ihn fragenden Vater, auf ihn, dem ihn sterbend sein bisheriger Gewissensleiter anvertraut hatte, der bisherige Herrscher seines Herzens und Geistes, sein geliebter Greis, und plötzlich, immer wieder wie vordem ohne Antwort zu geben, machte er eine

wegwerfende Handbewegung, gleich als ob er sich sogar gar nicht mehr um die Pflicht der Ehrerbietung kümmere, und ging mit raschen Schritten zu den Ausgangstoren der Einsiedelei.

„Du wirst noch zurückkehren!“ murmelte Vater Paifi, indem er ihm mit gramvollem Staunen nachschaute.

2

Ein solches Augenblickchen

Water Paifi hatte sich natürlich nicht getäuscht, als er geschlossen hatte, daß sein „lieber Knabe“ wieder zurückkehren werde, und er war sogar vielleicht (wenn auch nicht völlig, aber gleichwohl viel Scharfblick verratend) in den wirklichen Sinn der Seelenstimmung Aleschas eingedrungen. Dessenungeachtet, ich bekenne es offen, würde es mir selber sehr schwer sein, nunmehr in klarer Weise den genauen Sinn dieser seltsamen und unbestimmten Minute im Leben des von mir so geliebten und noch so jungen Helden meiner Erzählung zu deuten. Auf die kummervolle Frage, die Vater Paifi an Alescha gerichtet hatte: „Oder bist etwa auch du mit den Kleingläubigen?“ hätte ich natürlich mit Festigkeit für Alescha antworten können: „Nein, er ist nicht mit den Kleingläubigen!“ Mehr noch! Da war sogar das völlige Gegenteil: seine ganze Verwirrung stammte gerade daher, daß er allzu gläubig war. Ratlosigkeit war aber gleichwohl in Alescha, sie war trotz seines Glaubens über ihn gekommen und war so qualvoll, daß sogar auch später noch, schon lange nachher, Alescha diesen kummervollen Tag für einen der allerschwersten und verhängnisvollsten seines ganzen Lebens hielt. Wenn man aber geradeswegs fragen würde: „Konnte wirklich aller dieser Gram und eine solche Erregung nur

deshalb über ihn kommen, weil der Leib seines Greises, statt daß unmittelbar Heilungen von ihm ausgegangen waren, im Gegenteil einer vorzeitigen Verwesung anheimgefallen war?" so werde ich darauf, ohne irgendwelche Ausflüchte zu machen, antworten: „Ja, das war tatsächlich so!“ Ich möchte nur den Leser bitten, nicht voreilig gar zu sehr zu lachen über das reine Herz meines Jünglings. Selber bin ich zwar nicht nur nicht gewillt, für ihn um Verzeihung zu bitten oder seinen naiven Glauben zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, zum Beispiel durch sein jugendliches Alter, oder durch die geringen Erfolge in den vorher von ihm betriebenen Wissenschaften usw., ich tue vielmehr genau das Gegenteil davon und betone mit aller Bestimmtheit, daß ich aufrichtige Achtung empfinde vor der Natur seines Herzens. Zweifellos, manch ein Jüngling, der die Eindrücke des Herzens mit Vorsicht aufnimmt und schon nicht mehr flammend zu lieben versteht, vielmehr nur noch sozusagen lauwarm, gleichsam mit dem Verstande, der zwar normal, aber für des Jünglings Alter doch wohl schon allzu vernünftig ist (und deshalb billig), ein solcher Jüngling, sage ich, würde dem entgangen sein, was sich mit meinem Jüngling zutrug. In gewissen Fällen ist es aber tatsächlich ehrenvoller, sich einem Hingerissenwerden hinzugeben, das zwar unvernünftig ist, aber aus großer Liebe hervorging, als sich ihm nicht hinzugeben. Und das vor allem in der Jugend. Denn nicht vielversprechend scheint mir ein Jüngling, der schon gar zu beständig urteilt, und gering ist sein Wert — das ist wenigstens meine Meinung! „Aber“, so werden da am Ende noch gar vernünftige Leute ausrufen, „es vermag doch nicht jeder Jüngling an ein solches Vorurteil zu glauben, und Ihr Jüngling kann doch nicht andern zum Vorbilde dienen!“ Darauf werde ich dann wiederum antworten: „Ja, mein Jüngling glaubte, er glaubte heilig und unerschütter-

lich, ich werde aber gleichwohl nicht für ihn um Verzeihung bitten!"

Denn sehen Sie: Wenn ich auch weiter oben betont habe (und vielleicht etwas allzu eilig), daß ich meinen Helden weder erklären noch entschuldigen noch rechtfertigen werde, so sehe ich gleichwohl, daß man eines und das andere dennoch erläutern muß zum weiteren Verständnis meiner Erzählung. Das ist es denn, was ich sagen werde: es handelt sich hier nicht um Wunder. Es war da kein in seiner Ungeduld leichtsinniges Erwarten von Wundern. Und nicht zum Triumph irgendwelcher Überzeugungen bedurfte er damals der Wunder (das gerade ist durchaus nicht der Fall!), nicht für irgendeine frühere, über alles heilige Idee, die so rascher über eine andere triumphieren würde — o nein, durchaus nicht: dort, in dem allem und vor allem, stand auf der ersten Stelle für ihn die Persönlichkeit — die Persönlichkeit seines geliebten Greises, die Persönlichkeit dieses Gerechten, den er bis zu solcher Vergötterung hochgeachtet hatte. Das ist es ja gerade, daß jene Liebe, die sich in seinem jungen und reinen Herzen zu „allem und jedem“ barg, zu dieser Zeit und in dem ganzen dem vorausgegangenen Jahre, wenigstens zeitweilig, sich wie völlig vereinigt hatte, und vielleicht sogar zu Unrecht, vorwiegend nur in einem Geschöpfe, wenigstens in den heftigsten Ausbrüchen seines Herzens — eben in seinem geliebten Greise, der nunmehr gestorben war. Freilich, dieses Wesen hatte so lange vor ihm gestanden als zweifelloses Ideal, daß alle seine jungen Kräfte und alle ihre Bestrebungen sich schon nicht mehr nicht ausschließlich auf dieses Ideal richten konnten, und das in Augenblicken sogar so bis zum Vergessen von „allem und jedem“ (Alescha entsann sich später selber, daß er an diesem schweren Tage seinen Bruder Dmitri völlig vergessen hatte, über den er sich doch noch am Tage vorher so gesorgt und gegrämt hatte;

ebenso hatte er vergessen, dem Vater des Njuschetschka die zweihundert Rubel zu bringen, was er gleichfalls noch am Tage vorher mit solchem Feuer beschlossen hatte). Aber wiederum hatte er kein Bedürfnis nach Wundern, vielmehr nur nach „höchster Gerechtigkeit“, die, seinem Glauben nach, erschüttert war, und gerade dadurch war sein Herz plötzlich so grausam verwundet worden. Und was liegt denn auch eigentlich darin, daß diese „Gerechtigkeit“ in den Erwartungen Aljeschas schon durch den Lauf der Sache selber die Form von Wundern annahm, die unmittelbar zu erwarten seien, ausgehend von dem Leichnam seines von ihm vergötterten bisherigen Gewissensleiters? Aber so gerade dachten und gerade das erwarteten ja alle im Kloster, sogar solche, vor deren Geist sich Aljescha beugte, zum Beispiel Vater Paissi selber; und da hatte denn Aljescha, ohne sich durch irgendwelche Zweifel erschüttern zu lassen, auch seine Gedanken in dieselbe Formel gekleidet, in die sie auch alle andern kleideten. Ja, und längst schon hatte sich diese Überzeugung festgesetzt in seinem Herzen: im Verlaufe des ganzen Jahres seines Klosterlebens, und sein Herz hatte bereits die Gewohnheit angenommen, solche Erwartungen zu hegen. Er dürstete aber nach Gerechtigkeit, nach Gerechtigkeit, nicht nur nach Wundern! Und da wird derjenige, der seinen Hoffnungen nach über alle in der ganzen Welt erhoben werden mußte — da wird gerade dieser selbe, statt des Ruhmes theilhaftig zu werden, der ihm gebührte, plötzlich erniedrigt und mit Schmach bedeckt! Weswegen? Wer urteilte hier? Wer konnte so entscheiden? — Das sind die Fragen, die sogleich schon sein unerfahrenes und jungfräuliches Herz zu quälen begannen. Er konnte es eben nicht ertragen, ohne sich beleidigt zu fühlen, ja sogar ohne Erbitterung zu empfinden, und sogar eine aus dem Herzen stammende, daß der Gerechteste von den Gerechten preisgegeben sei einem so höhnischen und bos-

haften Gespödt einer so leichtsinnigen und so unter ihm stehenden Menge! Nein, und möge es auch überhaupt keine Wunder gegeben haben, möge sich auch gar nichts Wunderbares offenbart haben und das unmittelbar Erwartete auch gar nicht eingetroffen sein — weshalb aber offenbarte sich das Nichtgewürdigsein des Ruhmes, weshalb ward die Schmach zugelassen, weshalb dieses vorzeitige „dem Naturgesetz vorausgeeilte“ Berweisen, wie die zornigen Mönche gesagt hatten? Weshalb dieser „Hinweis“, den sie jetzt in solchem Triumphe anführen, ebenso wie Vater Therapont, und weshalb glauben sie, daß sie sogar das Recht erlangten, solchen Schluß zu ziehen? Wo ist dann aber die Vorsehung und „Ihr“ Wink? Weshalb verbarg „Sie“ ihre Hand, „in der allerbringendsten Minute“ (so dachte Alescha), und wollte sich wie absichtlich den blinden, stummen, erbarmungslosen Gesetzen unterwerfen?

Das ist es, weshalb das Herz des Alescha blutete, und schon natürlich, wie ich es bereits vorher sagte, wirkte da vor allem eine von ihm über alles in der Welt geliebte Persönlichkeit, und sie gerade ist „mit Schmach bedeckt“, sie gerade ist auch „des Ruhmes beraubt“! Möge auch dies Murren meines Jünglings leichtsinnig gewesen sein und unvernünftig, aber gleichwohl, ich wiederhole das zum dritten Male (und ich gebe im voraus zu, daß vielleicht auch dies leichtsinnig ist): ich bin froh, daß mein Jüngling in diesem Augenblicke sich nicht als gar so vernünftig erwies, denn für die Vernunft wird immer noch die Zeit kommen für einen Menschen, der nicht dumm ist; wenn sich aber schon nicht in einem solchen ganz ausnahmsweisen Augenblicke Liebe im Herzen eines Jünglings erweist, wann wird sie sich dann sonst äußern? Ich will indes bei dieser Gelegenheit auch nicht schweigen von einer seltsamen Erscheinung, die, wenn auch nur für einen Augenblick, so doch gleichwohl in dieser für ihn verhäng-

nissvollen und verwirrenden Minute sich in Aleschas Geiste offenbarte. Dieses neue „Etwas“, das sich da, unbestimmt aufblitzend, geltend machte, bestand in einem gewissen qualvollen Eindruck seines gestrigen Gespraches mit Iwan, das ihm jetzt immer wieder einfiel. Gerade jetzt. O, nicht etwa, daß irgend etwas in seiner Seele in Schwanken geraten wäre von den ihr zugrunde liegenden sozusagen elementaren Glaubensinhalten. Seinen Gott liebte er und glaubte an ihn unerschütterlich, wenn er auch plötzlich fast gegen ihn gemurrt hatte. Aber gleichwohl regte sich jetzt von neuem in seiner Seele eine zwar verschwommene, aber qualende und zernerregende Erinnerung an sein gestriges Gespräch mit Iwan, und die drängte sich mehr und mehr an die Oberfläche seines Bewußtseins. Als es schon merklich zu dämmern begann, bemerkte Rafitin, der durch den Fichtenwald aus der Einsiedelei dem Kloster zuschritt, plötzlich Alescha, wie er unter einem Baume mit dem Gesicht nach unten lag, ohne sich zu bewegen und gleich als ob er schlief. Rafitin trat hinzu und rief ihn an:

„Du hier, Alexej? Ja, bist denn wirklich du . . .“ brachte er erstaunt hervor, hielt aber inne, ohne zu Ende gesprochen zu haben. Er wollte sagen: „Bist du denn wirklich bis dahin gekommen?“ Alescha blickte ihn nicht an, aber an irgendeiner Bewegung, die er machte, erriet Rafitin sogleich, daß er ihn höre und verstehe.

„Ja, was ist denn mit dir?“ und Rafitin fuhr fort, sich zu verwundern, seine erstaunte Miene begann aber bereits einem Lächeln Platz zu machen, das einen immer höhnerischen Ausdruck annahm.

„Höre, ja, ich suche dich schon länger als zwei Stunden! Du bist plötzlich von hier verschwunden. Ja, was machst du denn da? Was sind denn das mit dir für heilige Einfältigkeiten? Ja, schau mir doch wenigstens ins Gesicht . . .“

Allesha erhob seinen Kopf, setzte sich und lehnte sich mit dem Rücken gegen einen Baum. Er weinte nicht, sein Gesicht drückte aber Leiden aus, und in seinem Blicke offenbarte sich Gereiztheit. Er schaute übrigens nicht auf Rafitin, vielmehr irgendwohin zur Seite.

„Weißt du, du hast dich völlig im Gesichte verändert. Es ist gar nichts mehr in ihm von deiner früheren, so berühmten Sanftmut. Du bist auf irgendwen zornig geworden, wie? Hat man dich etwa beleidigt?“

„Hör doch auf!“ sprach plötzlich Allesha, der noch immer nicht auf ihn hinschaute und ermüdet mit der Hand abwinkte.

„Oho! So also sind wir! Ganz so wie auch die übrigen Sterblichen begannen wir auf unsersgleichen zu schreien! Gehört das wohl zu den Gewohnheiten der Engel? Nein, Allesha, du hast mich in Staunen versetzt, weißt du das, ich spreche aufrichtig. Längst wundere ich mich hier über nichts mehr. Ich habe dich aber gleichwohl immer für einen gebildeten Menschen gehalten . . .“

Allesha blickte endlich auf ihn, indes wie zerstreut und so, als ob er ihn gleichwohl noch wenig verstehe.

„Ja, bist du wirklich nur deshalb so, weil dein Greis zu stinken begann? Ja, hast du denn wirklich im Ernste geglaubt, daß er anfangen werde, Wunder loszulassen?“ rief Rafitin aus, indem er wiederum in alleraufrichtigstes Staunen überging.

„Ich habe es geglaubt, ich glaube es und will es glauben und werde es glauben! Nun, was willst du noch von mir?“ schrie Allesha gereizt.

„Ja, mein Täubchen, eigentlich gar nichts mehr! Pfui Teufel, ja an solches glaubt jetzt kein dreizehnjähriger Schüler mehr. Aber, im übrigen, der Teufel . . . So bist du denn jetzt auf deinen Gott böse geworden, du hast dich aufgelehnt: man hat euch sozusagen

beim Rang übergangen, zum Feiertag keinen Orden gegeben. Ach, ihr!"

Mlescha schaute, die Augen zusammenkneifend, auf Rakitin, und in seinen Augen funkelte plötzlich irgend etwas . . . aber nicht Zorn auf Rakitin.

„Ich lehne mich nicht auf gegen meinen Gott, ich nehme nur seine Welt nicht an!“ sprach plötzlich Mlescha mit schiefem Lächeln.

„Was heißt denn das: du nimmst die Welt nicht an?“ sprach Rakitin, nachdem er ein wenig über diese Antwort nachgedacht hatte. „Was ist denn das wieder für ein Unsinn?“

Mlescha antwortete nicht.

„Nun haben wir genug über Wichtigkeiten geschwätzt! Jetzt zur Sache: Hast du heute schon etwas gegessen?“

„Ich kann mich nicht entsinnen . . . ich aß, scheint es.“

„Du mußt dich stärken, nach deinem Gesichte zu schließen. Es paßt einen Mitleid, wenn man nur auf dich hinschaut. Du hast ja auch in der Nacht nicht geschlafen, ich hörte davon, es war dort bei euch eine Sitzung. Dann aber noch alle diese Plackerei und Schmiererei! Alles in allem hast du, es muß wohl so sein, ein Stückchen Abendmahlsbrot gekaut! Ich habe in meiner Tasche Wurst, ich habe sie vorhin aus der Stadt auf jeden Fall mitgenommen, als ich mich hierher auf den Weg machte. Aber du wirst wohl keine Wurst essen?“

„Gib nur her!“

„Oho! So bist du also! Das heißt schon völliger Aufruhr, Barrikaden! Nun, Bruder, diese Sache ist gar nicht zu verachten . . . Komm, gehen wir zu mir . . . Ich würde jetzt selber gern ein Schnäpschen genehmigen, ich bin todmüde. Schnäps zu trinken wirst du dich aber wohl nicht entschließen . . . oder wirst du es?“

„Gib auch Schnaps her!“

„Ei der Tausend! Wundersam, Bruder!“ und Rakitin schaute erstaunt. — „Nun ja, so oder so, Schnaps oder Wurst, das ist aber eine kühne, schöne Sache, und man darf sie nicht unbenuzt lassen, gehen wir!“

Alescha erhob sich schweigend von der Erde und ging Rakitin nach.

„Das hätte Bruder Wanetschka sehen sollen, wie würde der sich erstaunt haben! Dein Brüderchen Iwan Fjedorowitsch ist übrigens heute nach Moskau abgedampft, weißt du das?“

„Ich weiß es“, sprach Alescha teilnahmslos. Und plötzlich blickte in seinem Geiste das Bild des Bruders Dmitri auf, es blickte aber nur auf, und obgleich er sich an irgend etwas erinnerte, an irgendeine eilige Angelegenheit, die man schon keine Minute mehr aufschieben könne, an irgendeine Pflicht, eine furchtbare Verpflichtung, so machte gleichwohl auch diese Erinnerung keinerlei Eindruck auf ihn; sie erreichte nicht sein Herz, sie entschwand vielmehr noch in demselben Augenblick aus seinem Gedächtnis und ward vergessen. Aber lange nachher noch entsann sich Alescha hieran.

„Dein Brüderchen Wanetschka hat einstmals von mir ausgesagt, ich sei ein ‚talentloser liberaler Sack‘. Du hast aber gleichfalls, ein einziges Mal freilich, nicht an dich gehalten und mir zu verstehen gegeben, daß ich ‚ehrlos‘ sei . . . Meinetwegen! Sehe ich aber jetzt auf eure Talentiertheit und Ehrenhaftigkeit . . .“ (Rakitin endigte diesen Satz schon für sich, flüsternd.) „Pfui! Hör einmal,“ begann er von neuem mit lauter Stimme, „laß uns einen Umweg machen um das Kloster, laß uns auf Feldwegen geradeswegs zur Stadt gehen . . . Hm! Ich hätte nötig, zur Hochlafoff anzugehen. Stelle dir nur vor: ich habe ihr über alles geschrieben, was vor sich ging, und denk dir nur, sie antwortet

mir sogleich mit einem Zettel mit Bleistift (furchtbar liebt es diese Dame, Zettel zu schreiben): „Ich habe niemals von einem so hochgeehrten Greise wie Vater Sofima — ein solches Benehmen erwartet!“ So hat sie nämlich gerade auch geschrieben: „Benehmen!“ Sie ist demnach ebenfalls empört; ach, ihr alle! Halt!“ schrie er plötzlich wiederum, er blieb stehen, und indem er Alescha an der Schulter festhielt, brachte er auch ihn zum Stehen:

„Weißt du was, Alescha?“ und er schaute ihm forschend in die Augen, völlig unter dem Eindruck seines plötzlichen neuen Gedankens, der ihn unversehens erleuchtet hatte, und wenn er auch selber seinen Mund zum Lachen verzog, so fürchtete er doch augenscheinlich, diesen neuen plötzlichen Gedanken laut auszusprechen, so sehr war er noch außerstande, an die für ihn wunderbare und völlig unerwartete Stimmung zu glauben, in der er jetzt Alescha erschaute. „Alescha, weißt du, wo wir jetzt am besten hingingen?“ brachte er endlich hervor, schüchtern und forschend.

„Einerlei — wohin du willst.“

„Laß uns zur Gruschenka gehen, wie? Wirßt du gehen?“ sprach endlich Rakitin, und er zitterte sogar vor schüchterner Erwartung. „So laß uns denn zur Gruschenka gehen!“ antwortete ruhig und ohne sich zu besinnen Alescha, und das war schon derart unerwartet für Rakitin, das heißt ein so rasches und ruhiges Sich-einverstanden-erklären, daß er beinahe zurückgeprallt wäre.

„Nun, nun! Sieh mal an!“ schrie er fast in seiner Verwundung, dann faßte er plötzlich Alescha fest am Armel und zog ihn eilig auf dem Wege weiter, immer noch furchtbar in Sorge, Alescha möchte schwankend werden in seinem Entschlusse. Sie gingen schweigend, Rakitin fürchtete sich sogar zu sprechen.

„Wie wird sie aber froh sein, wie froh . . .“ murmelte er und

verstummte wiederum. Ja, und überhaupt, nicht um der Gruschenka Freude zu bereiten, hatte er Alescha zu ihr geschleppt; er war ein überlegender Mensch, und ohne für sich irgendwelchen Vorteil zu erwarten, unternahm er überhaupt nichts. Seine Absicht war aber jetzt eine zweifache: erstens einmal Rache zu nehmen, das heißt er wollte „die Schmach des Gerechten“ schauen und Zeuge sein des wahrscheinlichen „Falles“ Aleschas „von den Heiligen unter die Sünder“, und darauf hatte er auch vordem schon gehofft; zweitens hatte er aber da eine rein materielle und für ihn außerordentlich vorteilhafte Angelegenheit im Sinn, von der weiter unten die Rede sein wird.

„Das heißt also, ein solches Augenblickchen ist gekommen,“ dachte er für sich, froh und boshaft, „wir werden es demnach auch am Schopfe fassen, dieses Minütchen, denn es kommt uns außerordentlich gelegen!“

3

Die Zwiebel

Gruschenka wohnte im allerbelebtesten Stadtteile, bei dem Kirchenplatz, im Hause der Kaufmannswitwe Morosoff, bei der sie im Hofe einen hölzernen, nicht eben geräumigen Seitenbau innehatte. Das Haus der Morosoff war groß, steinern, zweistöckig, alt und sehr unansehnlich; in ihm lebte ganz für sich die Hausbesitzerin, eine alte Frau, mit ihren beiden Nichten, gleichfalls schon sehr bejahrten Fräuleins. Sie hätte es nicht nötig gehabt, ihren Anbau im Hofe zu vermieten, aber alle wußten, daß sie Gruschenka eine Wohnung abgegeben hatte (schon vor vier Jahren) einzig und allein in der Absicht, ihrem Verwandten, dem Kaufmann Samsonoff, dem aner-

kannten Beschützer der Gruschenka, einen Gefallen zu tun. Man sagte, der eifersüchtige Greis habe, als er seine „Favoritin“ bei der alten Frau unterbrachte, ursprünglich an das scharfe Auge der Greisin gedacht: sie sollte aufpassen auf den Lebenswandel der neuen Einwohnerin. Das scharfe Auge der Greisin erwies sich indes sehr bald schon als unnötig, und die Sache endete damit, daß die Morosoff sogar selten nur der Gruschenka begegnete und ihr schließlich sogar nicht mehr im geringsten lästig ward durch irgendwelche Aufsicht. Freilich, es waren schon vier Jahre vergangen, seit der Greis aus der Gouvernementsstadt in dieses Haus ein achtzehnjähriges Mädchen gebracht hatte, ein schüchternes, verlegenes, schlankes, mageres, nachdenkliches und trauriges Geschöpf, und von der Zeit an war schon viel Wasser zum Meere gelaufen. Die Lebensschicksale dieses Mädchens kannte man übrigens in unserer Stadt wenig und ungenau; auch in der letzten Zeit hatte man nichts Näheres darüber in Erfahrung gebracht, und das sogar dann, als schon viele sich zu interessieren begannen für eine solche „blendende Schönheit“, zu der sich Agraphena Alexandrowna in diesen vier Jahren verwandelt hatte. Es gingen da nur Gerüchte herum, sie sei schon als siebenzehnjähriges Mädchen von irgend jemandem, man behauptete, von einem Offizier, verführt und dann sogleich im Stich gelassen worden. Der Offizier sei aber dann verzogen und habe irgendwo geheiratet, während Gruschenka in Schande und Armut zurückblieb. Man sagte übrigens, daß, wenn auch Gruschenka tatsächlich von ihrem greisen Beschützer der Armut entrissen worden sei, sie gleichwohl einer ehrbaren Familie entstammte und, wie es hieß, aus geistlichem Stande hervorgegangen sei: sie sei die Tochter irgendeines nicht etatmäßigen Diakons oder irgend etwas in dieser Art. Und da war denn, in vier Jahren, aus der empfindlichen, beleidigten und mitleiderregenden kleinen Waise

eine rotwangige, üppige russische Schönheit geworden, ein Weib mit kühnem und entschlossenem Charakter, stolz und frech, die etwas von Geldgeschäften verstand, die geizig und vorsichtig auf geradem und krummem Wege Geld erwarb und es bereits, wie man von ihr zu erzählen pflegte, fertiggebracht hatte, sich ihr eigenes Kapitulchen zusammenzuscharren. Von einem nur waren alle überzeugt: daß der „Zutritt“ zur Gruschenka schwierig sei, und daß außer dem Greise, ihrem Beschützer, noch niemand da sei im Laufe dieser ganzen vier Jahre, der sich ihrer Gunst hätte rühmen können. Diese Tatsache war fest verbürgt, weil zur Eroberung dieser Gunst nicht wenig Liebhaber Anlauf genommen hatten, besonders in den letzten zwei Jahren. Aber alle Versuche erwiesen sich als vergeblich, einige von den Bewerbern waren sogar genötigt gewesen, mit recht langer Nase abzuziehen, dank dem festen und höhnischen Widerstand der charaktervollen jungen Person. Man wußte auch noch, daß dieses junge Weib, besonders im letzten Jahre, sich auf das, was man „Geschäfte machen“ nennt, eingelassen hatte, und daß sie sich von dieser Seite her außerordentlich fähig erwies, so daß schließlich viele sie eine richtige Südin nannten. Nicht daß sie Geld auf Wucher ausgeliehen hätte, es war aber zum Beispiel bekannt, daß sie sich in Gesellschaft mit Fjedor Pawlowitsch Karamasoff einige Zeit hindurch tatsächlich damit beschäftigt hatte, billig Wechsel aufzukaufen, zehn Kopeken für den Rubel, und daß sie dann für einige von diesen Wechseln zu einem Rubel für zehn Kopeken erhalten hatte. Der franke Samsonoff, der im letzten Jahre den Gebrauch seiner geschwollenen Beine verloren hatte, ein Witwer, der Tyrann seiner erwachsenen Söhne, ein schwerer Hunderttausender, ein schmutziger Geizhals und unermüdlicher Mensch, war gleichwohl unter den starken Einfluß seines Schüglings geraten, den er anfangs „fest im Zügel“ und

„bei schmaler Kost“ hatte halten wollen: „bei Fastendl“, wie damals die Spötter sagten. Gruschenka hatte es aber fertiggebracht, sich zu emanzipieren, und dabei flößte sie ihm dennoch grenzenloses Vertrauen ein in Hinsicht auf ihre Treue. Dieser Greis, ein großer Geschäftemacher (jetzt ist er längst tot), hatte dabei einen außerordentlich starken Charakter, vor allem war er geizig und hart wie Kieselstein, und obgleich Gruschenka auf ihn einen solchen Einfluß ausübte, daß er ohne sie nicht leben konnte (in den letzten zwei Jahren war das zum Beispiel auch so gewesen), hatte er ihr gleichwohl kein irgendwie bedeutendes Kapital zugewiesen, und wenn sie ihm sogar gedroht hätte, sie werde ihn völlig verlassen, so wäre er auch dann noch unerbittlich gewesen. Er hatte ihr dafür aber ein kleines Kapital geschenkt, und als man dies erfuhr, waren auch darüber schon alle erstaunt. „Du selber bist kein dummes Weib!“ sagte er ihr, als er ihr etwas über achttausend Rubel auszahlte; „selber handle denn, wisse aber, daß du außer dem jährlichen Unterhalt wie bisher bis zu meinem Tode von mir nichts mehr erhalten wirst, ja, und auch in meinem Testamente werde ich dir nichts mehr zuweisen!“ Und so hatte er auch sein Wort gehalten: er starb und hinterließ alles den Söhnen, die er das ganze Leben auf einer Stufe mit den Dienstboten bei sich gehalten hatte, mit ihren Frauen und Kindern; an Gruschenka erinnerte er aber sogar überhaupt nicht einmal in seinem Testamente. Das alles ward in der Folgezeit bekannt. Durch Ratschläge aber, was sie anfangen solle „mit ihrem eigenen Kapitale“, half er Gruschenka nicht wenig und wies sie auf „Geschäfte“ hin. Als Fjedor Pawlowitsch Karamasoff, der mit Gruschenka ursprünglich nur aus Anlaß eines zufälligen „Geschäftes“ in Verbindung getreten war, sich schließlich, für sich selber völlig unerwartet, wahnsinnig in sie verliebte und sogar fast seinen Verstand darüber verlor, da hatte der Greis

Samsonoff, der um diese Zeit schon dem Tode nahe war, sich gar sehr über sie lustig gemacht. Bemerkenswert ist es übrigens, daß Gruschenka die ganze Zeit ihrer Bekanntschaft über mit dem Greise durchaus und sogar wie von Herzen aufrichtig war, und sonst, so scheint es, mit niemandem auf der ganzen Welt. In der allerletzten Zeit, als plößlich auch Dmitri Sjedorowitsch mit seiner Liebe auf den Plan getreten war, hatte der Greis aufgehört sie aufzuziehen. „Wenn du schon von beiden wählen mußt, den Vater oder den Sohn, so wähle den Greis, indes nur unter der Bedingung, daß der alte Spitzbube dich unbedingt heiratet und dir noch vorher ein ganz bestimmtes Kapital überschreibt. Mit dem Kapitän gib dich aber gar nicht ab, es wird nichts Gutes dabei herauskommen!“ Das waren die eigenen Worte des alten Lustlings, der damals bereits sein nahes Ende vorausfühlte und auch tatsächlich schon fünf Monate nach diesem Rate starb. Ich will noch im Vorübergehen bemerken, daß, wenn auch sogar viele damals bei uns in der Stadt wußten von der albernen und widerlichen Nebenbuhlerschaft Karamasoffs, des Vaters und des Sohnes, deren Gegenstand Gruschenka war, gleichwohl kaum irgendwer den tatsächlichen Sinn ihrer Beziehungen zu beiden, zu dem Greise und dem Sohne, begriffen hatte. Sogar die beiden Dienerinnen Gruschenkas hatten später (nachdem die Katastrophe, von der noch die Rede sein wird, bereits eingetreten war) vor Gericht bezeugt, Agraphena Alexandrowna habe den Dmitri Sjedorowitsch einzig und allein aus Furcht bei sich empfangen, weil er „sie zu töten gedroht habe“. Dienstboten hatte sie zwei: noch von ihrem Elternhause her eine sehr alte Köchin, die kränklich und fast schon völlig taub geworden war, und deren Enkelin, ein junges, flinkes Mädchen von zwanzig Jahren, das Zimmermädchen der Gruschenka. Es lebte aber Gruschenka sehr sparsam und in einer durchaus ärmlichen Einrichtung. In dem

Seitenbau, den sie bewohnte, waren überhaupt nur drei Zimmer vorhanden, die von der Hausbesitzerin her mit alten Möbeln aus Rothholz ausgestattet waren, im Stile der zwanziger Jahre.

Als Rakitin und Alescha bei ihr eintraten, herrschte bereits völlige Dämmerung, aber ihre Zimmer waren noch nicht erleuchtet. Gruschenka selber lag in ihrem Gastzimmer auf dem großen, plumpen, harten Divan, der eine Rücklehne aus Rothholz hatte und mit längst schon abgeriebenem und durchlöchertem Leder überzogen war. Unter ihrem Kopfe hatte sie zwei weiße Daunenkissen aus ihrem Bette. Sie lag auf dem Rücken unbeweglich ausgestreckt und hielt beide Hände hinter dem Nacken vereinigt. Gleich als ob sie Gäste erwartete, trug sie ein schwarzes Seidenkleid und hatte einen leichten Spitzenpuß auf dem Kopfe, der ihr sehr gut stand. Über die Schultern hatte sie ein Spizentuch geworfen, das von einer massiven goldenen Brosche festgehalten wurde. Sie erwartete tatsächlich irgendwen, und sie lag da wie in Sehnsucht und Ungeduld, mit bleichem Gesicht, mit heißen Lippen und Augen, und sie klopfte mit der Spitze ihres rechten Fußes ungeduldig auf die Armlehne des Divans. Kaum waren nun Rakitin und Alescha erschienen, als eine kleine Verwirrung eintrat: es war aus dem Vorzimmer zu vernehmen, wie Gruschenka plötzlich vom Divan aufsprang und erschreckt ausrief: „Wer ist denn da?“ Die Gäste hatte aber das Dienstmädchen empfangen, und sie antwortete sogleich ihrer Herrin:

„Das sind gar nicht die, das sind andere, das hat nichts zu bedeuten!“

„Was geht denn bei ihr vor?“ murmelte Rakitin, indem er Alescha am Arme ins Gastzimmer führte. Gruschenka stand beim Divan, als ob sie sich noch nicht von ihrem Schrecken erholt habe. Eine dichte Strähne ihres dunkelblonden Zopfes hatte sich aus ihrer Frisur losgelöst und war ihr auf die rechte Schulter gefal-

len, sie hatte das aber nicht bemerkt und auch nicht in Ordnung gebracht, bevor sie auf die Gäste geblickt und sie erkannt hatte.

„Ach, das bist du, Rafitka? Du hast mich ganz erschreckt! Mit wem kommst du denn da? Wer ist das mit dir? Mein Gott, wen hat er denn da mitgebracht!“ rief sie, nachdem sie Alescha erkannt hatte.

„Ja, laß doch Lichter bringen!“ sprach Rafitin, wobei er die ungezwungene Haltung des allervertrautesten Bekannten und „nahen“ Menschen annahm, der sogar das Recht hat, im Hause zu kommandieren. „Lichter . . . natürlich Lichter! . . . Fenja, bring ihm eine Kerze! . . . Nun, du hast Zeit gefunden, ihn mitzubringen!“ rief sie wiederum aus, indem sie auf Alescha hinwies. Dann wandte sie sich zum Spiegel und begann rasch mit beiden Händen ihre Frisur in Ordnung zu bringen. Es war, als ob sie unzufrieden sei.

„Bin ich etwa nicht zur rechten Zeit gekommen?“ fragte Rafitin; er fühlte sich fast augenblicklich schon gekränkt.

„Du hast mich erschreckt, Rafitka, das ist es nur!“ und Gruschenka wandte sich mit einem Lächeln an Alescha. „Hab keine Angst vor mir, mein Läubchen Alescha, schrecklich froh bin ich über dich, du mein unerwarteter Gast! Du aber, Rafitka, du hast mich erschreckt: ich dachte ja, Mitja bricht ein. Siehst du, ich habe ihn ja vorhin angeführt und ihm das Ehrenwort abgenommen, er solle mir glauben, ich aber habe gelogen. Ich habe ihm gesagt, ich werde für den ganzen Abend zu Kusma Kusmitsch, meinem Greise, gehen und mit ihm bis zur Nacht Geld zählen. Ich gehe ja jede Woche einmal für den ganzen Abend zu ihm, um seine Rechnungen zu ordnen. Wir schließen uns dann ein: er klappert mit der Rechenmaschine, ich aber sitze und schreibe in die Bücher — mir allein vertraut er. Mitja hat denn auch geglaubt, daß ich dort bin, ich habe mich aber hier zu Hause

eingeschlossen — ich ſiße und erwarte eine Nachricht. Wie hat euch denn nur Fenja eingelassen? Fenja, Fenja! Lauf raſch zum Tore, ſchließ es auf und blide ringsumher, ob nicht irgendwo der Kapitän iſt! Vielleicht hat er ſich verſteckt und lauert. Schrecklich fürchte ich mich vor ihm!“

„Niemand iſt dort, Agraphena Alexandrowna, ich habe eben erſt ringsumher ausgeſchaut. Ich will aber auch noch einmal zur Türe gehen und jede Minute Ausſchau halten, ſelber bin ich ja in Furcht und Zittern!“

„Sind die Fenſterläden geſchloſſen, Fenja? Ja, man muß den Vorhang hinunterlaſſen — ſiehſt du, ſo!“

Sie ließ ſelber die ſchweren Vorhänge hinab. „Sonſt kommt er gerade auf das Licht hin angeſlogen. Deinen Bruder Mitja, Aleſcha, fürchte ich heute!“

Gruſchenka ſprach laut und wenn auch in Aufregung, ſo doch auch faſt wie in einem gewiſſen Entzücken.

„Weſhalb fürchteſt du denn plötzlich heute Mitenka ſo?“ erkundigte ſich Rafitin. „Es ſcheint, du biſt doch ſonſt nicht gerade ſchüchtern mit ihm. Er tanzt ja nach deiner Pfeife!“

„Ich ſage dir doch, ich erwarte eine Nachricht, eine ſo goldene, kleine Nachricht, ſo daß Mitenka jezt auch überhaupt nicht nötig wäre. Ja, und er hat mir auch gar nicht geglaubt, ich fühle dies, daß ich zum Kuſma Kuſmitsch gegangen ſei. Es muß wohl ſo ſein, er ſiẗ jezt wohl bei ſich im Nachbargarten des Fjedor Pawlowitsch und lauert auf mich. Wenn er ſich aber erſt einmal dort feſtgeſetzt hat, ſo bedeutet das, er wird nicht hierherkommen, um ſo beſſer! Ich bin ja auch geradeſwegs zu Kuſma Kuſmitsch gelaufen, Mitja hat mich aber begleitet, ich habe geſagt, ich werde bis Mitternacht bleiben, und er ſolle unbedingt um Mitternacht kommen, um mich nach Hauſe zu begleiten. Er ging denn auch fort, ich aber habe nur zehn Minuten bei dem Greiſe

gegessen, ja, und dann bin ich wiederum hierher förmlich gelaufen — ach, wie ich mich fürchtete, um ihm nur ja nicht zu begegnen!“

„Wie hast du dich aber herausgepußt? Sieh mal an, was du da für ein interessantes Häubchen aufhast!“

„Und was bist du selber für ein Neugieriger, Rakitin! Ich sage dir doch, ich erwarte eine so einzige Nachricht. Wird das ‚Nachrichtchen‘ kommen, werde ich auffpringen — hinfliegen, und ihr habt das Nachsehen. Deshalb habe ich es auch so eingerichtet, daß ich hier bereitstehe.“

„Wo wirst du aber hinfliegen?“

„Wenn man viel wissen will — wird man rasch alt!“

„Sieh mal an! Voller Freude bist du ja . . . Noch niemals habe ich dich so gesehen! Du hast dich herausgepußt wie zu einem Ball!“ und Rakitin sah sie sich genau an.

„Als ob du viel von Bällen verstandest!“

„Aber du etwa mehr?“

„Ich habe wenigstens einen Ball gesehen. Vor zwei Jahren hat Kusma Kusmitsch seinen Sohn verheiratet, und da habe ich auch von der Galerie aus zugeesehen. Wie aber, Rakitka — soll ich mich etwa mit dir unterhalten, wenn dort ein solcher Fürst steht? Siehst du, das ist ein Gast! Alescha, mein Täubchen, ich blicke auf dich und traue meinen Augen nicht. Mein Gott, wie bist du denn bei mir erschienen! Um dir die Wahrheit zu sagen, ich habe es nicht erwartet, nicht erraten, ja, und auch früher habe ich niemals geglaubt, daß du kommen könntest. Wenn es nun auch jetzt nicht das Augenblickchen dafür ist, so bin ich doch furchtbar froh über dich. Setz dich auf den Divan, siehst du, hierher, so, du mein junger Mond! Tatsächlich, ich kann es mir noch gar nicht vorstellen . . . Ach du, Rakitka, hättest du ihn doch gestern oder vorgestern gebracht! Nun ja, ich bin auch so froh. Vielleicht

ist es auch besser, daß er jetzt kam, in einem solchen Augenblick, und nicht vorgestern . . .“

Sie setzte sich mutwillig zu Alescha auf den Diwan, dicht neben ihn, und blickte auf ihn in aufrichtigem Entzücken. Und tatsächlich war sie froh, sie log nicht, als sie dies sagte. Ihre Augen brannten, ihre Lippen lachten, aber gutmütig, heiter lachten sie. Alescha hatte sogar gar nicht von ihr einen solchen Gesichtsausdruck von Güte erwartet . . . Er war bis zum gestrigen Tage wenig mit ihr zusammengetroffen und hatte sich von ihr einen einschüchternden Begriff gemacht; vollends war er so furchtbar erschüttert worden durch ihren bösen und heimtückischen Ausfall gegen Katharina Iwanowna, und er war daher sehr erstaunt, als er jetzt plötzlich in ihr ein völlig anderes und unerwartetes Wesen zu erblicken glaubte. Und wie niedergedrückt er sich auch fühlte von seinem eigenen Kummer, seine Augen blieben doch mit Aufmerksamkeit auf ihr haften. Alle ihre Manieren schienen sich gleichfalls verändert zu haben von dem gestrigen Tage an, und durchaus zum Bessern: es war fast gar nichts mehr an ihr von jener gestrigen Süßlichkeit in der Aussprache, von jenen verzärtelten und affektierten Bewegungen . . . alles war einfach, gutherzig, ihre Bewegungen waren rasch, aufrichtig, zutraulich, und dabei war sie sehr erregt.

„Mein Gott, wie sich heute alle Dinge verwirren, tatsächlich!“ schwagte sie wiederum. „Und warum ich eigentlich über dich so froh bin, Alescha, das weiß ich selber nicht! Ja, frage mich nur, ich weiß es nicht!“

„Nun, und da weißt du denn auch schon gar nicht mehr, worüber du eigentlich froh bist?“ höhnte Rakitin. „Vordem hast du mir aber bei jeder möglichen Gelegenheit zugefetzt: ‚Bring ihn her, ja, bring ihn doch!‘ Du hast demnach doch wohl eine Absicht gehabt!“

„Früher hatte ich eine andere Absicht, jetzt ist das aber vorübergegangen. Es ist nicht die Zeit dafür. . . Ich werde euch bewirten, das ist es. Ich bin jetzt gütig geworden, Rakitka. Ja, setze dich doch auch, Rakitka, was stehst du denn noch? Oder hast du dich schon gesetzt. Wahrlich, Rakituschka wird sich nicht vergessen! Siehst du, da sitzt er jetzt, uns gegenüber, ja, und bost sich darüber, daß ich ihn nicht früher als dich Platz zu nehmen bat. Ach, gar sehr empfindlich ist mein Rakitka, wie empfindlich!“ Und Gruschenka lachte. „Sei nicht böse, Rakitka, heute bin ich gut. Ja, weshalb sitzt du denn so traurig da, Alescha, oder fürchtest du dich etwa vor mir?“ Und sie blickte ihm mit lustigem Spott gerade in die Augen.

„Er hat Kummer. Es hat ihm keine Rangerhöhung gegeben!“ brummte Rakitin.

„Was für eine Rangerhöhung denn?“

„Sein Greis hat zu stinken angefangen!“

„Wie denn zu stinken angefangen? Du schwärmst da irgendeinen Unsinn, du willst irgendeine Niedertracht sagen! Schweig, Dummkopf! Erlaubst du mir, Alescha, dir auf dem Schoß zu sitzen, siehst du, so?“ Und plötzlich sprang sie auf und hüpfte lächelnd ihm auf die Knie, wie ein schmeichelndes Käzchen, indem sie zärtlich mit dem rechten Arm seinen Hals umschlang. „Ich will dich erheitern, du mein frommer Knabe! Nun, in der That, erlaubst du es mir denn wirklich, dir auf dem Schoß zu sitzen, wirst du wirklich nicht böse werden? Willst du — so werde ich herabspringen!“

Alescha schwieg. Er saß da und fürchtete, sich zu rühren; er hörte ihre Worte: „Willst du, so werde ich herabspringen!“ und antwortete nicht, gleich als ob er erstarrt sei. Aber nicht das regte sich in ihm, was jetzt zum Beispiel Rakitin, der gierig von seinem Platze aus beobachtet hatte, hätte erwarten und sich vorstellen

können. Der große Kummer seiner Seele verschlang alle andern Empfindungen, die immer in seinem Herzen sich hätten rühren können, und wenn er sich nur in diesem Augenblicke hätte völlig Rechenenschaft ablegen können, so hätte er schon selber erraten, daß er jetzt aufs festeste gepanzert sei gegen jede Art von Verführung. Dessenungeachtet, ungeachtet aller wirren Ratlosigkeit seines Seelenzustandes und ungeachtet auch allen Kummers, der ihn bedrückte, wunderte er sich gleichwohl unwillkürlich über eine neue und seltsame Empfindung, die in seinem Herzen aufstieg: dieses Weib, dieses „furchtbare“ Weib erfüllte ihn jetzt nicht nur nicht mehr mit der früheren Furcht, einer Furcht, die vordem ihn überkommen hatte bei jedem Gedanken an ein Weib, wenn ein solcher auch nur in seiner Seele aufblühte. Nein, ganz im Gegenteil: dieses Weib, das er mehr als alle andern gefürchtet hatte, erregte in ihm jetzt, da sie auf seinen Knien saß und ihn umarmte, ein ganz anderes, unerwartetes und durchaus eigenartiges Gefühl, das Gefühl eines völlig ungewöhnlichen, äußerst heftigen und durchaus herzensreinen Interesses! Und in dem allem war schon keinerlei Furcht mehr, keine Spur des früheren Entsetzens — und das war gerade die Hauptsache, und das war es auch, was ihn unwillkürlich in Staunen setzte.

„Jetzt habt ihr aber genug Unsinn geschwätzt!“ schrie Rakitin. „Laß lieber Champagner bringen! Du bist das schuldig. Du weißt es selber!“

„Tatsächlich bin ich es schuldig. Ich habe ja, Mescha, für dich Champagner versprochen, außer allem andern, wenn er dich zu mir bringen werde. Nun ja, her denn mit dem Champagner! Auch ich werde von ihm trinken! Fenja, Fenja, bring uns Champagner, die Flasche, die Mitja zurückließ, lauf rasch! Wenn ich auch geizig bin, so werde ich doch die Flasche spenden, nicht dir, Rakitka, du bist nur ein Pilz, er aber ist ein Fürst! Und wenn auch

nicht davon meine Seele jetzt erfüllt ist, soll es doch schon so sein, auch ich werde mit euch trinken, es verlangt mich danach, über die Schnur zu schlagen!"

„Ja, was ist denn das für ein ‚Augenblick‘ für dich, und um was für eine ‚Nachricht‘ handelt es sich denn da: darf man danach fragen, oder ist es Geheimnis?“ mischte sich Rakitin voller Neugierde wiederum ins Gespräch, wobei er sich krampfhaft bemühte, sich den Anschein zu geben, als ob er die Nasenstüber gar nicht beachte, die ihm unaufhörlich zuteil wurden.

„Ach, gar kein Geheimnis, ja, und du weißt es auch selber!“ sprach plötzlich Gruschenka bekümmert, und sie neigte den Kopf Rakitin zu und wandte sich ein wenig von Alescha weg, wenn sie auch gleichwohl fortfuhr, auf seinen Knien zu sitzen und seinen Hals umschlungen zu halten. „Der Offizier wird kommen, Rakitin, mein Offizier wird kommen!“

„Ich hörte, daß er kommen werde, ja, steht das denn schon so nahe bevor?“

„In Mokroje ist er jetzt, von dort wird er eine Stafette hierher schicken, so hat er selber geschrieben, vorhin habe ich den Brief erhalten. Ich sitze jetzt und erwarte den Boten.“

„Sieh mal an! Weshalb denn in Mokroje?“

„Das zu erzählen würde zu weit führen, ja, und das ist auch genug für dich!“

„So! So!... Aber Mitenka jetzt — o! o! Weiß er es, oder nicht?“

„Was weiß er? Er weiß es ganz und gar nicht! Wenn er es erfahren hätte, so würde er mich morden! Ja, ich fürchte das jetzt aber ganz und gar nicht, ich fürchte jetzt nicht mehr sein Messer. Schweig, Rakitka, erinnere mich jetzt nicht an Dmitri Fjedorowitsch: er hat mir mein Herz ganz zermahlen. Ich will auch an gar nichts von alledem denken in dieser Minute! Hier an Ale-

schetschka kann ich freilich denken, ich blicke auf Aleschetschka . . . Ja, so lache doch über mich, mein Laubchen, erheitere dich doch, lache doch über meine Dummheit, über meine Freude . . . Aber da hat er ja auch gelächelt, er hat gelächelt! Siehst du, wie freundlich er blickt! Weißt du, Alescha, ich habe immer geglaubt, du seist böse auf mich wegen des Vorfalls von vorgestern, wegen des Fräuleins. Ich war ein Hund, das war ich . . . Nur ist es gleichwohl gut, daß es so kam. Es war böse, und trotzdem war es auch gut so", und Gruschenka lächelte in Gedanken, und etwas Grausames bligte plötzlich in ihrem Lächeln auf. „Mitja hat erzählt, sie habe darauf geschrien: ‚Man muß sie mit Ruten schlagen!‘ - Ich habe sie damals schon gar sehr beleidigt. Sie hatte mich zu sich gerufen, wollte mich besiegen, mit ihrer Schokolade verführen. Nein, es ist gut, daß es so kam!" und sie lächelte wiederum. „Ja, und da fürchte ich immer, daß du mir böse geworden bist!"

„Aber es ist auch wirklich so!" redete wiederum Rakitin dazwischen: er war tatsächlich erstaunt. „Sie fürchtet dich, Alescha, ja, tatsächlich fürchtet sie dich, ein solches Röchlein!"

„Das ist er für dich, Rakitka, ein Röchlein, so ist es . . . weil du eben kein Gewissen hast . . . so ist es! Glaubst du, Alescha, daß ich dich von ganzer Seele liebe?"

„Ach, du Schamlose! Da macht sie dir, Alescha, am Ende noch gar eine Liebeserklärung!"

„Aber wie denn, ich liebe ihn auch!"

„Aber der Offizier! Aber die ‚kleine, goldene Nachricht‘ aus Mokroje?"

„Das ist eine Sache für sich, jenes aber etwas ganz anderes."

„So muß man das also verstehen nach Auffassung der Weiber!"

„Nach mich nicht böse, Rakitka", unterbrach ihn heftig Gruschenka. „Das ist eine Sache für sich, jenes aber etwas ganz

anderes! Ich liebe Alescha auf ganz andere Art. Es ist wahr, Alescha, ich hatte in Hinsicht auf dich früher einen listigen Gedanken. Ich bin ja doch eine Niedrige, ich bin ja doch eine Tolle! Aber zu einer andern Minute blicke ich, so kam es vor, Alescha, auf dich wie auf mein Gewissen. Immer denke ich: „Wie muß wohl jetzt schon ein solcher wie er mich schlechte Person verachten!“ Auch vorgestern dachte ich dies, als ich von dem Fräulein hierher lief. Längst schon habe ich eine solche Meinung von dir, Alescha, und Mitja weiß es, ich habe es ihm gesagt. Siehst du, Mitja versteht das durchaus. Glaubst du, bisweilen blicke ich tatsächlich, Alescha, auf dich und schäme mich, immer schäme ich mich dann vor mir . . . Wie ich aber dazu kam, so von dir zu denken, und von welcher Zeit an ich das tue, das weiß ich nicht und entfinne mich nicht daran!“

Fenja trat ein und stellte ein Auftragsbrett auf den Tisch mit einer entkorkten Flasche und drei Gläsern.

„Man hat Champagner gebracht!“ schrie Rakitin. „Aufgeregt bist du, Agraphena Alexandrowna, und außer dir. Wenn du jetzt einen Pokal trinkst, wirst du zu tanzen anfangen. Ach! ach! Nicht einmal das können sie so machen, wie es sich gehört!“ fügte er hinzu, indem er auf den Champagner hinschaute. „In der Küche hat die Alte eingeschenkt, und die Flasche hat man ohne Korken aufgetragen, und dazu noch warm. Nun, gib immerhin auch so her . . .“

Er ging zum Tische, nahm ein Glas, goß es hinunter und schenkte sich ein zweites ein.

„Zum Champagner wirst du nicht allzu oft kommen“, sprach er, sich die Lippen leckend. „Auf, Alescha, nimm einen Becher, zeige, was du für ein Kerl bist! Worauf sollen wir denn trinken? Auf die Pforten des Paradieses? Nimm, Gruscha, einen Becher, und trinke auch du auf die Pforten des Paradieses!“

„Was sind das denn für Pforten des Paradieses?“

Sie nahm einen Pokal, Alescha tat desgleichen, trank ein Schlückchen und stellte das Glas wieder hin.

„Nein, lieber nicht!“ sprach er und lächelte still.

„Du hast aber doch so geprahlt!“ schrie Rafitin.

„Nun, wenn dem so ist, werde auch ich nicht trinken“, mischte sich Gruschenka ein. „Ja, und ich habe auch gar keine Lust dazu. Trinke du, Rafitka, allein die ganze Flasche aus. Wenn Alescha trinken wird, so werde auch ich trinken.“

„Was sind das für ‚kälberne‘ Zärtlichkeiten!“ neckte Rafitin. „Aber sie sieht ihm dabei ja auf dem Schoß! Er hat, nehmen wir so an, Kummer; aber was fehlt denn dir? Er hat sich gegen seinen Gott empört, er war sogar entschlossen, Wurst zu fressen . . .“

„Wie denn das?“

„Sein Greis ist heute gestorben, der Greis Sosima, ein Heiliger!“

„So, ist denn der Greis Sosima gestorben!“ rief Gruschenka aus. „Mein Gott, ich habe das ja gar nicht gewußt!“ sie bekreuzte sich fromm. „Mein Gott, ja, was tue ich denn, ich sehe ihm ja jetzt auf den Knien!“ rief sie plötzlich, als ob sie Entsetzen erfaßt habe, sprang augenblicklich ihm vom Schoße herab und setzte sich auf das Sofa. Alescha warf ihr einen langen, erstaunten Blick zu, und es war, als ob in seinem Gesichte etwas zu leuchten beginne.

„Rafitin,“ sprach er plötzlich laut und fest, „höhne du nicht, ich habe mich gegen meinen Gott empört! Ich wünsche nicht Unwillen zu empfinden gegen dich, deshalb sei aber auch du nachsichtiger. Ich verlor einen solchen Schatz, wie du niemals besaßest, und du kannst mich deshalb jetzt nicht richten. Blicke lieber hierher, auf sie: Hast du gesehen, wie sie Schonung übte gegen mich? Ich bin hierhergekommen, um eine böse Seele zu finden,

so hat es mich selber hierhergezogen, weil ich niedrig und böse war; ich aber fand eine aufrichtige Schwester, ich fand einen Schatz — eine liebende Seele . . . Sie hat soeben Schonung geübt gegen mich . . . Algraphena Alexandrowna, ich spreche von dir. Du hast soeben meine Seele wieder aufgerichtet!"

Allesha zitterten die Lippen, und der Atem stockte ihm. Er hielt inne.

„Gleich als ob sie dich so schon errettet habe!“ höhnte Rafitin, und er lächelte böse. „Sie aber hat dich verschlingen wollen, weißt du das?“

„Halt, Rafitka!“ rief plötzlich Gruschenka, und sie sprang auf. „Schweigt ihr beide! Jetzt werde ich alles sagen: du, Allesha, schweige, weil mich bei solchen Worten, wie du sie sprichst, Scham erfaßt, weil ich eine Böse, nicht eine Gute bin — so eine bin ich. Du aber, Rafitka, schweige deshalb, weil du lügst. Ich hatte tatsächlich den niedrigen Gedanken, ihn verschlingen zu wollen; jetzt aber lügst du, Rafitka, jetzt ist das ganz und gar nicht dies. Und daß ich dich überhaupt nicht mehr höre!“ Alles dies sprach Gruschenka in außerordentlicher Aufregung.

„Sieh mal an, jetzt sind alle beide böse geworden!“ zischte Rafitin, und er blickte mit Staunen auf sie. „Wie Verrückte benehmen sie sich, es ist ganz so, als ob ich in ein Irrenhaus geraten sei. Sie sind beide ganz schwach geworden, gleich werden sie zu weinen anfangen!“

„Ich werde auch zu weinen anfangen, ich werde auch zu weinen anfangen!“ rief Gruschenka. „Er nannte mich ja seine Schwester, und ich werde das niemals mehr vergessen! Nur das eine, Rafitka: wenn ich auch böse bin, so habe ich aber gleichwohl eine Zwiebel weggeschenkt!“

„Was für eine Zwiebel denn? Pfui Teufel, jetzt sind sie schon ganz verrückt geworden!“

Rakitin war erstaunt über ihre Ergriffenheit und boste sich gar sehr, wenn er sich auch recht wohl hätte vorstellen können, daß bei ihnen beiden gerade alles das, was ihre Seelen vornehmlich zu erschüttern vermochte, sich derart zu demselben Zeitpunkt zusammengefunden hatte, wie das nicht häufig im Leben geschieht. Rakitin begriff zwar stets äußerst empfindlich alles das, was ihn selber anbetraf, es fehlte ihm aber in hohem Grade das Verständnis für die Gefühle und Empfindungen seiner Nächsten — teils infolge der Unerfahrenheit seiner Jugend, teils aber auch wegen seiner großen Selbstsucht.

„Du siehst, Aleschetschka,“ und Gruschenka lächelte plögl ich nervös, indem sie sich an ihn wandte, „ich habe da vor Rakitka geprahlt, daß ich eine Zwiebel weggeschenkt habe, vor dir aber prahlte ich nicht, ich werde dir dies in einer ganz andern Absicht erzählen. Das ist nur eine Fabel, aber eine schöne, ich habe sie, als ich noch ein Kind war, von meiner Matzjena erzählt bekommen, die jetzt bei mir als Köchin dient. Siehst du, das ist so: Es war einmal eine Frau, die war über die Maßen böse, und sie starb. Und sie hinterließ kein Andenken an irgendeine Tugend. Es faßten sie die Teufel und stießen sie in den Feuersee. Aber ihr Schuzengel steht dabei, ja, und er denkt: ‚An was für eine Tugend von ihr soll ich mich entsinnen, um sie Gott zu sagen?‘ Er dachte nach und spricht zu Gott: ‚Sie hat‘, so spricht er, ‚einst aus ihrem Gemüsebeete eine Zwiebel herausgerissen und sie einer Bettlerin geschenkt!‘ Und es antwortete ihm Gott: ‚Nimm du‘, spricht er, ‚diese selbige Zwiebel und strecke sie ihr in den See hin, möge sie sie erfassen und sich an sie halten, und wenn du sie aus dem See herausziehen wirst, so möge sie denn auch ins Paradies eingehen, wird aber die Zwiebel abreißen, so muß das Weib auch da bleiben, wo sie jetzt ist!‘ Es lief der Engel zu dem Weibe hin und streckte ihr die Zwiebel hin: ‚Da,‘ spricht er,

„Weib, faß an und halte dich!“ Und er begann sie vorsichtig herauszuziehen, und er hatte sie schon fast völlig herausgezogen, ja, als aber die übrigen Sünder sahen, daß man das Weib herausziehe, da begannen sie sich alle an ihr festzuhalten, damit man sie zu gleicher Zeit mit ihr herausziehe. Das Weib war aber über die Maßen böse und begann mit Füßen zu stoßen: „Mich zieht man heraus, nicht aber euch, das ist meine Zwiebel, aber nicht die eurige!“ Kaum hatte sie das ausgesprochen, da zerriß auch schon die Zwiebel. Und es fiel das Weib in den See zurück und brennt in ihm bis auf den heutigen Tag. Der Engel aber brach in Weinen aus und ging davon. Das ist diese Fabel, Alescha, ich habe sie auswendig behalten, weil auch ich selber dieses selbige böse Weib bin. Vor Rakitka habe ich damit geprahlt, daß ich eine Zwiebel weggeschenkt habe. Dir aber werde ich etwas ganz anderes sagen. Alles in allem genommen habe ich auch wohl nur etwa eine Zwiebel in meinem ganzen Leben weggeschenkt, und das ist auch alles, was an Tugend an mir ist. Und lobe du mich nicht deswegen, halte du mich nicht für gut, ich bin böse, sehr böse, und wirst du mich loben, so wirst du mich zwingen, mich zu schämen. Ach ja, ich werde schon ein vollständiges reuiges Geständnis ablegen müssen. Höre denn, Alescha: ich habe einen solchen Wunsch gehegt, dich zu verführen, und ich habe damit derart Rakitin zugesetzt, daß ich ihm schließlich fünfundzwanzig Rubel versprach, wenn er dich zu mir hinführe. Halt, Rakitka, warte ein wenig!“

Sie ging mit raschen Schritten zum Tische hin, öffnete eine Schublade, nahm ihren Geldbeutel heraus und entnahm ihm einen Fünfundzwanzigrubelschein.

„Was ist das für ein Unsinn! Was ist das für ein Unsinn!“ rief Rakitin verblüfft.

„Nimm doch nur, Rakitka, was ich dir schuldig bin, du wirst

doch nicht etwa darauf verzichten, du hast ja selber darum gebeten!" Und sie schleuderte ihm den Schein hin.

"Ich sollte auch noch darauf verzichten," brummte Rafitin, der augenscheinlich verlegen geworden war, aber männlich seine Scham verbarg, „das kommt uns gar sehr gelegen. Die Dummköpfe leben ja nur deshalb, damit die Klugen sie ausbeuten!"

„Setz schweige aber, Rafitka; alles, was ich jetzt sagen werde, wird nicht für deine Ohren sein. Setz dich hierher in die Ecke und schweige. Du liebst uns nicht, so schweige wenigstens. . ."

„Ja, wofür sollte ich euch denn auch lieben?" bemerkte bissig Rafitin, schon ohne seinen Zorn zu verbergen. Den Fünfundzwanzigrubelschein steckte er in die Tasche, und er schämte sich entschieden vor Alescha. Er hatte darauf gerechnet, diese Bezahlung später zu erhalten, so daß jener es gar nicht erfahre, jetzt aber war er vor Scham ganz zornig geworden. Bis zu diesem Augenblicke hatte er es noch für sehr politisch gehalten, der Gruschenka nicht allzu sehr zu widersprechen, ungeachtet aller Nasenstüber, die sie ihm austeilte, denn es war offenbar, daß sie über ihn eine gewisse Macht besaß. Jetzt war aber auch er zornig geworden.

„Man liebt zum Dank für irgend etwas, was aber habt ihr beide mir getan?"

„Liebe doch um gar nichts, so ist es ja, wie Alescha liebt."

„Aber woher glaubst du denn, daß er dich liebt, und was hat er dir denn angetan, daß du dich so aufspielst?"

Gruschenka stand in der Mitte des Zimmers, sie sprach mit Leidenschaft, und in ihrer Stimme waren hysterische Klänge zu vernehmen.

„Schweig, Rafitka, du verstehst uns nicht! Und wage es auch nicht mehr, mir in Zukunft ‚du‘ zu sagen, ich will dir das nicht erlauben, und woher hast du dir denn überhaupt solche

Kühnheit herausgenommen! Da hast du es! Setz dich in die Ecke und schweig wie mein Lakai. Jetzt aber, Mlescha, werde ich dir allein die ganze, reine Wahrheit sagen, damit du erkennst, was ich für eine Kreatur bin! Nicht zu Rakitka, zu dir spreche ich. Ich wollte dich zugrunde richten, Mlescha, das ist eine große Wahrheit, ich hatte es durchaus so beschlossen; ich habe es so sehr gewünscht, daß ich Rakitka Geld versprach, damit er dich herbringe. Und aus welchem Grunde habe ich es so gewünscht? Du, Mlescha, hast auch gar nichts gewußt, du wendetest dich von mir ab, du gehst vorüber, hast den Blick zu Boden gesenkt, ich aber habe wohl hundertmal auf dich hingeblickt und alle über dich auszufragen begonnen. Dein Gesicht ist mir im Herzen geblieben: ‚Er verachtet mich,‘ denke ich, ‚er will mich sogar nicht einmal anschauen!‘ Und ein solches Gefühl hat mich schließlich übermannt, daß ich mich über mich selber erstaune: warum fürchte ich denn einen solchen Knaben? Ich werde ihn ‚mit Haut und Haar verschlingen‘, und dann werde ich lachen. Ich war ganz und gar auf dich böse geworden. Glaubst du das: niemand wagt hier auch nur daran zu denken, daß man die Gunst der Agraphena Alexandrowna erobern könne; der Greis allein ist da bei mir, an ihn bin ich gefesselt und ihm verkauft, der Teufel hat uns getraut, dafür aber von den andern — niemand! Doch auf dich schauend beschloß ich: ihn werde ich ‚verschlingen‘. Ich werde ihn ‚verschlingen‘ und dann lachen! Siehst du, was ich für ein böser Hund bin, ich, die du eben noch deine Schwester nanntest! Eben heute ist nun dieser mein Beleidiger angekommen, ich sitze und erwarte Nachricht. Aber weißt du denn, was mir dieser Beleidiger war? Vor fünf Jahren, als mich Kusma hierherbrachte, sitze ich, so kam es vor, und versteckte mich vor den Menschen, daß man mich weder sehen noch hören solle, ein schwächtiges und dummes Geschöpfchen, so sitze ich, ja, und ich

schluchze, die Nacht hindurch schlafe ich nicht — ich denke immer nur: ‚Wo mag denn jetzt mein Beleidiger sein?‘ Er lacht wohl, so muß es sein, mit einer andern über mich; wenn ich ihn aber nur, so denke ich, wiedersehen, ihm nur begegnen werde, dann werde ich ihm schon heimzahlen, dann werde ich ihm schon heimzahlen!‘ Nachts im Dunkeln schluchze ich in mein Kissen und überdenke dies immer wieder, mein Herz zerfleische ich absichtlich, mit Zorn tröste ich es: ‚Ich werde ihm schon, ich werde ihm schon heimzahlen!‘ So, kam es wohl vor, schreie ich auch in der Finsternis. Ja, wenn ich mich plötzlich daran erinnere, daß ich ihm gar nichts tue, er aber jetzt über mich lacht oder mich vielleicht schon völlig vergaß und sich meiner gar nicht mehr erinnert, so werfe ich mich aus dem Bett auf die Diele, ergieße mich in ohnmächtigen Tränen und zittere, zittere bis zum Morgen grauen. Des Morgens stehe ich dann auf, böser als ein Hund und mit Freuden bereit, die ganze Welt zu verschlingen. Dann aber, was glaubst du wohl: ich begann Kapital zu sparen, ich ward mitleidlos, ich setzte Fett an — glaubst du aber, ich sei klüger geworden, wie? Wisse denn: keineswegs! Niemand sieht das, und niemand weiß es auf der ganzen Welt, aber sobald nur die nächtliche Dämmerung anbricht, liege ich bisweilen immer noch ebenso wie als kleines Mädchen vor fünf Jahren, klappere mit den Zähnen und weine die ganze Nacht hindurch: ‚Ich werde schon ihm, ja, ich werde schon ihm . . .‘ so denke ich! Hast du das alles vernommen? Nun, wie verstehst du mich denn jetzt? Vor einem Monate erhalte ich plötzlich diesen selben Brief: er kommt, er ist Witwer geworden, er will mich wiedersehen. Der Atem hat mir damals völlig gestockt, mein Gott, ja, plötzlich habe ich auch geglaubt: wird er aber erst kommen, ja, und nur pfeifen, wird er mich rufen, so werde ich wie ein Hündchen zu ihm hinkriechen, wie ein Hündchen, das geprügelt ward und sich schuldig

fühlt! Ich denke dies und glaube mir selber nicht: ‚Ich bin eine Nichtswürdige, wäre ich das nicht, würde ich dann wohl zu ihm hinlaufen?‘ Und eine solche But über mich selber übermannte mich, diesen ganzen Monat hindurch, daß es noch schlimmer war als vor fünf Jahren. Siehst du jetzt, Alescha, was ich für eine Tolle, was ich für eine Rasende bin! Ich habe dir jetzt die ganze Wahrheit gesagt. Ich habe mit dem Mitja Kurzweil getrieben, um nicht zu dem andern zu laufen. Schweig, Rakitka, nicht dir kommt es zu, mich zu richten, nicht zu dir habe ich gesprochen! Ich habe jetzt, bis zu eurer Ankunft, hier gelegen, ich habe gewartet, nachgedacht, mein ganzes Schicksal entschieden, und niemals werdet ihr erfahren, was in meinem Herzen vorging. Höre, Alescha, sage du deinem Fräulein, sie möge nicht böse sein wegen des Vorfalles von vorgestern! . . . Es weiß ja niemand auf der ganzen Welt, wie es mir jetzt zumute ist, ja, und es kann das auch niemand wissen . . . Weil ich vielleicht heute ein Messer mit mir dahin nehmen werde, ich habe das noch nicht entschieden . . .“

Und als Gruschenka dieses „jammervolle“ Wort ausgesprochen hatte, hielt sie plötzlich nicht mehr an sich: sie sprach nicht zu Ende, sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, warf sich auf den Diwan in die Kissen und schluchzte wie ein kleines Kind. Alescha erhob sich und ging zu Rakitin hin.

„Mitscha,“ sprach er, „zürne nicht! Du bist von ihr beleidigt worden, aber zürne nicht. Hast du ihr soeben zugehört? Man kann nicht soviel verlangen von der Seele eines Menschen, man muß nachsichtiger sein . . .“

Alescha sprach dies in einem Ausbruch seines Herzens, den er nicht zurückzuhalten vermochte. Er mußte sich aussprechen, und er wandte sich deshalb an Rakitin. Wenn Rakitin nicht dort gewesen wäre, so hätte er für sich allein dies ausgerufen. Rakitin aber blickte voll Hohn auf ihn, und Alescha hielt plötzlich inne.

„Das hat dir dein Greis beigebracht, und jetzt willst du mir damit kommen, Mleschenka, Menschenchen Gottes!“ sprach mit gehässigem Lächeln Rafitin.

„Rache nicht, Rafitin, höhne nicht, sprich nicht von dem Verstorbenen, er ist höher als alle, die auf der Erde waren!“ rief Mlescha aus mit Tränen in der Stimme. „Ich wollte nicht wie ein Richter zu dir sprechen, vielmehr selber wie der Letzte von allen Gerichteten. Was bin ich denn vor ihr? Ich kam hierher, um zugrunde zu gehen, und sagte mir: ‚Nur zu! Nur zu!‘ und das aus meinem Kleinmut heraus; sie aber hat, nach fünf Jahren der Qual, als eben nur der erste beste gekommen war und ihr ein aufrichtiges Wort gesagt hatte, alles verziehen, alles vergessen, und sie weint jetzt! Ihr Beleidiger ist zurückgekehrt, er ruft sie, und sie verzeiht ihm alles und eilt zu ihm hin in Freuden und wird kein Messer mit sich nehmen, sie wird das nicht tun! Nein, ich bin nicht ein solcher. Ich weiß nicht, ob du so bist, Mlescha, ich aber bin es nicht. Ich habe heute, soeben hier, diese Lehre empfangen . . . Sie ist höher an Liebe als wir . . . Hast du von ihr früher bereits das gehört, was sie soeben erzählt hat? Nein, du hast es nicht gehört: wenn du es vernommen hättest, so hättest du längst schon alles vergessen . . . und eine andere, die vorgestern von ihr beleidigt ward, möge auch die ihr verzeihen! Und sie wird verzeihen, wenn sie dies erfährt . . . und sie wird es erfahren . . . Das ist eine Seele, die sich noch nicht abgefunden hat, man muß schonend mit ihr umgehen . . . in einer solchen Seele kann ein Schatz verborgen liegen.“

Mlescha verstummte, weil ihm der Atem ausging. Ungeachtet seines ganzen Zornes blickte Rafitin mit Staunen auf ihn. Niemals hatte er von dem stillen Mlescha einen solchen Wortschwall erwartet.

„Was für ein Advokat ist da zum Vorschein gekommen! Na,

du hast dich in sie verliebt, nicht wahr? Agraphena Alexandrowna, siehst du, dein Faster hat sich geradezu in dich verliebt, du hast gesiegt!" schrie er mit frechem Lachen.

Gruschenka erhob ihr Haupt vom Kissen und blickte mit gerührtem Lächeln auf Alescha. Ihr Gesicht strahlte, und dabei war es, als sei es plötzlich aufgeschwollen vom Weinen.

„Laß ihn in Ruhe, Alescha, du mein Cherubim, er ist nun einmal so, da hast du dich an den Rechten gewandt! Ich, Michail Ossipowitsch,“ wandte sie sich an Rakitin, „hatte dich um Verzeihung bitten wollen deswegen, weil ich dich ausgeschimpft hatte, ja, und jetzt will ich das wiederum nicht. Alescha, komm zu mir, setze dich dahin“ — und sie winkte ihn zu sich mit freudigem Lächeln — „siehst du, so, setze dich dahin, sage du mir (sie faßte ihn an der Hand und blickte ihm lächelnd ins Gesicht), sage du mir: Liebe ich jenen oder nicht? Ich meine meinen Beleidiger, liebe ich ihn oder nicht? Bis ihr kamt, lag ich hier in der Dunkelheit und fragte immerzu mein Herz: ‚Liebe ich jenen oder nicht?‘ Entscheide du es mir, die Zeit ist gekommen! Wie du entscheiden wirst, so wird es auch sein. Soll ich ihm verzeihen oder nicht?“

„Du hast ja schon verziehen!“ sprach Alescha und lächelte.

„Ja, ich habe wirklich schon verziehen“, bestätigte nachdenklich Gruschenka. „Ach, was habe ich doch für ein nichtswürdiges Herz! Auf mein nichtswürdiges Herz!“ und sie ergriff plötzlich vom Tisch einen Pokal, trank ihn auf einmal aus, erhob ihn und warf ihn mit einem Schwung zu Boden. Der Becher zerbrach klirrend. Irgend etwas Grausames funkelte in ihrem Lächeln.

„Aber vielleicht habe ich gleichwohl noch nicht verziehen“, sprach sie wie drohend, und sie senkte die Augen zu Boden, als ob sie zu sich selber spräche. „Vielleicht bereitet sich mein Herz nur erst vor, zu verzeihen. Noch kämpfe ich mit meinem Herzen. Siehst

du, Alescha, ich habe meine Tränen von diesen fünf Jahren furchtbar liebgewonnen . . . Ich habe vielleicht nur meine Beleidigung lieb, ihn aber ganz und gar nicht!"

„Nun, ich möchte wenigstens nicht in seiner Haut stecken!" zischte Rakitin.

„Du wirst das auch nicht, niemals wirst du in seiner Haut stecken! Du wirst mir Schuhe machen, Rakitka, das ist es, wozu ich dich benützen werde; aber eine solche wie ich wird dir niemals beschieden sein auch nur zu sehen . . . Ja, und vielleicht auch ihm nicht . . ."

„Ihm? Aber wozu hast du dich denn so herausgeputzt?" stichelte bissig Rakitin.

„Zieh mich nicht auf mit meinem Aufputz, Rakitka, du kennst mein ganzes Herz noch nicht! Wenn ich will, so werde ich auch meinen ganzen Fuß zerreißen, sogleich werde ich ihn zerreißen, in diesem Augenblick!" rief sie gellend. „Du weißt ja gar nicht, wofür dieser Aufputz ist, Rakitka! Vielleicht werde ich zu ihm herauskommen und sagen: ‚Hast du mich so gesehen oder nicht?‘ Er hat mich ja zurückgelassen als eine siebzehnjährige, schwächliche, schwindelnde Flennerin. Ja, ich werde mich zu ihm setzen, ja, ich werde ihn betören, ja, ich werde ihn entflammen: ‚Hast du gesehen, was für eine ich jetzt bin?‘ werde ich sagen. ‚Nun, so bleibe auch dabei, gnädiger Herr: an dem Schnurrbart lief es herab, aber in den Mund ist es nicht gekommen!‘ Siehst du, dazu dient mir vielleicht dieser Aufputz, Rakitka!" endete Gruschenka mit bösem Lächeln. „Ich bin ja eine Tolle, eine Rasende, Alescha. Ich werde mein Kleid zerreißen, ich werde mich verstümmeln, meine Schönheit vernichten, ich werde mir das Gesicht verbrennen und mit dem Messer zerschneiden, ich werde gehen und Almosen erbetteln. Wenn es mir einfällt, so werde ich auch jetzt nirgends hingehen und zu niemandem; wenn es mir in den

Kopf kommt, so werde ich morgen schon dem Kusma alles zurückschicken, was er mir geschenkt hat und alle seine Gelder, ich selber werde aber für mein ganzes Leben als Tagelöhnerin arbeiten! . . . Du glaubst wohl, ich werde das nicht tun, Rakitka, ich wagte es nicht, das zu tun? Ich werde es tun, ich werde es tun, sogleich kann ich es tun, reizt mich nur nicht. . . Ich werde den wegjagen, der mich aufregt, ihm eine Nase drehen, er soll mir aus den Augen!"

Die letzten Worte schrie sie hysterisch; sie hielt aber wiederum nicht an sich, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, warf sich aufs Kissen und erzitterte von neuem vor Schluchzen. Rakitin erhob sich:

„Es ist Zeit," sagte er; „es ist schon spät, man wird uns nicht mehr ins Kloster hineinlassen!"

Gruschenka sprang nur so auf.

„Ja, willst du denn wirklich weggehen, Aljescha?" rief sie aus in bekümmertem Staunen. „Ja, was machst du denn jetzt mit mir? Ganz hast du mich emporgehoben, du hast mich gemartert, und jetzt wiederum diese Nacht, wiederum soll ich allein bleiben!"

„Soll er nicht vielleicht bei dir übernachten? Wenn du aber willst — nur zu! Ich kann auch allein nach Hause gehen!" scherzte Rakitin giftig.

„Schweig, böse Seele!" schrie ihn Gruschenka an. „Niemals hast du mir solche Worte gesagt, die er mir zu sagen kam!"

„Was hat er dir denn Derartiges gesagt?" brummte Rakitin gereizt.

„Ich weiß nicht, ich verstehe durchaus nicht, was er mir Derartiges gesagt hat, meinem Herzen ward es gesagt, das Herz hat er mir umgedreht. . . Er hat mit mir Mitleid gehabt, er zuerst, er als einziger, das ist es! Weshalb bist du denn nicht früher gekommen, mein Cherubim?" Und sie fiel plötzlich vor ihm auf

die Knie wie in Ekstase . . . „Ich habe mein ganzes Leben einen solchen wie dich erwartet, ich habe gewußt, daß so einer kommen und mir verzeihen wird. Ich habe geglaubt, daß mich irgendwer lieb gewinnen wird, mich Eklige, um meiner selbst willen, nicht nur einzig und allein, um mir Schmach anzutun!“

„Was habe ich dir denn so Großes getan?“ antwortete gerührt lächelnd Alescha, und er beugte sich zu ihr nieder und nahm sie zärtlich bei der Hand. „Eine Zwiebel habe ich dir gereicht, nur eine einzige und eine ganz kleine Zwiebel, nichts weiter, nichts weiter!“

Und als er das gesprochen hatte, brach er selber in Tränen aus. In diesem Augenblick erhob sich plötzlich im Vorzimmer ein Lärm, irgendwer trat ein, Gruschenka sprang auf wie in furchtbarem Schrecken. In das Zimmer kam mit Lärmen und Schreien Fenja hereingelaufen.

„Gnädige Frau, Täubchen, Herrin, die Stafette kam angaloppiert!“ rief sie freudig aus und ganz außer Atem. „Ein Wagen aus Mokroje, um Sie abzuholen! Timophei — der Kutscher — mit dem Dreigespann, sogleich wird man frische Pferde anspannen . . . Ein Brief, ein Brief, Herrin, da ist er!“

Der Brief war in ihrer Hand, und sie hatte ihn die ganze Zeit über, während sie sprach, in der Luft herumgeschwenkt. Gruschenka riß ihr den Brief aus der Hand und brachte ihn zum Licht. Es war dies nur ein Zettelchen, einige wenige Zeilen; in einem Augenblicke hatte sie ihn durchgelesen.

„Er hat gerufen!“ rief sie ganz bleich und verzog ihr Gesicht zu einem schmerzlichen Lächeln. „Er hat gepiffen! Kriech heran, Hündchen!“

Aber nur einen Augenblick stand sie wie in Unentschlossenheit da: plötzlich stieg ihr das Blut zu Kopf und übergieß ihre Wangen mit Feuerröte.

„Ich werde fahren!“ rief sie plötzlich. „Ihr, meine fünf Jahre! Lebt wohl! Leb wohl, Mlescha, entschieden ist mein Geschick . . . Geht weg, geht weg, geht jetzt alle von mir weg, und daß ich euch schon nicht mehr erschau! Gruschenka ist in ein neues Leben geflogen . . . Erwinnere dich meiner nicht im Bösen, Rakitka. Vielleicht gehe ich in den Tod! Oho! Es ist mir gerade so zumute, als ob ich betrunken wäre!“

Sie verließ ihre Gäste plötzlich und lief in ihr Schlafzimmer.

„Nun, ihr steht jetzt wohl nicht der Kopf nach uns!“ brummte Rakitin. „Laß uns gehen, sonst wird am Ende noch gar wiederum dieses Weibergekreisch anfangen, es sind mir alle diese Tränen und Schreie schon furchtbar zuwider geworden . . .“

Mlescha ließ sich mechanisch herausführen. Auf dem Hofe stand ein Wagen, man spannte Pferde aus, man ging mit einer Laterne umher, man lief geschäftig hin und her. In das geöffnete Thor führte man eben ein frisches Dreigespann. Aber kaum waren Mlescha und Rakitin aus der Haustür getreten, als plötzlich das Fenster im Schlafzimmer der Gruschenka geöffnet ward, und sie mit lauter Stimme Mlescha nachrief:

„Mleschetschka, grüße deinen Bruder Mitenka, ja, und sage ihm, er möge sich an mich, seine Uebeltäterin, nicht im Bösen erinnern! Ja, sage ihm auch dies mit meinen eigenen Worten: ‚Einem Schurken ist die Gruschenka zugefallen, aber nicht dir, einem Edelgesinnten!‘ Ja, sage ihm auch noch, daß ihn Gruschenka ein Stündlein über geliebt habe, nur im ganzen ein Stündlein geliebt habe . . . möge er sich denn von nun an an dies eine Stündlein sein ganzes Leben lang erinnern, so gerade habe dir Gruschenka aufgetragen: ‚Für sein ganzes Leben!‘“

Sie endigte mit einer Stimme, aus der Schluchzen herausklang. Das Fenster ward zugeworfen.

„Hm, hm!“ Rakitin brüllte vor Lachen. „Sie hat deinem Brü-

derlein Mitenka den Todesstoß gegeben, ja, und dann heißt sie ihn auch noch, sein ganzes Leben lang sich ihrer zu erinnern! Was ist das für eine Wollust!“

Mlescha antwortete nichts, er tat so, als ob er nichts gehört habe, er ging neben Rakitin rasch daher, wie in furchtbarer Eile; es war, als ob er nicht völlig bei sich sei, er schritt mechanisch seines Weges. Rakitin aber hatte plötzlich irgend etwas in seiner Empfindlichkeit getroffen, wie wenn man eine frische Wunde bei ihm mit dem Finger berührt hätte. Ganz und gar nicht dies hatte er vorhin erwartet, als er Gruschenka mit Mlescha zusammenführte; es hatte sich etwas anderes ereignet, durchaus nicht das, was er gar sehr gewünscht hatte.

„Er ist ein Pole, dieser Offizier,“ begann Rakitin wiederum, indem er noch an sich hielt; „ja, und er ist jetzt auch überhaupt nicht mehr Offizier, er dient als Beamter beim Zollamt irgendwo dort an der chinesischen Grenze, es muß wohl irgendein jämmerliches Polenkerlchen sein. Man sagt, er habe seine Stelle verloren. Er hat jetzt erfahren, daß bei Gruschenka sich Kapital angehäuft hat, und da ist er denn auch zurückgekehrt — das ist die Erklärung von dem ganzen Wunder!“

Mlescha tat wiederum, als ob er gar nichts gehört habe. Rakitin hielt nicht mehr an sich.

„Nun wie denn, du hast eine Sünderin bekehrt?“ verhöhnte er boshaft Mlescha. „Du hast eine Verworfenne auf den Weg der Wahrheit gewiesen? Sieben Teufel hast du ausgetrieben? Wie? Siehst du jetzt, wo sich unsere Wunder vollzogen, die wir vorhin erwarteten?“

„Hör auf, Rakitin!“ rief Mlescha aus, und seine Seele litt.

„Da ‚verachtest‘ du mich wohl jetzt für die fünfundzwanzig Rubel von vorhin? Ich habe, so soll das wohl heißen, einen auf-

richtigen Freund verkauft! Ja, aber du bist doch nicht Christus und ich nicht Judas!"

„Ach, Rakitin, ich versichere dich, ich hatte das ganz vergessen!“ rief Alescha aus. „Selber hast du soeben daran erinnert . . .“

Rakitin aber erzürnte sich schon endgültig.

„Ja, der Teufel hole euch alle und jeden einzelnen von euch!“ brüllte er plötzlich. „Warum habe ich dummes Teufel mich denn überhaupt mit dir eingelassen? Ich will dich nicht mehr kennen von nun an! Geh allein, da ist dein Weg!“

Und er bog plötzlich in eine andere Straße ein und ließ Alescha allein im Dunkel. Alescha schritt aus der Stadt heraus und durch das Feld zum Kloster.

4

Die Hochzeit zu Kana

Es war schon sehr spät nach Klosterbegriffen, als Alescha in der Einsiedelei anlangte; der Torhüter ließ ihn auf einem besonderen Wege hinein. Es schlug bereits neun Uhr — die Stunde der Erholung und Ruhe nach einem Tage, der so aufregend gewesen war für alle. Alescha öffnete schüchtern die Tür und betrat die Zelle des Greises, in der jetzt sein Sarg stand. Außer dem Vater Paisi, der allein bei dem Sarge das Evangelium las, und dem jungen Novizen Porphiri, der ermüdet von der Unterhaltung von gestern nacht und dem Trubel von heute im andern Zimmer auf dem Boden seinen festen jugendlichen Schlaf schlief, war niemand in der Zelle. Wenn Vater Paisi auch gehört hatte, daß Alescha gekommen war, so blickte er doch nicht einmal nach seiner Seite hin. Alescha wandte sich rechts von der Türe in eine Ecke, fiel auf seine Knie und begann zu beten. Seine Seele

war übervoll, aber es war ihm seltsam verworren zumute, und keine einzige Empfindung trat für sich allein deutlich hervor, im Gegenteil, eine verdrängte die andere in einem ganz bestimmten, stillen, gleichmäßigen Kreislauf. Im Herzen war es ihm süß zumute, und, seltsam, Mlescha wunderte sich keineswegs darüber. Wiederum sah er vor sich diesen Sarg, diesen verhüllten, ihm teuren Toten, aber weinendes, nagendes, qualendes Mitleid, wie noch vorhin am Morgen, war nicht mehr in seiner Seele. Sogleich als er eintrat, fiel er vor dem Sarge nieder wie vor einem Heiligen, und Freude, Freude leuchtete in seinem Geiste und in seinem Herzen. Ein Fenster der Zelle war geöffnet, die Luft war frisch und etwas kühl. „Das heißt also, der Geruch ward noch stärker, wenn man sich schon entschloß, das Fenster zu öffnen“, dachte Mlescha. Aber auch dieser Gedanke an den Verwesungsgeruch, der ihm doch erst vorhin noch so entsetzlich und entwürdigend erschienen war, ließ jetzt nicht mehr in ihm den Kummer und Unwillen von vorhin aufkommen. Er begann leise zu beten, bald merkte er indes selber, daß er fast mechanisch betete. Bruchstücke von Gedanken blühten in seiner Seele auf, leuchteten auf wie kleine Sternchen und erlöschten sogleich wieder, andern Platz machend, dafür aber herrschte in seiner Seele etwas Ganzes, Festes, Tröstendes, und er erkannte das selbst. Bisweilen begann er ein feuriges Gebet, es beehrte ihn so danach, zu danken und zu lieben . . . Sobald er aber nur zu beten begonnen hatte, ging er plötzlich auf etwas anderes über, versiel in Gedanken und vergaß sowohl das Gebet als auch das, womit er es unterbrochen hatte. Er wollte zuhören, was Vater Paisi vorlas, da er aber äußerst erschöpft war, begann er allmählich zu träumen.

„Und am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa,“ las Vater Paisi, „und die Mutter Jesu war da. Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen.“

„Eine Hochzeit? Was ist das . . . eine Hochzeit . . .“ so erhob es sich wie ein Wirbelwind im Geiste Aleschas, „auch sie ist glücklich . . . sie ist zu einem Gastmahl gefahren . . . Nein, sie nahm kein Messer mit, sie nahm kein Messer . . . Das war nur ein Wort ihres Seelenjammers . . . Nun, solche Worte muß man verzeihen, unbedingt. Solche Worte trösten die Seele . . . ohne sie wäre der Kummer allzu schwer für die Menschen. Rakitin ist in eine Seitengasse eingebogen. Solange als Rakitin an seine Beleidigungen denken wird, wird er immer in die Seitengasse gehen . . . Aber der Weg . . . den Weg meine ich, den geradeausführenden Weg, den lichten, kristallinen, und die Sonne ist an seinem Ende . . . Wie denn? . . . Was liest man?“

„Und da es an Wein gebracht, spricht die Mutter Jesu zu ihm: ‚Sie haben nicht Wein‘ . . .“ so klang es Alescha ans Ohr.

„Ach ja, ich habe da etwas unbeachtet vorübergehen lassen, ich wollte das nicht, ich liebe diese Stelle: ‚Das ist die Hochzeit zu Kana, das erste Wunder . . .‘ Ach, dieses Wunder, dieses liebe Wunder! Nicht den Kummer, vielmehr die Freude der Menschen besuchte Christus. Als er zum ersten Male ein Wunder verrichtete, förderte er die Freude der Menschen . . . ‚Wer die Menschen liebt, der liebt auch ihre Freude . . .‘ Das pflegte der Verstorbene jeden Augenblick zu wiederholen, das war einer seiner Lieblingsgedanken . . . ‚Ohne Freude kann man nicht leben‘, spricht Mitja . . . Ja, Mitja . . . Alles, was aufrichtig und schön ist, ist immer voll von ‚Allesverzeihen . . .‘ Auch dies pflegte er zu sagen . . .“

„Jesus spricht zu ihr: ‚Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.‘ Seine Mutter spricht zu den Dienern: ‚Was Er euch saget, das tut!‘“

„Schafft . . . Freude, Freude irgendwelcher armen, sehr armen Menschen . . . Natürlich sind sie arm, wenn sogar für die Hoch-

zeit der Wein nicht ausreichte . . . Es schreiben ja die Historiker, daß am See von Genesareth und an allen diesen Orten damals die allerärmste Bevölkerung angesiedelt war, die man sich nur vorstellen kann . . . Und es mußte ja ein anderes großes Herz eines andern Geschöpfes, das gleichfalls dort war, seiner Mutter, daß Er damals nicht nur für seine große, furchtbare „Lat“ gekommen war, daß vielmehr seinem Herzen auch die einfache, schlichte Heiterkeit zugänglich war, die Heiterkeit irgendwelcher dunkler, dunkler und harmloser Geschöpfe, die Ihn freundlich eingeladen hatten zu ihrer ärmlichen Hochzeit . . . „Noch ist meine Stunde nicht gekommen!“ Er spricht das mit stillem Lächeln (zweifellos hat Er ihr sanft zugelacht) . . . In der Tat, ist Er denn wirklich dazu auf die Erde niedergekommen, um den Wein zu vermehren auf den Hochzeiten der Armen? Aber Er ist ja dahin gegangen und hat es getan auf ihre Bitte . . . Ach, er liest wiederum . . .“

„Jesus sprach zu ihnen: ‚Füllet die Wasserkrüge mit Wasser!‘ Und sie füllten sie bis obenan. Und Er spricht zu ihnen: ‚Schöpfet nun und bringt's dem Speisemeister!‘ Und sie brachtens. Als aber der Speisemeister kostete den Wein, der Wasser gewesen war, und wußte nicht, von wannen er kam (die Diener aber wußten es, die das Wasser geschöpft hatten), rufet der Speisemeister den Bräutigam und spricht zu ihm: ‚Jedermann gibt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken worden sind, alsdann den geringern, du hast den guten Wein bisher behalten.‘“

„Aber was ist denn das, was ist denn das? Weshalb weichen denn die Wände des Zimmers zurück . . . Ach ja . . . das ist ja eine Hochzeit, eine Hochzeitsfeier . . . ja, natürlich. Da sind auch die Gäste, da sitzen auch die Neuvermählten, und die fröhliche Menge, und . . . wo ist aber der hochweise Speisemeister? Aber wer ist denn das? Wer? Wiederum hat sich das Zimmer er-

weitert . . . Wer erhebt sich dort von dem großen Tische? Wie . . . auch er ist dort? Ja aber, er liegt doch im Sarge . . . Aber er ist auch hier . . . er stand auf, er hat mich erblickt, er kommt hierher . . . Mein Gott!"

Ja, zu ihm, zu ihm kam er geschritten, das ausgetrocknete alte Männchen (mit kleinen Runzelchen war sein Gesicht bedeckt), freudig und leise lächelnd. Der Sarg war schon nicht mehr da, und er war in demselben Kleid, in dem er auch gestern mit ihnen gegessen hatte, als die Gäste sich bei ihm versammelt hatten. Sein Gesicht war ganz enthüllt, die Augen leuchteten. „Wie ist denn das, er ist demnach gleichfalls bei dem Gastmahl, auch er ward geladen zur Hochzeit zu Kana in Galiläa . . .“

„Auch ich, mein Lieber, auch ich ward gerufen, gerufen und berufen“, klang über ihm eine leise Stimme. „Weshalb hast du dich denn hier versteckt, daß man dich gar nicht sieht. . . komme auch du zu uns!“

Seine Stimme, die Stimme des Greises Sofima . . . Ja, und wie soll er es denn nicht sein, wenn er mich einlädt? Der Greis reichte Alescha die Hand. Der erhob sich von seinen Knien.

„Laßt uns froh sein!“ fährt das trockene alte Männchen fort, „laßt uns neuen Wein trinken, den Wein neuer, großer Freude; siehst du, wieviel Gäste? Da ist auch der Bräutigam und die Braut, da ist auch der hochweise Speisemeister. Er probiert den neuen Wein. Was wunderst du dich denn über mich? Ich habe eine Zwiebel geschenkt, und da bin ich denn auch hier. Und viele hier haben nur je eine Zwiebel gebracht, nur je eine kleine Zwiebel . . . Was sind denn unsere Taten? Und auch du, Stiller, auch du, mein sanfter Knabe, auch du hast es heute fertiggebracht, eine Zwiebel darzureichen einer Verhungerten. So beginne denn, mein Lieber, beginne, mein Sanfter, dein Werk! Aber siehst du denn unsere Sonne, siehst du denn Jhn?“

„Ich fürchte mich . . . ich wage nicht hinzuschauen . . .“ flüsterte Mescha.

„Fürchte Ihn nicht. Furchtbar ist Er durch seine Hoheit vor uns, schrecklich durch seine Höhe, aber gnädig ist Er ohne Ende, aus Liebe hat Er sich ja uns gleichgestellt und erheitert sich mit uns, Wasser wandelt Er in Wein, damit die Freude der Gäste nicht versiege, neue Gäste erwartet Er, neue lädt Er ein, ohne Unterlaß und schon in alle Ewigkeit. Siehe, da bringen sie auch schon den neuen Wein, siehst du, sie bringen die Krüge . . .“

Irgend etwas entbrannte im Herzen Meschas, irgend etwas erfüllte ihn plötzlich bis zum Schmerz. Tränen des Entzückens entströmten seiner Seele . . . Er breitete die Arme aus, schrie auf und erwachte . . .

Wiederum der Sarg, das geöffnete Fenster und das stille, ernste, deutliche Lesen des Evangeliums. Aber Mescha hörte schon nicht mehr, was man las. Seltsam, er war eingeschlafen, als er auf den Knien lag, jetzt aber stand er auf seinen Füßen, und plötzlich ging er, gleich als ob er sich von seinem Platze losreiße, mit drei raschen festen Schritten dicht an den Sarg heran. Er stieß sogar mit seiner Schulter den Vater Paisi an und merkte das gar nicht. Der erhob kaum die Augen vom Buche auf ihn und senkte sie gleich wieder, da er begriffen hatte, daß sich mit dem Jüngling etwas Seltsames zutrug. Mescha blickte wohl eine halbe Minute lang auf den Sarg, auf den verhüllten, unbeweglich im Sarge ausgestreckten Toten mit dem Heiligenbild auf der Brust und der Kapuze mit dem achttarmigen Kreuz auf dem Haupte. Eben erst hatte er seine Stimme vernommen, und diese Stimme hallte ihm noch in den Ohren. Er lauschte ihr noch, er erwartete noch einen Laut . . . Aber plötzlich drehte er sich jääh um und verließ die Zelle.

Er blieb auch nicht an der Eingangstür, er schritt vielmehr rasch hinunter. Seine Brust, die von Entzücken erfüllt war, dürstete nach Freiheit, nach Raum, nach Weite. Über ihm wölbte sich unübersehbar die weite Himmelskuppel, voll von stillen, leuchtenden Sternen. Vom Zenit zum Horizont erschien, undeutlich noch, fast wie verdoppelt, die Milchstraße. Eine frische und unbeweglich stille Nacht hatte sich über die Erde gelegt. Die weißen Türme und goldenen Kuppeln der Kathedrale leuchteten am saphirnen Himmel. Die üppigen Herbstblumen auf den Beeten beim Hause waren bis zum Morgen entschlummert. Es war, als ob die irdische Stille mit der himmlischen ineinanderfließe, das Geheimnis der Erde berührte sich mit dem der Sterne . . . Alesha stand, schaute, und plötzlich warf er sich wie niedergemäht zur Erde.

Er wußte nicht, wofür er sie umarmte, er gab sich nicht Rechenschaft darüber, weshalb es ihn so unwiderstehlich drängte, sie zu küssen, sie ganz zu küssen, aber er küßte sie weinend, schluchzend, und indem er sie mit seinen Tränen benezte, und in fassungsloser Begeisterung schwur er sie zu lieben, sie zu lieben in alle Ewigkeit. „Beneze die Erde mit den Tränen deiner Freude und liebe diese deine Tränen!“ so klang es ihm in seiner Seele nach. Worüber weinte er? O, er weinte in seinem Entzücken sogar auch über diese Sterne, die ihm da leuchteten aus dem Unermesslichen, und er „schämte sich nicht dieser seiner Verzückung“. Es war ihm zumute, als ob die Fäden aller dieser zahllosen Gotteswelten sich alle gleichzeitig vereinigt hätten in seiner Seele, und sie ganz erzitterte „angrenzend an andere Welten“. Es verlangte ihn danach, allen zu verzeihen und für alles, und selber Verzeihung zu erbitten, o! nicht für sich, vielmehr für alle, für alles und jedes; aber: „Für mich bitten auch andere!“ klang es wiederum in seiner Seele nach. Und dabei fühlte er mit jedem

Augenblicke deutlich und wie greifbar, daß irgend etwas, das fest und unerschütterlich war wie dieses Himmelsgewölbe selber, hinabstieg in seine Seele. Es war, als ob ein ganz bestimmter Gedanke in seinem Geiste die Herrschaft antrat — und schon für das ganze Leben und in alle Ewigkeit. Als schwacher Jüngling war er zur Erde gefallen, erhoben hatte er sich aber als ein fürs ganze Leben gefestigter Kämpfer, und er hatte dies selber plödzlich erkannt und gefühlt, gerade in jener Minute seines Entzündens. Und niemals, niemals mehr in seinem ganzen Leben vermochte dann Alescha diesen Augenblick zu vergessen. „Irgendwer suchte meine Seele heim in jener Stunde!“ sprach er hinfort, und er glaubte fest an diese seine Worte.

Drei Tage darauf verließ er das Kloster, was auch im Einklang stand mit dem Worte seines verstorbenen Greises, der ihm befohlen hatte, „in der Welt zu verweilen“.

Mitja

Kusma Samsonoff

Dmitri Fjedorowitsch, dem Gruschenka, als sie zu einem neuen Leben davonslog, ihren letzten Gruß zu überbringen „befohlen“ hatte, und dem sie hatte sagen lassen, er möge auf ewig das „Stündchen“ ihrer Liebe in Erinnerung behalten, war zu dieser Minute, ohne etwas zu ahnen von dem, was mit ihr vorgegangen war, gleichfalls in furchtbarer Bestürzung und Sorgen. Die letzten zwei Tage befand er sich in einem so unbeschreiblichen Zustand, daß er tatsächlich an Gehirnentzündung hätte erkranken können, wie er selber später zugab. Alescha hatte ihn am Morgen des vorhergegangenen Tages nicht ausfindig machen können, und auch Bruder Iwan hatte es nicht fertiggebracht, ihn zum Mittagessen im Gasthause zu bekommen. Die Hausleute, bei denen er wohnte, verbargen auf seinen Befehl seine Spuren. Er aber hatte sich, ganz wörtlich genommen, während dieser zwei Tage nach allen Seiten hin gedreht und gewendet, „kämpfend mit seinem Schicksal und nach Rettung ausspähend“, wie er sich selber später ausdrückte, und er war sogar wegen einer dringenden Angelegenheit für einige Stunden aus der Stadt geeilt, ungeachtet dessen, daß es ihm furchtbar war, abzureisen und Gruschenka, wenn auch nur auf einen Augenblick, unbeobachtet zu lassen. Alles dieses offenbarte sich in der Folge bis in alle Einzelheiten und in durchaus einwandfreier Weise. Jetzt aber werden wir nur das Allerunentbehrlichste von Tatsachen anführen aus der Geschichte dieser zwei furchtbaren Tage

seines Lebens, die der entsetzlichen Katastrophe vorausgegangen waren, die so plötzlich über sein Geschick hereinbrach.

Wenn ihn auch Gruschenka ein Stündchen lang wahrhaft und aufrichtig geliebt hatte, und das ist Tatsache, so hatte sie ihn dabei aber auch bisweilen wahrhaft grausam und unbarmherzig gequält. Die Hauptsache war freilich, daß er gar nichts von ihren Absichten zu erraten vermochte; sie herauszulocken durch Freundslichkeit oder Gewalt war gleichfalls nicht möglich: Gruschenka hätte um nichts in der Welt nachgegeben, sich vielmehr nur erzürnt und völlig von ihm abgewendet, was er damals deutlich begriff: zu jener Zeit argwöhnte er aber durchaus mit Recht, daß auch sie selber sich in irgendeinem Kampfe befinde, in irgendeiner ungewöhnlichen Ratlosigkeit, daß sie sich für irgend etwas entscheiden müsse und sich noch immer nicht zu entscheiden vermöge, und deshalb vermutete er nicht ohne Grund, bebenden Herzens, daß sie ihn zuzeiten einfach hassen müsse, ihn mit seiner Leidenschaft. So war es vielleicht auch. Worüber sich aber Gruschenka eigentlich gräme, das begriff er gleichwohl nicht. Im Grunde erschöpfte sich für ihn die ganze Frage, die ihn quälte, nur in zwei Möglichkeiten: „Entweder er, Mitja, oder Fjedor Pawlowitsch!“ Dabei muß man übrigens eine feststehende Tatsache anführen: Mitja war völlig überzeugt davon, daß Fjedor Pawlowitsch Gruschenka die gesetzliche Ehe vorschlagen werde (wenn er das nicht schon getan habe), und er glaubte keinen Augenblick, daß der alte Lustling die Hoffnung hege, mit lumpigen Dreitausend sein Ziel zu erreichen. Mitja war dessen gewiß, da er Gruschenka und ihren Charakter wohl kannte. Das war es denn auch, weshalb es ihm bisweilen scheinen konnte, die ganze Sorge der Gruschenka und ihre ganze Unentschlossenheit gehe bloß daraus hervor, daß sie nicht wisse, wen sie wählen solle, und wer von ihnen beiden vorteilhafter sei. An eine nahe Rück-

lehr aber des „Offiziers“, das heißt jenes im Leben der Gruschenka so verhängnisvollen Menschen, dessen Ankunft sie mit solcher Aufregung und Furcht erwartete, daran auch nur zu denken, war ihm – und das ist seltsam – in diesen Tagen nicht einmal in den Kopf gekommen. Freilich: Gruschenka war in den allerletzten Tagen hinsichtlich dieser Angelegenheit mit ihm sehr schweigsam gewesen. Es war ihm indes durchaus bekannt, und zwar durch sie selber, daß sie vor einem Monat von ihrem früheren Verführer einen Brief erhalten hatte, und er kannte teilweise sogar den Inhalt dieses Briefes. Damals, in einer Minute des Zornes, hatte ihm Gruschenka diesen Brief gezeigt, er aber hatte, zu ihrem Staunen, ihm fast gar keine Bedeutung beigelegt. Und es wäre sehr schwer zu erklären, weshalb. Vielleicht ganz einfach deshalb, weil er selber, niedergedrückt durch das ganze Abscheuliche und Furchtbare seines Kampfes mit seinem leiblichen Vater um dies Weib, schon gar nichts mehr vermuten konnte, was furchtbarer und gefahrdrohender sein könnte, wenigstens zu jener Zeit. An einen Bräutigam aber, der plötzlich nach fünfjähriger Abwesenheit von irgendwoher zum Vorschein gekommen sei, glaubte er sogar einfach gar nicht, und am wenigsten daran, daß er bald kommen werde. Ja, und es war auch in diesem ersten Briefe des „Offiziers“, den man Mitenska gezeigt hatte, nur in sehr unbestimmten Ausdrücken die Rede gewesen von der Ankunft dieses neuen Nebenbuhlers: der Brief war sehr nebelhaft, sehr schwülstig und nur mit Empfindsamkeiten angefüllt. Man muß freilich dabei bemerken, daß Gruschenka ihm damals die letzten Zeilen dieses Briefes verheimlicht hatte, in denen etwas deutlicher die Rede war vom Zurückkehren. Zudem entsann sich dann auch noch späterhin Mitenska, daß er in diesem Augenblick im Gesichte der Gruschenka selber etwas wie ein unwillkürliches und stolzes Verachten wahrgenommen

habe in Hinsicht auf diese Botschaft aus Sibirien. In der Folge hatte dann Gruschenka dem Mitjenka schon nichts mehr berichtet von allen ihren weiteren Beziehungen zu diesem neuen Nebenbuhler. Auf diese Weise hatte er allmählich den Offizier sogar völlig vergessen. Er dachte nur daran, daß, was auch dabei herauskomme und welche Wendung die Sache auch nehme, sein bevorstehender endgültiger Zusammenstoß mit Sjedor Pawlowitsch schon allzu nahe sei und sich früher als alles andere entscheiden werde. Mit beklommener Seele erwartete er jeden Augenblick die Entscheidung der Gruschenka, und er glaubte immer noch, daß sie ganz unerwartet vor sich gehen werde, wie aus einer „Erleuchtung“ heraus. Ganz plötzlich werde sie ihm sagen: „Nimm mich hin, ich bin auf ewig die Deine!“ – und alles werde dann sein Ende finden: er werde sie nehmen und sie sogleich ans Ende der Welt entführen. O, sogleich wird er sie entführen, so weit als nur irgend möglich, wenn nicht bis ans Ende der Welt, so doch irgendwohin an ein Ende, dort wird er sie heiraten und sich mit ihr „inkognito“ niederlassen, so daß schon niemand überhaupt von ihnen wissen werde, weder hier noch dort noch irgendwo sonst. Dann, o dann werde auch sogleich schon ein ganz anderes Leben beginnen! Von diesem anderen, erneuten und schon „tugendhaften“ Leben („unbedingt, unbedingt tugendhaft!“) träumte er ununterbrochen und in Begeisterung. Es dürstete ihn nach solcher Auferstehung und inneren Erneuerung. Der abgrundtiefe Schmutz, in dem er selber durch seinen eigenen Willen stecken geblieben war, lastete allzu sehr auf ihm, und wie auch sehr viele andere in solchen Fällen, glaubte er mehr als an alles andere an Platzveränderung. Nur nicht diese Menschen! Nur nicht diese Verhältnisse! Nur davonfliegen von diesem verfluchten Ort – und alles wird wie neugeboren sein, alles wird sich zum

Neuen wandeln! Das ist es, woran er glaubte und worum er sich quälte!

Aber das galt doch nur im Falle der ersten, der „glücklichen“ Lösung der Frage. Es war aber auch noch eine andere Lösung möglich, es bot sich auch noch ein anderer und schon furchtbarer Ausgang. Möglich wird sie ihm sagen: „Mach, daß du wegstommst, ich habe mich eben für Fjedor Pawlowitsch entschieden und werde ihn heiraten, dich aber brauche ich nicht!“ — und dann . . . aber dann . . . Mitja wußte übrigens nicht, was dann sein werde, bis zur allerletzten Stunde wußte er das nicht, darin muß man ihn freisprechen. Bestimmte Absichten hatte er nicht, von einem vorbedachten Verbrechen war da nicht die Rede. Er beobachtete nur, spionierte und quälte sich, bereitete sich aber gleichwohl nur auf den ersten, glücklichen Ausgang seines Geschehens vor. Er verscheuchte sogar jeden anderen Gedanken. Hier begann indes schon eine ganz andere Sorge, bot sich ein völlig neuer und scheinbar nebensächlicher, aber gleichfalls verhängnisvoller und nicht zu entscheidender Umstand.

Nämlich, im Falle sie ihm sagen werde: „Ich bin die Deine, entführe mich!“ — wie wird er sie dann entführen? Wo hat er die Mittel dazu, das Geld? Gerade zu diesem Zeitpunkt waren ja alle seine Einnahmen aus den kleinen Abzahlungen Fjedor Pawlowitschs versiegt, die bis dahin im Verlaufe so vieler Jahre nicht aufgehört hatten. Natürlich, Gruschenka hatte Geld, aber in Mitja offenbarte sich plötzlich in Hinsicht hierauf ein furchtbarer Stolz: er wollte sie selber entführen und mit ihr ein neues Leben beginnen auf seine Mittel, aber nicht auf die ihrigen; er konnte sich sogar nicht einmal vorstellen, daß er von ihr Geld nehmen werde, und er litt schon in diesem Gedanken derart, daß er qualvollen Widerwillen vor sich selber empfand. Ich werde mich hier nicht über diese Tatsache verbreiten, ich analy-

siere sie nicht, ich stelle lediglich fest: so war der Zustand seiner Seele in diesem Augenblicke! Alles dieses konnte übrigens so nebenbei vor sich gehen und gleichsam wie unbewußt, sogar unberührt von den geheimen Qualen seines Gewissens wegen der Gelder der Katharina Iwanowna, die er sich auf Diebesart angeeignet habe. „Vor der einen bin ich ein Schurke, und vor der andern werde ich mich sogleich wiederum als ein Schurke erweisen!“ dachte er damals, wie er später selber eingestand: „Ja, wenn Gruschenka das erfährt, so wird sie auch selber einen solchen Schurken gar nicht haben wollen!“ Woher also die Mittel nehmen, woher dies verhängnisvolle Geld nehmen? Sonst wird alles verloren gehen und auch gar nichts zustande kommen, „und einzig und allein deswegen, weil das Geld nicht ausreichte, o Schande!“

Ich eile voraus: das ist es ja gerade, daß er vielleicht sehr wohl wußte, wo dieses Geld herzunehmen wäre, daß er vielleicht sogar wußte, wo es liegt. Genaueres will ich jetzt noch nicht sagen, denn es wird sich später alles erklären, aber gerade darin lag ja für ihn das Hauptunglück, und das will ich wenigstens mit ein paar Worten andeuten: um diese Mittel, die irgendwo lagen, sich anzueignen, um „das Recht zu haben“, sie sich anzueignen, mußte man vorher der Katharina Iwanowna die Dreitausend zurückerstatten — sonst mußte er sich sagen: „Ich bin ein Taschendieb, ich bin ein Schurke, aber ich will nicht mein neues Leben als Schurke anfangen!“ Und deshalb beschloß er auch, wenn nötig, die ganze Welt aus den Angeln zu heben, aber unbedingt der Katharina Iwanowna diese Dreitausend zurückzugeben, was es auch kosten möge, und das früher als alles andere. Sozusagen der Schlußprozeß dieser Entscheidung vollzog sich in ihm in den allerletzten Stunden seines Lebens, eben bei seiner letzten Begegnung mit Aljescha, vor zwei Tagen abends, auf der Land-

straße, damals als Gruschenka Katharina Iwanowna beleidigt hatte, und Mitja, sobald er den Bericht hiervon von Alescha vernommen hatte, eingestand, er sei ein Schuft, und Alescha aufgetragen hatte, dies Katharina Iwanowna mitzuteilen, „wenn das sie irgendwie zu erleichtern vermöge“. Als er sich damals, in jener Nacht, von dem Bruder getrennt hatte, hatte er in seinem erregten Zustande die Empfindung gehabt, daß es sogar besser sei, „irgendwen zu töten und zu berauben, als der Katja die Schuld nicht abzutragen“. „Möge ich schon lieber vor jenem, dem Getöteten und Beraubten, als Mörder und Dieb dastehen, und auch vor allen andern Leuten, und nach Sibirien wandern, als daß Katja im Recht sein soll zu sagen, daß ich sie betrogen und bei ihr Geld gestohlen habe und mit ihrem Geld mit Gruschenka entflohen sei, um ein tugendhaftes Leben zu beginnen! Das kann ich nicht!“ So entschied Mitja zähneknirschend, und er konnte sich tatsächlich zuzeiten vorstellen, daß er an Gehirnentzündung endigen werde. Vorerst aber kämpfte er . . . Eines war dabei seltsam. Es hätte so scheinen sollen, als ob da, bei einer solchen Entscheidung, ihn Verzweiflung hätte überkommen müssen: wo soll man denn plötzlich dieses Geld austreiben, und dazu noch ein solcher Bettler wie er war? Und dabei hoffte er gleichwohl bis zum Schlusse diese ganze Zeit hindurch, daß er die Dreitausend aufbringen werde, daß sie irgendwie selber zu ihm kommen, zu ihm fliegen werden, sei's auch vom Himmel herab. Aber so pflegt es auch gerade zu gehen mit Leuten, die, wie Dmitri Fjedorowitsch, ihr ganzes Leben lang nur Geld auszugeben und das durch Erbschaft ihnen zugefallene Geld für nichts und wieder nichts zu verschleudern verstanden, aber keinen Begriff davon haben, wie Geld erworben wird. Ein wahrer Wirbelwind der allerphantasieichsten Vorstellungen erhob sich in seinem Kopfe und verwirrte alle

seine Gedanken sogleich schon, nachdem er sich vorgestern von Alescha getrennt hatte. So kam es denn auch, daß er mit dem aller-
sinnlosesten Unternehmen begann. Ja, vielleicht erscheinen gerade
in derartigen Lagen solchen Menschen die allerunmöglichsten und
phantastischsten Unternehmungen als die allerausichtsvollsten.
Er beschloß plötzlich, zu dem Kaufmann Samsonoff zu gehen,
dem Beschützer der Gruschenka, ihm einen „Plan“ vorzuschlagen
und von ihm für diesen „Plan“ sogleich die ganze gesuchte
Summe zu fordern; an seinem Plane zweifelte er in kommer-
zieller Hinsicht nicht im geringsten, er war nur darüber im Zwei-
fel, wie Samsonoff selber sein Vorgehen aufnehmen werde,
wenn es ihm nämlich einfallen sollte, nicht nur von Kaufmän-
nischer Seite aus auf ihn zu blicken. Wenn Mitja diesen Kauf-
mann auch von Angesicht kannte, so war er mit ihm doch nicht
persönlich befannt, und er hatte sogar kein einziges Mal mit ihm
gesprochen. Aber aus irgendeinem Grunde hatte sich in ihm,
und das sogar längst schon, die Überzeugung gebildet, daß dieser
alte Wüstling, der jetzt an seinem Lebensabend stand, sich viel-
leicht im geeigneten Augenblick durchaus nicht dem widersetzen
werde, wenn Gruschenka irgendwie ihr Leben auf ehrbare
Grundlage zu stellen und einen „zuverlässigen Menschen“ zu
heiraten beabsichtigen werde, und daß er sich dem nicht nur nicht
widersetzen werde, daß er vielmehr selber das wünsche, und wenn
sich nur die Gelegenheit dazu biete, auch selber dabei behilflich
sein werde. Sei es nun infolge irgendwelcher Gerüchte, sei es
auf Grund irgendwelcher Worte Gruschenkas, er war aber
auch davon überzeugt, daß der Greis vielleicht ihn dem Fjedor
Pawlowitsch für die Gruschenka vorziehen werde. Vielleicht
scheint vielen von den Lesern unserer Erzählung dieses Rech-
nen auf eine solche Hilfe und Mitjas Absicht, seine Braut sozu-
sagen aus den Händen ihres Beschützers in Empfang zu nehmen,

schon allzu grob und allzu frei von Ekel von seiten des Dmitri Fjedorowitsch. Ich kann aber nur das eine sagen, daß Mitja die Vergangenheit der Gruschenka bereits endgültig abgetan vorkam. Er blickte auf dieses „Frühere“ mit unendlichem Mitgefühl, und er entschied mit dem ganzen Feuer seiner Leidenschaft, daß, wenn Gruschenka ihm einmal erkläre, sie liebe ihn und werde ihn heiraten, daß dann sogleich auch schon eine völlig neue Gruschenka beginnen werde, und zugleich mit ihr auch ein völlig neuer Dmitri Fjedorowitsch, ohne alle Laster, vielmehr aus lauter Tugenden: beide werden sie dann einander vergeben und ihr Leben schon völlig auf neuer Grundlage beginnen. Was aber Kusma Samsonoff anbetraf, so hielt er ihn in dieser früheren — für ihn nicht mehr in Betracht kommenden — Lebenszeit Gruschenkas für einen Menschen, der in ihrem Leben zwar eine verhängnisvolle Rolle gespielt habe, den sie aber niemals geliebt habe, und der, und das ist die Hauptsache, schon seinerseits sozusagen „vorübergegangen war“, geendet hatte, so daß auch er jetzt schon überhaupt nicht mehr „da war“. Ja, zudem konnte ihn Mitja sogar jetzt nicht einmal mehr für einen Mann ansehen, denn es war ja in der ganzen Stadt bekannt, daß Samsonoff nichts mehr sei als eine franke Ruine und er, sozusagen, nur noch väterliche Beziehungen zur Gruschenka unterhalte, durchaus nicht mehr solche wie früher, und das längst schon, bereits fast ein Jahr lang. In jedem Falle war da auch viel Naivität im Spiele von seiten des Mitja: denn bei allen seinen Lastern war er ein sehr naiver Mensch. Gerade infolge dieser Naivität war er übrigens auch durchaus im Ernste davon überzeugt, daß der Greis Kusma, da er sich ja vorbereitete, in eine andere Welt überzugehen, aufrichtige Reue empfinde wegen seiner früheren Beziehungen zur Gruschenka, und daß die jetzt keinen erge-

beneren Beschützer und Freund besitze als eben diesen bereits harmlosen Greis.

Am Tage nach seiner auf freiem Felde stattgefundenen Unterhaltung mit Alescha (Mitja hatte fast die ganze Nacht darauf nicht geschlafen) erschien er gegen zehn Uhr morgens im Hause des Samsonoff und ließ sich anmelden. Dieses Haus war alt, finster, sehr geräumig, zweistöckig und hatte Anbauten im Hofe und einen Flügel. In der untern Etage lebten zwei verheiratete Söhne des Samsonoff mit ihren Familien, ferner seine uralte Schwester und eine unverheiratete Tochter. In dem Flügel aber waren seine zwei Kommis untergebracht, von denen der eine gleichfalls eine große Familie hatte. Sowohl Samsonoffs Kinder als auch seine Kommis hatten es sehr eng in ihren Wohnungen, aber trotzdem bewohnte der Greis die obere Etage des Hauses allein, und er ließ nicht einmal seine Tochter bei sich wohnen, die ihn dabei pflegte, und die zu bestimmten Stunden und wenn er sie rufen ließ, jederzeit, jedesmal zu ihm herauflaufen mußte, ungeachtet dessen, daß sie längst an Kurzatmigkeit litt. Diese obere Etage bestand aus einer Reihe großer Repräsentationsräume, die, wie es früher unter den Kaufleuten üblich war, ausgestattet waren mit langen, langweiligen Reihen plumper Sessel und Stühle aus Rothholz, die an den Wänden standen, mit in Überzügen steckenden Kristalllüstern und mit trüben Spiegeln an den Zwischenwänden. Alle diese Zimmer standen völlig leer und waren unbewohnt, weil der kranke Greis sich nur mit einem einzigen kleinen Zimmerchen behalf, mit seinem abgelegenen kleinen Schlafzimmer, wo ihm eine alte Dienerin aufwartete (sie trug noch ihre Haare im Kopftuch) und ein junger Hausknecht, der sich im Vorzimmer aufzuhalten pflegte. Wegen seiner geschwollenen Beine vermochte der Greis fast gar nicht mehr zu gehen, und nur selten erhob er sich von

seinem Ledersessel. Die alte Dienerin faßte ihn dann unter den Arm und führte ihn ein: bis zweimal durch das Zimmer. Der Greis war streng und wortfarg sogar mit dieser Dienerin. Als man den Besuch des „Kapitáns“ meldete, befahl er sogleich, ihn nicht vorzulassen. Aber Mitja gab nicht nach, und so ward er ein zweites Mal angemeldet. Kusma Kusmitsch fragte eingehend den Hausburschen aus, was der Besucher sozusagen für einen Eindruck mache: Ist er nicht etwa betrunken? Führt er sich vielleicht gar lärmend auf? Man antwortete ihm, der Besucher sei nüchtern, er wolle sich nur durchaus nicht abweisen lassen. Der Greis befahl wiederum, ihn abzuweisen. Da schrieb Mitja, der dies alles vorausgesehen und gerade für diesen Fall Papier und Bleistift mit sich genommen hatte, mit deutlicher Schrift auf einen Fexen Papier die eine Zeile: „In einer äußerst wichtigen Angelegenheit, die Ugraphena Alexandrowna nahe angeht“, und sandte dies dem Greis. Der dachte ein wenig nach und befahl dann dem Hausburschen, den Besucher in den Saal zu geleiten. Die alte Dienerin sandte er aber hinunter und ließ seinem jüngsten Sohne befehlen, er möchte sogleich zu ihm nach oben kommen. Dieser jüngste Sohn, ein Mann von sechs Fuß Höhe und außerordentlicher Körperkraft, der das Gesicht rasiert trug und sich auf deutsche Art kleidete (Samsonoff selber ging noch im Kastan¹ und trug einen langen Bart), erschien sogleich und ohne Widerspruch. Alle zitterten sie ja vor dem Vater. Er hatte diesen strammen Burschen indes nicht etwa aus Furcht vor dem Kapitán kommen lassen (Samsonoff war durchaus nicht schüchternen Charakters), vielmehr nur so, auf jeden Fall, und eher noch, um einen Zeugen zu haben. In Begleitung des Sohnes, der ihn unter den Arm gefaßt hatte, und des jungen Hausburschen tauchte er endlich in dem Saale auf. Man muß an-

¹ Ein bis auf die Knie reichender langschöpfiger Rod.

nehmen, daß er auch eine ziemlich heftige Neugierde empfand. Dieser Saal, in dem Mitja wartete, war ein gewaltig großes, düsteres und die Seele mit Trübsinn erfüllendes Zimmer, mit zwei übereinander liegenden Reihen von Fenstern, mit Chören, mit Wänden in Marmorimitation und mit drei gewaltigen, in Überzügen verhüllten Kristallüstern. Mitja saß auf einem Stühlchen bei der Eingangstür und erwartete in nervöser Ungeduld sein Schicksal. Als der Greis im gegenüberliegenden Eingang erschien, etwa zehn Meter vom Stuhle des Mitja entfernt, sprang der plötzlich auf und ging ihm mit seinen festen, langen Soldatenschritten entgegen. Mitja war, wie es sich gehörte, im zugeknöpften Überrock gekommen, den runden Hut trug er in der Hand, und er hatte schwarze Handschuhe an, ganz ebenso, wie er vor drei Tagen im Kloster erschienen war, bei dem „Greise“, gelegentlich der Familienzusammenkunft mit Fjedor Pawlowitsch und den Brüdern. Der Alte erwartete ihn stehend, ernst und streng, und Mitja fühlte sogleich, daß, während er heranschritt, jener ihn vom Kopf bis zum Fuß musterte. Es fiel Mitja auf, daß das Gesicht des Kusma Kusmitsch in der letzten Zeit außerordentlich geschwollen war: seine schon ohnedies dicke Unterlippe sah jetzt aus wie ein herunterhängendes „Plätzchen“¹. Ernst und schweigend verneigte er sich vor dem Gaste, wies ihm einen Sessel beim Divan an und machte sich selber schwerfällig daran, Mitja gegenüber auf dem Sofa Platz zu nehmen, wobei er sich auf den Arm des Sohnes stützte und hilflos stöhnte, so daß Mitja, als er des Greises krankhafte Anstrengungen erblickte, sogleich in seinem Herzen Reue empfand und eine peinliche Scham wegen seiner „Nichtigkeit“ einer so gewichtigen Persönlichkeit gegenüber, die er noch dazu beunruhigt habe. „Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?“ sprach endlich

¹ Ein kleiner runder Kuchen in der Art eines Biskuits.

der Greis, nachdem er Platz genommen hatte, langsam, deutlich und streng, aber höflich.

Mitja fuhr zusammen, er wollte auffpringen, setzte sich aber gleich wieder. Darauf begann er sogleich zu sprechen: laut, rasch, nervös, mit heftigen Handbewegungen und in sichtlicher Ekstase. Es war ganz offenbar, daß dieser Mensch bis zum Außersten gegangen war, daß er sich verloren wußte und nach einem letzten Ausweg suchte; wenn der aber nicht gelingt, dann aber „meinestwegen auch sogleich ins Wasser“! Das alles begriff wahrscheinlich der Greis Samsonoff in einem Augenblick, wenn auch sein Gesicht unverändert und kalt blieb, wie das einer Statue.

„Der sehr edle Kusma Kusmitsch hat wahrscheinlich schon mehr als einmal vernommen von meinen Streitigkeiten mit meinem Vater, Fjedor Pawlowitsch Karamasoff, der mich beraubt hat, was die Hinterlassenschaft meiner leiblichen Mutter betrifft . . . da ja die ganze Stadt schon davon widerhallt . . . weil hier eben alle von dem schwätzen, was sie nichts angeht. Aber auch abgesehen davon könnten Sie es auch durch Gruschenka erfahren haben . . . Verzeihung: durch Agraphena Alexandrowna . . . durch die von mir hochgeschätzte und hochgeehrte Agraphena Alexandrowna . . .“, so begann Mitja und blieb schon beim ersten Worte stehen. Wir werden aber seine ganze Rede hier nicht wörtlich, vielmehr nur dem Inhalt nach anführen. Die Sache beruhe sozusagen darin, daß er, Mitja, schon vor drei Monaten sich ganz absichtlich (er sagte gerade „ganz“ absichtlich und nicht bloß absichtlich) mit einem Advokaten in der Gouvernementsstadt beraten habe, „mit einem berühmten Advokaten, Kusma Kusmitsch, mit Pawel Pawlowitsch Korneplodoff, Sie geruhen wahrscheinlich schon von ihm gehört zu haben? Eine gewaltig breite Stirne, fast ein staatsmännischer Verstand . . . Sie kennt er gleichfalls . . . und er hat sich im besten Sinne über Sie ge-

äußert . . .", und Mitja blieb zum zweiten Male stecken. Aber seine Pausen brachten ihn nicht aus dem Konzept, er sprang sogleich wieder über sie hinweg und strebte weiter und weiter. Dieser Korneplodoff habe ihn umständlich ausgefragt und die Dokumente eingesehen, die ihm Mitja vorlegen konnte (über die Dokumente äußerte sich Mitja unklar und besonders eilig an dieser Stelle), und er habe sich dahin geäußert, daß hinsichtlich des Dorfes Tschermaschnja, das sozusagen ihm, Mitja, gehören sollte, von seiner Mutter her, es möglich wäre, eine Klage zu erheben und damit dem alten Geizhals einen Hieb zu versetzen . . . „denn nicht alle Türen sind geschlossen, und die Justiz weiß schon, wo durchzuschlüpfen“. Mit einem Worte, man konnte sogar auf sechstausend Rubel Zuzahlung von Fjedor Pawlowitsch hoffen, sogar auf siebentausend, da Tschermaschnja gleichwohl nicht weniger als fünfundzwanzigtausend wert ist, das heißt, wahrscheinlich achtundzwanzig . . . „Dreißig, dreißig, Kusma Kusmitsch, ich aber habe, stellen Sie sich das vor, nicht einmal siebentausend von diesem hartherzigen Menschen herausbekommen können! . . . So habe ich nun diese Sache damals sozusagen aufgegeben, denn ich verstehe mich nicht auf die Justiz, als ich aber hierher kam, ward ich aufs höchste betroffen durch eine Gegenforderung (hier verwirrte sich Mitja wiederum und sprang jäh auf etwas ganz anderes über). Sehen Sie also, wollen nicht etwa Sie, hochgeehrter Kusma Kusmitsch, sozusagen alle meine Rechte auf diesen Unmenschen auf sich nehmen, mir selber aber nur Dreitausend geben . . . Sie können ja in keinem Falle den Prozeß verlieren, das schwöre ich Ihnen bei meiner Ehre, Sie können vielmehr durchaus im Gegenteil Sechshundert oder Siebentausend für Dreitausend gewinnen . . . Aber die Hauptsache ist, daß man dies abschließt, heute noch' abschließt. Ich werde Ihnen dort beim Notar, so etwa, oder sonst wie . . .

Mit einem Worte, ich bin zu allem bereit, ich werde Ihnen alle Dokumente aushändigen, die Sie verlangen werden, alles werde ich unterschreiben, und wir würden dies Papier dann auch auf der Stelle ausfertigen, und wenn es möglich wäre, wenn es nur möglich wäre, so noch heute morgen . . . Sie würden mir diese Dreitausend auszahlen — denn wer ist mit Ihnen verglichen Kapitalist in diesem Städtchen? — und dadurch würden Sie mich retten von . . . mit einem Worte, Sie würden mein armes Haupt für die alleredelste Sache, für die erhabenste Sache kann man wohl sagen . . . denn ich empfinde die edelsten Gefühle für eine gewisse Persönlichkeit, die Sie allzu gut kennen, und für die Sie väterlich sorgen. Sonst wäre ich auch gar nicht gekommen, wenn nicht ‚väterlich‘. Und wenn Sie wollen, so sind dort drei mit den Stirnen aneinandergestoßen, denn das Schicksal — das ist ein Schreckgespenst, Kusma Kusmitsch! So ist die Wirklichkeit, so ist die Wirklichkeit! Da man Sie aber schon längst ausschließen muß, so werden nur zwei Stirnen bleiben, wie ich mich vielleicht nicht sehr geschickt ausgedrückt habe, aber ich bin nun einmal kein Literat. Das heißt, die eine Stirn ist die meinige, die andere aber — diejenige dieses Unmenschen. So wählen Sie also: entweder ich, oder dieses — Ungetüm? Alles ist jetzt in Ihren Händen — drei Schicksale und zwei Lose . . . Verzeihen Sie, ich bin irr geworden, aber Sie verstehen schon . . . ich sehe das an Ihren ‚geschätzten‘ Augen, daß Sie verstanden haben . . . Wenn Sie aber nicht verstanden haben, dann muß ich heute noch ins Wasser! Das ist es!“

Mitja brach seine alberne Rede mit diesen Worten ab; er sprang von seinem Plage auf und erwartete die Antwort auf seinen dummen Vorschlag. Bei der letzten Phrase hatte er plötzlich bis zur Hoffnungslosigkeit empfunden, daß alles verloren sei, und die Hauptsache, daß er einen furchtbaren Unsinn zusammen-

geschwächt habe. „Wie seltsam, als ich hierher schritt, schien mir alles gut, jetzt aber ist es auf einmal Unsinn!“ so ging es ihm plötzlich in seiner Hoffnungslosigkeit durch den Kopf. Die ganze Zeit, während Mitja sprach, saß der Greis unbeweglich und beobachtete ihn mit eisigem Gesichtsausdruck. Nachdem er ihn eine Weile auf seine Antwort hatte warten lassen, sprach endlich Kusma Kusmitsch im allerentschlossensten und trostlosesten Tone: „Verzeihen Sie, wir beschäftigen uns nicht mit solchen Angelegenheiten!“

Mitja fühlte plötzlich, daß seine Beine schwach wurden.

„Was soll ich denn jetzt machen, Kusma Kusmitsch?“ murmelte er, bleich lächelnd. „Ich bin ja jetzt verloren, was glauben Sie denn?“

„Verzeihen Sie . . .“

Mitja stand immer noch da und blickte unbeweglich geradeaus, und plötzlich bemerkte er, daß sich irgend etwas im Gesicht des Greises bewegte. Er fuhr zusammen.

„Sehen Sie, mein Herr, uns sind solche Angelegenheiten — unbequem“, sprach langsam der Greis. „Es wird da Gerichtsverhandlungen geben, Advokaten, ein ganzes Elend! Wenn Sie aber wollen, es ist da ein Mensch, an den Sie sich wenden könnten . . .“

„Mein Gott, wer ist denn das? . . . Sie lassen mich ja aufstehen, Kusma Kusmitsch!“ unterbrach ihn plötzlich Mitja.

„Er ist kein Hiesiger, dieser Mensch, ja, und er befindet sich auch jetzt nicht hier. Er ist aus dem Bauernstande, er handelt mit Holz, er hat den Spitznamen Ljagawi. Beim Fjedor Pawlowitsch handelt er schon ein Jahr lang in diesem Ihren Lschermaschnja wegen des Waldes, ja, sie sind sich nicht einig über den Preis, vielleicht haben Sie davon gehört. Jetzt ist er gerade wiederum dorthin gekommen und wohnt beim Popen von Kljinst, von

der Station Wolowja wird das etwa zwölf Werst entfernt sein, im Dorfe Iljinsk. Er hat hierher geschrieben, auch an mich, in dieser Angelegenheit, das heißt hinsichtlich dieses Waldes hat er meinen Rat erfragt. Fjedor Pawlowitsch will selber zu ihm hinfahren. Wenn Sie daher Fjedor Pawlowitsch zuvorkommen, ja, und Ujagawi ganz das gleiche vorschlagen, was Sie mir soeben gesagt haben, dann wird er vielleicht . . .“

„Ein genialer Einfall!“ unterbrach ihn begeistert Mitja. „Gerade er, gerade ihm in die Hand! Er steht in Unterhandlungen, von ihm verlangt man einen zu hohen Preis, aber da habe ich für ihn gerade das Dokument auf ganz die gleiche Besitzung, ha, ha, ha!“ Und Mitja lachte plötzlich sein kurzes hölzernes, völlig unerwartetes Lachen, so daß sogar Samsonoff mit dem Kopf zuckte. „Wie soll ich Ihnen denn danken, Kusma Kusmitsch?“ schäumte Mitja über.

„Das hat gar nichts zu bedeuten!“ und Samsonoff neigte den Kopf auf die Seite.

„Sie wissen aber gar nicht, daß Sie mich gerettet haben. O, mich zog eine Vorahnung zu Ihnen hin . . . Also zu diesem Popen!“

„Es lohnt nicht des Dankes.“

„Ich eile und fliege. Ich habe mit Ihrer Gesundheit Mißbrauch getrieben. Ich werde Ihnen das in Ewigkeit nicht vergessen, ein russischer Mensch sagt Ihnen das, Kusma Kusmitsch, ein r. . . russischer Mensch!“

„So, so!“

Mitja wollte die Hand des Greises erfassen, um sie zu schütteln, aber etwas Böses funkelte in dessen Augen. Mitja zog seine Hand zurück, machte sich aber sogleich Vorwürfe wegen seines Argwohns. „Das ist nur, weil er müde ist!“ kam es ihm in den Sinn.

„Für sie, für sie, Kusma Kusmitsch! Sie verstehen, daß das für sie ist!“ brüllte er plötzlich durch den ganzen Saal, verneigte sich, machte jäh kehrt, und ohne sich umzudrehen eilte er mit denselben raschen langen Schritten dem Ausgang zu. Er erbebte vor Entzücken. „Alles war ja schon verloren, und da hat mich mein Schutzengel errettet!“ fuhr es ihm durch den Sinn. „Und wenn schon ein solcher Geschäftskundiger wie dieser Greis (der edelste Greis, und was für eine Haltung!) diesen Weg wies, dann . . . dann ist natürlich der Weg schon gewonnen. Sogleich muß man dahin fliegen. Bis zur Nacht werde ich zurückkehren, wenn auch in der Nacht, aber die Sache wird gewonnen sein. Der Greis konnte sich doch nicht etwa über mich lustig machen?“ So rief Mitja aus, indem er seiner Wohnung zuschritt, und es konnte sich schon nicht anders seinem Geiste darstellen, das heißt: entweder war das ein geschäftlicher Rat (noch dazu von einem solchen Geschäftsmann!), der die Sache versteht, der auch diesen Xjagawi kennt (was für ein seltsamer Name!), oder — der Greis hatte ihn eben zum besten gehabt! O weh! der letzte Gedanke war auch der einzig richtige. Später, erst lange nachher, als sich schon die ganze Katastrophe vollzogen hatte, gestand denn auch der Greis Samsonoff selber lächelnd ein, er habe damals den „Kapitän“ angeführt. Es war dies ein boshafter, kalter und höhnischer Mensch, dazu noch mit krankhaften Antipathien. War es nun die begeisterte Miene des Kapitäns oder die dumme Überzeugung dieses „Verschwenders und Geldausgebers“, daß er, Samsonoff, auf einen solchen Unsinn hereinfallen könne, wie seinen „Plan“, oder war es ein Gefühl der Eifersucht in Hinsicht auf Gruschenka, in deren Namen „dieser Galgenstrick“ zu ihm gekommen war mit irgendeinem Unsinn wegen Geldes — ich weiß es nicht, was eigentlich damals den Alten bestimmte, aber in jenem Augenblick, als Mitja vor ihm stand und fühlte, daß ihm seine Beine schwach

wurden, und er höchst tödlicher Weise ausrief, er sei verloren — in diesem Augenblick sah der Greis auf ihn mit unendlicher Bosheit und beschloß, ihn zum besten zu haben. Als Mitja gegangen war, wandte sich Kusma Kusmitsch, bleich vor Zorn, an seinen Sohn und befahl anzuordnen, daß in Zukunft von diesem „Lump“ auch nicht ein Hauch mehr sein solle, daß man ihn gar nicht in die Türe lasse, sonst . . .

Er sprach nicht aus, womit er drohte, aber sogar sein Sohn, der ihn häufig im Zorn gesehen hatte, erbebte vor Furcht. Noch eine Stunde später zitterte der Greis am ganzen Körper vor Wut, gegen Abend aber ward er krank und schickte nach seinem Arzte.

2

Ljagawi

Es war also nötig „zu galoppieren“, aber Geld für die Pferde hatte er gleichwohl keinen Kopelen, das heißt, er besaß zwei Zwanzigkopelenstücke, und das war alles, alles, was geblieben war aus so viel Jahren früheren Wohlstandes! Es lag aber bei ihm zu Hause eine alte silberne Uhr, die schon längst nicht mehr ging. Er nahm sie und brachte sie zu einem jüdischen Uhrmacher, der auf dem Marktplatz eine kleine Bude innehatte. Der gab für sie sechs Rubel. „Auch das habe ich nicht erwartet!“ rief Mitja in Begeisterung (er war immer noch in Begeisterung), nahm seine sechs Rubel und lief nach Hause. Zu Hause erhöhte er diese Summe, indem er seinen Wirtsleuten drei Rubel entlieh, die sie ihm mit Vergnügen gaben, ungeachtet dessen, daß dies ihr letztes Geld war, so sehr liebten sie ihn. In seinem begeisterten Zustand eröffnete ihnen Mitja sofort, daß sein Schick-

sal sich nunmehr entscheide, und er erzählte ihnen, natürlich in furchtbarer Eile, fast seinen ganzen „Plan“, den er eben erst Samsonoff vorgetragen hatte, sodann auch die Entscheidung des Samsonoff, seine Hoffnungen auf die Zukunft usw. Seine Wirtsleute waren auch vorher schon eingeweiht gewesen in viele seiner Geheimnisse, und deshalb schauten sie auf ihn wie auf den „Ihrigen“, einen durchaus nicht hochmütigen „gnädigen Herrn“. Nachdem er auf diese Weise neun Rubel zusammengebracht hatte, schickte Mitja nach Postpferden „bis zur Station Wolowja“. Aber auf solche Weise ward auch die Tatsache in Erinnerung gebracht und festgestellt, daß „am Vortage eines gewissen Ereignisses Mitja keinen Kopfen besaß, und daß er, um Geld zu erhalten, seine Uhr verkauft und seinen Wirtsleuten drei Rubel entliehen habe, und das alles vor Zeugen“.

Ich führe diese Tatsache im voraus an, später wird es klar werden, wozu ich das tue.

Während nun Mitja der Station Wolowja zugaloppierte, leuchtete zwar sein Angesicht in dem frohen Vorgefühl, daß er endlich einmal „mit allen diesen Angelegenheiten“ Schluß machen und sie zur Lösung bringen werde, dessenungeachtet zitterte er aber auch in banger Furcht: Was wird jetzt mit Gruschenka sein in seiner Abwesenheit? Nun, wird sie sich etwa gerade heute endlich entschließen, zu Fjedor Pawlowitsch zu gehen? Deshalb war er denn auch fortgefahren, ohne es ihr zu sagen, und nachdem er seinen Wirtsleuten befohlen hatte, keinesfalls kundzugeben, wo er hin sei, wenn man etwa von irgendwoher kommen werde, danach zu fragen. „Unbedingt, unbedingt muß man heute gegen Abend zurückkehren!“ wiederholte er mit Beben, während er dahinflog. „Aber diesen Ljagami muß man am Ende noch gar hierher mitschleppen . . ., um diesen Vertrag aufzustellen!“ so dachte bangen Herzens Mitja, aber . . . O weh! seinen Ge-

danken sollte es durchaus nicht bestimmt sein, sich nach seinem „Plane“ zu erfüllen.

Erstens verspätete er sich, als er sich von der Station Bolowja aufgemacht hatte, um auf Seitenwegen sein Ziel zu erreichen. Der Seitenweg erwies sich nicht zwölf, wohl aber achtzehn Werst lang! Zweitens traf er den Popen von Iljinsk nicht zu Hause: er war ins Nachbardorf gegangen. Bis ihn dort Mitja, der sich immer noch mit denselben schon abgehehten Pferden dahin begeben hatte, ausfindig machte, war es fast schon Nacht geworden. „Das Väterchen“¹, dem Aussehen nach ein schüchtern und freundlicher Mann, erklärte ihm sogleich, daß dieser Ljagawi zwar anfangs bei ihm abgestiegen sei, sich aber jetzt in „Suchoj Poselof“ befinde, dort nächtige er heute in der Hütte des Waldhüters, weil er auch dort wegen eines Waldes in Unterhandlungen stehe. Auf die inständigen Bitten des Mitja, ihn doch sogleich zu Ljagawi hinzuführen und „hierdurch sozusagen ihn zu retten“, hatte der Pape zwar anfangs gezaudert, aber schließlich eingewilligt, ihn nach „Suchoj Poselof“ zu begleiten, da er offenbar Neugierde empfand; unglücklicherweise hatte er aber geraten, zu Fuß zu gehen, da es im ganzen nur eine kleine Werst „mit einem ganz geringen Überschuß“ sei. Mitja war natürlich einverstanden und ging mit seinen langen Schritten so drauflos, daß das arme „Väterchen“ fast laufen mußte, um mit ihm Schritt zu halten. Das war ein noch nicht bejahrter und sehr vorsichtiger Mann. Mitja begann sogleich mit ihm eifrig über seine Pläne zu sprechen, und er verlangte aufgeregt und nervös Ratschläge hinsichtlich des Ljagawi und sprach den ganzen Weg über. Das „Väterchen“ hörte aufmerksam zu, riet aber wenig. Auf Mitjas Fragen antwortete er ausweichend: „Ich weiß nicht, ach! ich weiß es nicht, woher sollte ich denn auch das wissen?“ usw. Als

¹ So wird der Pape genannt.

Mitja von seinen Streitigkeiten mit dem Vater wegen der Erbschaft erzählte, da erschraf sogar das „Väterchen“, weil er zu Fjedor Pawlowitsch in gewissen Abhängigkeitsbeziehungen stand. Er fragte übrigens mit Staunen, weshalb denn Mitja diesen handeltreibenden Bauern Gorstkin „Ljagawi“ nenne, und erklärte mit aller Bestimmtheit Mitja, daß, wenn Gorstkin auch tatsächlich Ljagawi sei, er aber auch wiederum nicht Ljagawi sei, weil er sich über diesen Namen heftig zu erzürnen pflege, und daß man ihn unbedingt Gorstkin nennen müsse, „sonst werden Sie nichts mit ihm zustande bringen, ja, und er wird Sie nicht einmal anhören“, schloß das „Väterchen“. Mitja erstaunte darüber ein wenig, aber nur für einen Augenblick, und erklärte, daß ihn Samsonoff selber so genannt habe. Als das „Väterchen“ von diesem Umstand vernommen hatte, brach er sogleich das Gespräch ab, wenngleich er gut daran getan hätte, wenn er damals schon Dmitri Fjedorowitsch mitgeteilt hätte, was er erriet: daß nämlich, wenn Samsonoff selber ihn zu diesem Bäuerlein gesandt habe als zu „Ljagawi“, er das vermutlich aus irgendeinem Grunde zum Hohn getan habe, und ob da nicht irgend etwas nicht in Ordnung sei? Mitja aber stand nicht der Sinn danach, „bei solchen Kleinigkeiten“ zu verweilen. Er ging eilends seines Weges, und erst als er nach „Suchoj Poselok“ gekommen war, erriet er, daß sie nicht eine Werst und auch nicht anderthalb, aber wahrscheinlich drei Werst gegangen waren; das verstimmte ihn, aber er hielt an sich. Sie betraten die Hütte. Der Waldhüter, den der Pape kannte, bewohnte die eine Hälfte der Hütte, in der andern aber, in der „reinen“, in die man durch einen Vorraum hindurch eintrat, hatte sich Gorstkin häuslich niedergelassen. Sie gingen in diese „reine“ Stube und zündeten eine Talgkerze an. Der Raum war stark geheizt. Auf dem Tische aus Fichtenholz stand ein erloschener Samowar, dort war auch

ein Leebrett mit Tassen, eine leere Flasche Rum, eine nicht völlig ausgetrunkene Literflasche Schnaps und Brocken eines Weißbrottes. Der Gast selber lag ausgestreckt auf der Bank, seinen zusammengelegten Rock statt eines Kissens unter dem Kopfe, und schwer schnarchend. Mitja stand in Unentschlossenheit. „Natürlich muß man ihn wecken: meine Angelegenheit ist zu wichtig, ich habe mich so geeilt, ich muß noch heute zurückkehren!“ sprach Mitja und begann sich zu beunruhigen; aber das „Väterchen“ und der Wächter standen schweigend da, ihre Meinung behielten sie für sich. Mitja trat hinzu und machte sich selber daran, den Schlafenden zu wecken, er ging energisch ans Werk, der Schlafende erwachte aber nicht. „Er ist betrunken!“ entschied Mitja. „Aber was soll ich denn anfangen, was soll ich denn anfangen?“ Und plötzlich begann er mit furchtbarer Ungeduld den Schlafenden an Händen und Füßen zu ziehen, seinen Kopf zu schaukeln, ihn aufzuheben und auf die Bank zu setzen, und gleichwohl erreichte er nach sehr langen Anstrengungen nichts anderes, als daß der anfing albern zu brüllen und kräftig, wenn auch ohne deutlich auszusprechen, zu schimpfen.

„Nein, Sie warten schon besser etwas,“ sprach endlich das „Väterchen“, „weil er augenscheinlich gar nicht imstande ist. . .“

„Den ganzen Tag hat er getrunken!“ ließ sich der Wächter vernehmen.

„Mein Gott!“ schrie ein über das andere Mal Mitja, „wenn Sie nur wüßten, wie unbedingt nötig mir das ist, und in welcher Verzweiflung ich jetzt bin!“

„Nein, besser wäre es schon für Sie, bis zum Morgen zu warten!“ wiederholte das „Väterchen“.

„Bis zum Morgen? Erbarmen Sie sich, das ist ganz unmöglich!“ Und in seiner Verzweiflung wollte er sich schon wieder daran machen, den Betrunkenen zu wecken, er stand aber sogleich

davon ab, da er die völlige Nutzlosigkeit seiner Bemühungen einsah. Das „Väterchen“ schwieg, der verschlafene Wächter machte ein finsternes Gesicht.

„Was für furchtbare Tragödien spielt doch mit den Menschen die Wirklichkeit!“ sprach Mitja in völliger Verzweiflung. Der Schweiß lief ihm vom Gesicht. Diesen Augenblick nutzend, setzte das „Väterchen“ durchaus vernünftig auseinander, daß, wenn es auch gelingen werde, den Schlafenden zu wecken, er gleichwohl zu keinerlei Unterhandlungen fähig sein werde. „Sie haben aber eine wichtige Angelegenheit zu besprechen, so wäre es schon besser, sie bis zum Morgen zu lassen!“

Mitja rang die Hände und erklärte sich einverstanden.

„Ich, Väterchen, werde hier bei einem Lichte warten und den Augenblick ‚erhaschen‘. Er wird erwachen, und dann werde ich anfangen . . . Für das Licht werde ich dir bezahlen,“ wandte er sich an den Wächter; „für den Aufenthalt gleichfalls, du wirst den Dmitri Karamasoff in Erinnerung behalten! Nur wie es mit Ihnen, Väterchen, sein wird, weiß ich jetzt nicht. Wo werden Sie sich hinlegen?“

„Nein, ich werde schon besser nach Hause zurückkehren. Ich werde auch mit seinem Pferdchen nach Hause fahren. . .“ und er wies auf den Wächter. „So leben Sie denn wohl, ich wünsche Ihnen vollen Erfolg!“

So beschloß man denn auch. Das „Väterchen“ fuhr mit dem Pferdchen des Wächters ab. Er war froh, daß er sich endlich losgemacht hatte, aber gleichwohl schüttelte er ratlos den Kopf und überlegte: Wird es nicht nötig sein, bereits morgen rechtzeitig von diesem eigenartigen Vorfall seinen Wohltäter Sjedor Pawlowitsch zu benachrichtigen? „Denn sonst wird er davon zu ungelegener Zeit erfahren, böse werden und seine Wohltaten einstellen.“ Der Wächter fragte sich schweigend und

begab sich in seine Stube. Mitja aber setzte sich auf die Bank, um, wie er sich ausdrückte, den „Augenblick zu erhaschen.“ Dieser Gram legte sich, einem schweren Nebel gleich, um seine Seele. Dieser, furchtbarer Gram! Er saß da, dachte nach, vermochte aber gar nichts zu bedenken. Das Licht brannte herunter, es zirpte eine Grille, in dem überheizten Zimmer ward es unerträglich schwül. Es stellte sich ihm in seiner Vorstellung plötzlich ein Garten dar und ein Eingang hinter dem Garten: beim Vater im Hause öffnet sich geheimnißvoll die Thür, und in die Thür kommt Gruschenka hineingelaufen. Er sprang von der Bank auf.

„Das ist eine Tragödie!“ rief er und knirschte mit den Zähnen. Er schritt mechanisch zu dem Schlafenden hin und begann ihm ins Gesicht zu schauen. Das war ein hagerer, noch nicht alter Bauer, mit einem sehr länglichen Gesicht, mit blondem, lockigem Haar und einem langen, rötlichen Bärtchen; er hatte ein Zigeunerkleid an und darüber eine schwarze Weste, aus deren Tasche die Kette einer silbernen Uhr herauschaute. Mitja beobachtete dieses Gesicht mit furchtbarem Haß, und es erfüllte ihn aus irgendeinem Grunde mit ganz besonderem Widerwillen, daß der Schlafende Loden hatte. Vor allem war es ihm aber unerträglich fränkend, daß er, Mitja, da bei dem Schlafenden stehe mit seiner Angelegenheit, die keinen Aufschub duldete, nachdem er schon so viel geopfert, so viel aufgegeben habe, und in ganz abgeheftem Zustande, „dieser aber, von dem jetzt mein ganzes Schicksal abhängt, schnarcht, als ob gar nichts los wäre, ganz so, als ob er sich auf einem andern Planeten befände!“

„O Ironie des Schicksals!“ rief Mitja aus, und plötzlich verlor er völlig den Kopf und warf sich wiederum über den betrunkenen Bauern, um ihn zu wecken. Er benahm sich dabei wie rasend, er zerrte ihn, stieß ihn, schlug ihn sogar; nachdem er sich

aber fünf Minuten mit ihm abgeplagt und wiederum nichts erreicht hatte, kehrte er in ohnmächtiger Verzweiflung zu seiner Bank zurück und setzte sich nieder.

„Dumm, wie dumm!“ rief Mitja aus. „Und . . . wie ist das alles ehrlos!“ fügte er plötzlich aus irgendeinem Grunde hinzu. Ihm begann der Kopf furchtbar weh zu tun: „Soll ich es wohl aufgeben?“ bligte es ihm durch den Kopf. „Nein, ich bleibe bis zum Morgen! Ich bleibe erst recht, erst recht! Weshalb bin ich denn auch gekommen nach dem allem? Ja, und es ist auch nichts da, womit man abfahren könnte, wie sollte ich denn jetzt von hier fortkommen? O Unsinn!“

Sein Kopf begann ihm indes immer heftiger zu schmerzen. Unbeweglich saß er da und entsann sich schon nicht mehr, wie er einnickte, und plötzlich war er im Sigen eingeschlafen. Augenscheinlich hatte er zwei oder mehr Stunden geschlafen. Er erwachte aber von unerträglichem Kopfweh, so unerträglich war es, daß er hätte laut schreien mögen. In seinen Schläfen hämmerte es, der Kopf schmerzte ihm. Als er erwacht war, konnte er noch lange nicht völlig zu sich kommen und sich darauf besinnen, was denn eigentlich mit ihm vorgefallen sei. Endlich erriet er dann, daß in dem Zimmer ein furchtbarer Kohlendunst war, und daß er vielleicht hätte sterben können. Der betrunkene Bauer lag aber immer noch da und schnarchte; an der Kerze war der Talg ausgeflossen, und sie war nahe am Erlöschen. Mitja schrie auf und stürzte schwankenden Schrittes durch den Vorraum in die Stube des Wächters. Der wachte rasch auf; als er aber gehört hatte, daß in dem andern Zimmer Kohlendunst sei, ging er zwar dahin, um entsprechende Vorkehrungen zu treffen, nahm aber die Tatsache selber so gleichgültig auf, daß es seltsam war. Und dies erstaunte Mitja in einer Weise, daß er sich fast gekränkt vorkam.

„Er ist aber gestorben, er ist gestorben, und dann . . . was dann?“ schrie Mitja außer sich den Wächter an. Man öffnete die Türen, das Fenster, die Ofenröhre. Mitja schleppte aus dem Vorraum einen Eimer Wasser herbei, benezte zuerst sich selber den Kopf, dann aber tauchte er irgendeinen Lappen, den er gefunden hatte, ins Wasser und legte ihn dem Gajawi aufs Haupt. Der Wächter aber verhielt sich nach wie vor diesem Zwischenfall gegenüber mit einer gewissen Verachtung. Nachdem er das Fenster geöffnet hatte, sprach er mürrisch: „Das genügt!“ Und er ging wiederum schlafen, wobei er Mitja die angezündete eiserne Laterne hinterließ. Mitja machte sich noch über eine halbe Stunde mit dem vom Kohlendunst vergifteten Betrunkenen zu schaffen, indem er ihm immerzu den Kopf benezte, und er hatte schon die ernste Absicht, die ganze Nacht über nicht zu schlafen, aber übermüdet setzte er sich nieder, „nur für einen Augenblick, um aufzuatmen“, und schloß augenblicklich die Augen, dann streckte er sich unwillkürlich auf der Bank aus und schlief regungslos wie ein Erschlagener.

Er erwachte furchtbar spät. Es war ungefähr schon neun Uhr. Die Sonne leuchtete hell in die zwei Fensterchen der Hütte hinein. Der kraushaarige Bauer von gestern saß auf der Bank und hatte schon sein Wams angezogen. Vor ihm stand eine frische Teemaschine und ein neuer Liter Schnaps. Der alte, gestrige war schon völlig geleert, und auch der neue schon mehr als zur Hälfte. Mitja sprang auf und erriet sogleich, daß der verdammte Bauer wiederum betrunken sei, betrunken tief und unwiederbringlich. Er blickte etwa eine Minute lang auf ihn, wobei er die Augen weit aufriß. Der Bauer aber schaute ihn schweigend und listig an, mit einer gewissen beleidigenden Ruhe, sogar mit einem gewissen verächtlichen Hochmut, wie es Mitja schien. Er stürzte auf ihn zu.

„Erlauben Sie, sehen Sie . . . ich . . . Sie haben wahrscheinlich schon von dem Wächter dieser Hütte gehört: ich bin der Leutnant Dmitri Karamasoff, der Sohn des alten Karamasoff, bei dem Sie geruhen wegen eines Waldes in Unterhandlungen zu stehen . . .“

„Das lügst du!“ sprach plöblich fest und ruhig der Bauer.

„Wieso lüge ich denn? Fjedor Pawlowitsch geruhen Sie doch zu kennen?“

„Ganz und gar keinen Fjedor Pawlowitsch geruhe ich zu kennen“, sprach der Bauer, indem er schwerfällig seine Zunge bewegte.

„Wegen eines Waldes, wegen eines Waldes verhandeln Sie mit ihm, ja, so erwachen Sie doch, entsinnen Sie sich doch! Vater Pawel aus Iljinsk hat mich hierher begleitet. . . Sie haben Samsonoff geschrieben, und er hat mich zu Ihnen gesandt . . .“
Leuchte Mitja hervor.

„Du lügst!“ bemerkte wiederum mit fester Stimme Jagawi. Dem Mitja erstarrten die Füße.

„Erbarmen Sie sich, das ist ja doch kein Spaß! Sie sind vielleicht betrunken. Sie können aber wohl endlich sprechen, verstehen . . . sonst . . . sonst begreife ich gar nichts mehr!“

„Du bist ein Färber!“

„Erbarmen Sie sich, ich bin Karamasoff, Dmitri Karamasoff, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen . . . einen vorteilhaften Vorschlag . . . einen sehr vorteilhaften . . . eben hinsichtlich des Waldes.“

Der Bauer strich sich gewichtig den Bart. „Nein, du hast eine Lieferung übernommen und dich dabei als Schurke erwiesen. Du bist ein Schuft!“

„Ich versichere Sie, Sie irren sich!“ Und Mitja rang verzweifelt die Hände. Der Bauer streichelte immer noch seinen Bart und zwinkerte plöblich listig mit den Augen.

„Nein, du sage mir folgendes: Zeige mir doch ein Gesetz, wonach es erlaubt wäre, Schweinereien zu machen, hörst du? Du bist ein Schuft, verstehst du das?“

Mitja trat finster zurück, und auf einmal war es ihm, als „ob ihn plötzlich etwas vor die Stirne gestoßen habe“, wie er sich selber späterhin ausdrückte. In einem Augenblick ging irgendeine Erleuchtung in seinem Geiste vor sich. „Ein Lichtchen entflammte, und ich begriff alles.“ Wie zur Säule geworden stand er da, und er konnte gar nicht begreifen, wie er, doch ein einsichtiger Mensch, sich auf eine solche Dummheit einlassen konnte, auf ein solches Abenteuer, und das alles fast einen ganzen Tag hindurch zu treiben, sich mit diesem Ujagawi abzugeben, ihm noch den Kopf zu nehen . . . „Nein, der Mann ist betrunken, so betrunken, daß er schwarze Männchen sieht, und er wird noch eine ganze Woche saufen — was soll man da noch warten? Aber wie, wenn Samsonoff mich absichtlich hierher gesandt hat? Aber wie, wenn sie . . . O, mein Gott, was habe ich da angerichtet?“

Der Bauer saß da, blickte auf ihn und „lächelte höhnisch“. Wären die Umstände andere gewesen, so hätte auch vielleicht Mitja diesen Dummkopf vor Wut totgeschlagen, jetzt aber war er selber ganz schwach geworden wie ein kleines Kind. Leise ging er zur Bank, nahm seinen Mantel, zog ihn schweigend an und verließ die Stube. In dem anderen Raume fand er den Wächter nicht vor, es war niemand dort. Er nahm aus der Tasche fünfzig Kopelen Kleingeld und legte sie auf den Tisch „für das Nachtlager, das Licht und die verursachte Unruhe“. Als er die Hütte verlassen hatte, sah er, daß ringsherum nur Wald sei und weiter nichts. Er ging aufs Geratewohl voran, sogar ohne sich zu entsinnen, wohin man sich von der Hütte aus wenden müsse — nach rechts oder nach links; als er gestern nacht mit dem „Väterchen“ hierhergeeilt war, hatte er auf die Richtung gar nicht achtgegeben.

Kein Rachegefühl in Hinsicht auf irgendwen war in seiner Seele, nicht einmal auf Samsonoff. Er schritt auf dem schmalen Waldwege dahin, ohne sich Rechenschaft abzulegen, verloren „mit verlorenen Gedanken“ und ohne sich irgendwie darum zu kümmern, wohin er gehe. Ihn hätte ein Kind überwältigen können, das ihm begegnet wäre, so war er plötzlich schwach geworden an Seele und Körper. Gleichwohl fand er sich irgendwie aus dem Walde heraus: es zeigten sich plötzlich Stoppelfelder auf der unübersehbaren Fläche. „Was für eine Verzweiflung, was für ein Tod ringsum!“ wiederholte er immer nur, indem er voranschritt.

Ihm halfen Vorübergehende aus der Verlegenheit: ein Fuhrmann fuhr auf einem Seitenwege irgendeinen alten Kaufmann. Als sie ihn erreicht hatten, fragte Mitja nach dem Wege, und es erwies sich, daß auch jene nach Wolowja fuhren. Man unterhandelte und ließ den Mitja mitfahren. Nach drei Stunden waren sie an Ort und Stelle. Auf der Station Wolowja bestellte Mitja sogleich Postpferde nach der Stadt, und es kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß er einen furchtbaren Hunger habe. Während man anspannte, bereitete man ihm eine Eierspeise. Er aß sie sofort ganz auf, dazu ein großes Stück Brot und eine Wurst, die sich dort vorfand, und dazu trank er drei Gläschen Schnaps. Als er sich so gestärkt hatte, gewann er seinen guten Mut wieder, und in seiner Seele ward es wiederum hell. Er flog nur so auf dem Wege daher, trieb immerfort den Fuhrmann an und faßte plötzlich einen neuen und schon „unabänderlichen“ Plan, wie er heute noch bis zum Abend „dies verfluchte Geld“ auftreiben könne. „Und man denke nur, man stelle sich nur vor, daß wegen dieser lumpigen dreitausend Rubel das Schicksal eines Menschen Schiffbruch leidet!“ rief er verächtlich aus. „Heute noch werde ich das entscheiden!“ Und wenn ihn nicht unaufhörlich der Ge-

danke an Gruschenka gequält hätte und daran, ob sich nicht irgend etwas mit ihr zugetragen habe, so wäre er vielleicht wiederum völlig vergnügt geworden. Der Gedanke an sie bohrte sich aber jeden Augenblick wie ein scharfes Messer in seine Seele. Endlich war man angekommen, und Mitja eilte auf der Stelle zu Gruschenka.

3

Die Goldgrube

Das war eben jener Besuch Mitjas, von dem Gruschenka in solcher Angst dem Rakitin erzählt hatte. Sie erwartete damals ihre „Estafette“ und war sehr froh darüber, daß Mitja weder gestern noch heute zu ihr gekommen war, und sie hoffte auch, daß, wenn Gott es geben wird, er auch bis zu ihrer Abreise nicht kommen werde; aber da war er plötzlich auch hereingestürzt. Das Weitere ist uns bekannt. Um ihn loszuwerden, hatte sie ihn sogleich überredet, sie zu Kusma Kusmitsch zu begleiten, wohin sie, wie sie angab, unbedingt gehen müsse, um „Geld zu zählen“, und als Mitja sie sogleich auch begleitet hatte, hatte sie ihm, als sie an der Türe des Kusma sich von ihm verabschiedete, das Versprechen abgenommen, um Mitternacht wiederzukommen, um sie nach Hause zurückzubegleiten. Mitja war auch froh über diesen Sachverhalt: beim Kusma wird sie sitzen, das heißt demnach, sie wird nicht zu Fjedor Pawlowitsch gehen . . . „wenn sie nur nicht lügt!“ fügte er sogleich hinzu. Aber es schien ihm, sie habe nicht gelogen. Er war nämlich einer von jenen Eifersüchtigen, die, wenn sie von dem geliebten Weibe Abschied nehmen, sich sogleich Gott weiß was für furchtbare Dinge ausdenken darüber, was mit ihr vor sich gehen könne, und wie sie sie dort „betrüge“, wenn sie aber wiederum zu ihr hingelaufen

kommen, erschüttert, erschlagen, schon unwiederbringlich überzeugt davon, daß sie es gleichwohl fertiggebracht habe, sie zu betrügen — mit dem ersten Blicke auf ihr Angesicht, auf das lachende, heitere und freundliche Gesicht dieses Weibes — sofort wie geistig neugeboren werden, sogleich jeden Argwohn verlieren und mit freudiger Scham sich selber schelten wegen ihrer Eifersucht. Nachdem er Gruschenka begleitet hatte, eilte er nach Hause. O, wieviel mußte er noch heute fertigbringen! Aber es war wenigstens eine Last von seinem Herzen genommen. „Jetzt muß ich nur möglichst rasch von Smerdjakoff erfahren, ob dort gestern nicht irgend etwas vorgefallen ist, ob sie nicht am Ende gar zu Fjedor Pawlowitsch gekommen sei, o weh!“ so fuhr es ihm durch den Kopf. Er hatte demnach nicht einmal Zeit gefunden, in seine Wohnung zu eilen, als schon wiederum die Eifersucht in seinem ruhelosen Herzen zu kribbeln begann.

Die Eifersucht! „Othello ist nicht eifersüchtig, er ist nur leichtgläubig!“ bemerkte einst Puschkina, und schon diese eine Bemerkung zeugt von der außerordentlichen Geistestiefe unseres großen Dichters. Bei Othello ist einfach die Seele zermalmt und seine ganze Weltanschauung ins Schwanken geraten, weil „sein Ideal zugrunde gegangen war“. Aber Othello wird sich nicht verstecken, wird nicht ausspionieren, nicht auf der Lauer liegen: er ist nur leichtgläubig. Im Gegenteil, man muß ihn erst auf die Spur bringen, ihn darauffstoßen, ihn mit außerordentlichen Anstrengungen entflammen, damit er die Untreue überhaupt nur errate. Nicht so der wahrhaft Eifersüchtige. Man kann sich sogar nicht einmal die ganze Schmach vorstellen und den ganzen sittlichen Fall, mit denen ein Eifersüchtiger ohne alle Gewissensbisse sich abzufinden imstande ist. Und dabei sind das durchaus nicht alles niederträchtige und schmutzige Seelen. Im Gegenteil: mit hohem Herzen, mit reiner Liebe, voll von Selbstauf-

opferung kann man sich gleichwohl unter Tischen verstecken, die niederträchtigsten Leute bestechen und sich abfinden mit dem allereckligsten Schmutz des Spionentums und des An=der=Lüre=Horchens. Othello hätte sich um nichts in der Welt mit dem Treubruch der Geliebten abfinden können, er hätte es zwar nicht über sich gebracht, nicht zu verzeihen, aber er hätte sich nicht damit abfinden können — obgleich seine Seele ohne Bosheit war und unschuldig wie die Seele eines kleinen Kindes. Nicht das gleiche gilt für den wahrhaft Eifersüchtigen. Es ist schwer, sich auch nur vorzustellen, womit er sich abzufinden und auszuföhnen vermag, und was bisweilen ein Eifersüchtiger zu verzeihen imstande ist! Die Eifersüchtigen verzeihen ja auch schneller als alle andern, und das wissen auch alle Frauen. Ein Eifersüchtiger kann und vermag außerordentlich rasch zu verzeihen (natürlich, nachdem er zuvor eine furchtbare Szene gemacht hat), zum Beispiel schon fast bewiesenen Verrat, schon von ihm selber gesehene Umarmungen und Küsse, wenn er sich zu derselben Zeit irgendwie überzeugen konnte, daß dies „zum letzten Male“ geschehen sei, und daß sein Nebenbuhler von dieser Stunde an schon verschwinden, wegreisen wird bis ans Ende der Welt, oder daß er selber sie entführen werde irgendwohin, an einen solchen Ort, wohin dieser furchtbare Nebenbuhler schon nicht mehr kommen wird. Es versteht sich von selber, diese Versöhnung wird nur auf eine Stunde sein, denn wenn auch tatsächlich der Nebenbuhler verschwunden ist, so wird der Eifersüchtige morgen schon einen andern erfinden, einen neuen, und auf den dann eifersüchtig sein. Man möchte sich die Frage stellen: was ist denn eigentlich an einer solchen Liebe, auf die man so achtgeben muß, was ist eigentlich eine Liebe wert, die man derart bewachen muß? Das aber wird ja gerade der wahrhaft Eifersüchtige niemals begreifen, und dabei finden sich unter ihnen tatsächlich auch Leute

mit hohem Herzen. Bemerkenswert ist noch das, daß, wenn diese selben Menschen mit hohem Herzen dabei in irgendeinem Winkel stehen, an Türen lauschen und spionieren, und wenn sie dabei auch deutlich „mit ihrem hochgestimmten Herzen“ die ganze Schmach begreifen, in die sie selber freiwillig sich begaben, sie gleichwohl, wenigstens in dem Augenblicke, während sie in diesem Winkel stehen, niemals Gewissensbisse empfinden. Bei Mitja pflegte alle Eifersucht zu schwinden, wenn er nur Gruschenka erblickte, und für einen Augenblick ward er dann vertrauend und edelmütig und verachtete sogar sich selber wegen seiner häßlichen Gefühle. Das bedeutet aber bloß, daß in seiner Liebe zu diesem Weibe etwas bei weitem Höheres beschlossen war, als er selber vermutete, keineswegs bloß reine Leidenschaftlichkeit, keineswegs nur „die Linie des Körpers“, von der er Aljescha erzählt hatte. Wenn dafür aber Gruschenka nur eben seinen Augen entschwunden war, so begann Mitja sogleich in ihr alle Niedrigkeiten und Heimtücken des Verrates zu vermuten. Gewissensbisse fühlte er dabei aber nicht die geringsten.

Es schäumte also in ihm von neuem die Eifersucht auf. Auf jeden Fall mußte man sich beeilen. Zunächst mußte man Geld erlangen, wenn auch nur vorderhand ein Tröpfchen. Die neun Rubel von gestern waren für die Fahrt fast völlig draufgegangen, aber ohne alles Geld kann man bekanntlich nirgendwohin einen Schritt tun. Er hatte aber noch vorhin im Wagen zugleich mit seinem neuen Plan sich auch ausgedacht, wo er auch bis auf weiteres Geld erlangen könne. Er besaß ein Paar schöne Duellpistolen mit Patronen dazu, und wenn er sie bis jetzt nicht versetzt hatte, so nur deshalb, weil er diese Dinge mehr liebte als alles, was er sonst besaß. Im Gasthaus „Zur Hauptstadt“ hatte er sich schon längst mit einem jungen Beamten oberflächlich bekannt gemacht, und er hatte gerade einmal im Wirtshause er-

fahren, daß dieser unverheiratete und sehr vermögende Beamte leidenschaftlich Waffen liebe, Pistolen, Revolver, Dolche kaufe und bei sich an den Wänden aufhänge, seinen Bekannten zeige, damit prahle, auch sei er ein Meister, das System eines Revolvers zu erklären, wie man ladet, wie man schießt usw. Ohne lange zu überlegen, begab sich Mitja sogleich zu ihm hin und schlug ihm vor, auf die Pistolen ein Darlehn von zehn Rubeln zu geben. Der Beamte freute sich darüber und begann ihn zu überreden, ihm die Pistolen zu verkaufen, aber Mitja war nicht einverstanden, und so gab er ihm zehn Rubel, nachdem er erklärt hatte, er werde um nichts in der Welt Prozente nehmen. Sie trennten sich als Freunde. Mitja eilte, es zog ihn zu seiner Laube hin hinter dem Hause des Fjedor Pawlowitsch, um möglichst rasch Smerdjakoff herauszurufen. Auf diese Weise aber ward wiederum ein „Latbestand“ gewonnen, daß nämlich Mitja im ganzen nur drei bis vier Stunden vor einem gewissen Ereignis, von dem ich weiter unten ausführlich erzählen werde, keinen Kopfen Geld hatte, und daß er für zehn Rubel eine geliebte Sache versetzt habe, während sich plötzlich drei Stunden später in seinen Händen Tausende fanden ... Aber ich eile voraus!

Bei Maria Kondratjewna (der Nachbarin des Fjedor Pawlowitsch) erwartete ihn eine Nachricht, die ihn außerordentlich erschütterte und in Ratlosigkeit versetzte: die Nachricht von der Erkrankung des Smerdjakoff. Er hörte die Geschichte, daß er in den Keller gestürzt sei und einen Fallsuchtsanfall erlitten habe, er hörte von dem Besuch des Doktors, den Sorgen des Fjedor Pawlowitsch. Mit Interesse erfuhr er auch, daß sein Bruder Iwan Fjedorowitsch schon am Morgen nach Moskau abgefahren sei. „Er muß demnach vor mir durch Wolowja durchgekommen sein!“ dachte Dmitri Fjedorowitsch; aber Smerdjakoff beunruhigte ihn furchtbar: „Wie denn jetzt? Wer wird denn lauern,

wer wird es mich denn wissen lassen?" Mit Eifer begann er die Frauen auszufragen, ob sie gestern abend irgend etwas bemerkt hätten. Jene verstanden sehr wohl, wonach er forsche, und beruhigten ihn völlig: niemand war da, es nächtigte dort nur Iwan Fjedorowitsch, „alles war in bester Ordnung“. Mitja dachte nach. Zweifellos mußte man auch heute Wache halten, aber wo? Hier oder an dem Tore des Samsonoff? Er entschied: sowohl hier wie dort, ganz den Umständen nach, aber vorderhand, vorderhand ... Die Sache war die, daß jetzt jener „Plan“ ihm bevorstand, der von vorhin, der neue und schon richtige Plan, den er auf der Fahrt ausgedacht hatte, und dessen Aufschub schon unmöglich war. Mitja beschloß dafür eine Stunde zu opfern: „In einer Stunde werde ich alles entscheiden, alles erfahren, und dann, dann werde ich mich zuerst zum Hause des Samsonoff begeben, mich erkundigen, ob Gruschenka dort ist, und dann gleich hierher zurück, und bis elf Uhr hier, dann aber wiederum zu ihr, zu Samsonoff, um sie nach Hause zu begleiten.“ Das war es, was er beschloß.

Er flog nach Hause, wusch sich, frisirierte sich, reinigte seinen Anzug, zog sich an und begab sich zu Frau Chochlakoff. O weh! sein „Plan“ lag dort. Er hatte beschlossen, bei dieser Dame dreitausend Rubel zu leihen. Und die Hauptsache, es erfaßte ihn plötzlich, ganz auf einmal, eine außerordentliche Zuversicht, daß sie ihm dies Geld nicht abschlagen werde. Vielleicht wird man sich darüber wundern, weshalb er denn, wenn er seiner Sache so gewiß war, nicht vordem schon dahin gegangen sei, sozusagen in „seiner“ Gesellschaft, und sich statt dessen zu Samsonoff begeben hatte, einem Manne aus einem so fremden Gesellschaftskreise, daß Mitja nicht einmal wußte, wie er mit ihm sprechen sollte. Die Sache war aber die, daß er im letzten Monat den Verkehr mit Frau Chochlakoff fast völlig aufgegeben hatte, ja,

und auch vordem war er wenig bekannt mit ihr. Zudem wußte er auch noch sehr wohl, daß sie auch selber ihn nicht leiden mochte. Diese Dame haßte ihn ganz von Anfang an deswegen, weil er der Bräutigam der Katharina Iwanowna war, während es sie aus irgendeinem Grunde plötzlich danach verlangte, Katharina Iwanowna solle ihm den Kaufpaß geben und den „lieben, ritterlich gebildeten Iwan Fjedorowitsch heiraten, der so gute Manieren besitzt“. Die Manieren des Mitja waren ihr aber verhaßt. Mitja hatte sogar über sie gespottet und sich einmal so über sie geäußert: „diese Dame sei ebenso lebhaft und ungezwungen wie ungebildet“. Und da, heute morgen, auf der Fahrt, hatte ihn der allerklarste Gedanke erleuchtet: „Ja, wenn sie schon so nicht will, daß ich Katharina Iwanowna heirate, und das zu einem solchen Grade (er wußte: fast bis zur Hysterie), weshalb sollte sie mir dann jetzt diese Dreitausend verweigern, die ich gerade dafür erbitte, um für dieses Geld unter Zurücklassung der Katja auf ewig von hier fortzufahren? Wenn diese verwöhnten Damen der höchsten Gesellschaft schon einmal etwas bis zum Eigensinn wünschen, dann werden sie auch schon vor nichts zurückschrecken, damit es nach ihrem Wunsche herauskomme. „Sie aber ist zudem noch so reich“, urteilte Mitja. Was indes im besonderen den „Plan“ anging, so war das immer ganz der gleiche wie auch vordem, das heißt das Anerbieten seiner Rechte auf Tschermaschnja — indes schon nicht mehr in kaufmännischer Absicht, wie gestern Samsonoff gegenüber, das heißt, er wollte nicht diese Dame, wie gestern Samsonoff, zu bestimmen suchen, durch die Möglichkeit, statt dreitausend Rubel einen doppelten Geldhaufen einzustreichen, sechs- oder siebentausend, er bot ihr vielmehr seine Rechte auf Tschermaschnja nur einfach an wie eine freiwillige, aus Gewissenhaftigkeit geleistete Garantie für die Schuld. Indem Mitja diesen seinen neuen Gedanken weiter

ausdachte, geriet er geradezu in Begeisterung; aber so ging es ihm jedesmal, bei allem, was er anfang, bei allen seinen plötzlichen Entschlüssen. Jedem neuen Einfall, der ihm kam, gab er sich bis zur Leidenschaft hin. Dessenungeachtet fühlte er, als er die Schwelle des Hauses der Frau Chochlakoff betrat, plötzlich auf seinem Rücken ein Kältegefühl des Entsetzens: erst in diesem Augenblick erkannte er völlig und schon mit mathematischer Klarheit, daß da jetzt auch schon seine letzte Hoffnung liege, daß ihm weiter nichts mehr in der Welt bleibe, wenn es dort mißlingt, „es sei denn irgend jemanden zu ermorden und zu berauben wegen der Dreitausend, aber weiter auch gar nichts!“
... Es war halb acht Uhr, als er läutete.

Im Anfang schien ihm das Glück zu lächeln: kaum war er angemeldet, so ließ man ihn auch sogleich schon mit außerordentlicher Schnelligkeit eintreten. „Ganz so, als ob sie mich erwartet hätte“, kam es Mitja in den Sinn. Als man ihn dann eben erst ins Gastzimmer geführt hatte, kam plötzlich die Hausherrin herbeigeeilt und erklärte ihm ohne alle Umschweife, daß sie ihn erwartet habe...

„Ich habe Sie erwartet, erwartet! Ich konnte ja sogar nicht einmal annehmen, daß Sie selber zu mir kommen werden, das müssen Sie zugeben, und trotzdem habe ich Sie erwartet! Staunen Sie über meinen Instinkt, Dmitri Fjedorowitsch, diesen ganzen Morgen über war ich überzeugt, daß Sie heute kommen werden!“

„Das ist tatsächlich erstaunlich, gnädige Frau,“ sprach Mitja, indem er schwerfällig Platz nahm, „aber ... ich bin in einer außerordentlich wichtigen Angelegenheit gekommen..., der allerwichtigsten von den wichtigsten für mich, das heißt, meine Gnädige, für mich allein, und ich beeile mich...“

„Ich weiß, daß Sie in der allerwichtigsten Angelegenheit kommen, Dmitri Fjedorowitsch, da sprechen nicht irgendwelche

Vorahnungen mit, nicht rückständige Neigungen zu Wundern (Sie haben doch wohl vom Greis Sosima gehört?), dort, dort herrscht die Mathematik. Sie konnten gar nicht ausbleiben nach dem, wie dies sich alles zugetragen hat mit Katharina Iwanowna. Sie mußten, Sie mußten: das ist Mathematik!"

„Die Realität des wirklichen Lebens, Gnädige, das ist es! Erlauben Sie indes, gleichwohl zu erklären . . .“

„Eben die Realität, Dmitri Fjedorowitsch! Ich bin jetzt durchaus für die Realität, ich bin allzu sehr gewichtig hinsichtlich der Wunder. Sie haben gehört, daß der Greis Sosima gestorben ist?“

„Nein, Gnädige, ich höre das zum ersten Male“, und Mitja erstaunte ein wenig. In seinem Geiste blitzte das Bild Alexas auf.

„Heute in der Nacht, und stellen Sie sich nur vor . . .“

„Gnädige,“ unterbrach Mitja, „ich stelle mir nur das vor, daß ich in der verzweifeltsten Lage bin, und daß, wenn Sie mir nicht helfen werden, alles versinken wird, und ich als erster versinken werde. Verzeihen Sie die Trivialität meiner Ausdrucksweise, ich bin aber im Fieber, ich bin im hitzigen Fieber . . .“

„Ich weiß, ich weiß, daß Sie im hitzigen Fieber sind, alles weiß ich, Sie können auch gar nicht in einer anderen Geistesverfassung sein, und was Sie auch nicht sagen mögen, ich weiß alles im voraus. Ich habe schon längst meine Aufmerksamkeit auf Ihr Schicksal gelenkt, Dmitri Fjedorowitsch, ich gebe acht darauf und studiere es . . . O, glauben Sie nur, daß ich ein erfahrener Seelenarzt bin, Dmitri Fjedorowitsch!“

„Gnädige, wenn Sie ein erfahrener Arzt sind, so bin ich dafür ein erfahrener Kranker,“ scherzte Mitja gewaltsam, „und ich fühle voraus, daß, wenn Sie schon meinem Schicksal derartige Aufmerksamkeit widmen, Sie mir auch beispringen werden, wo ich Gefahr laufe, zugrunde zu gehen; dafür aber erlauben Sie

mir endlich, Ihnen auseinanderzusetzen, mit welchem Plan ich mich erkühnte, bei Ihnen vorzusprechen, Gnädige ...!"

„Setzen Sie Ihren Plan gar nicht auseinander, das ist ja nebensächlich. Was aber Hilfe anbetrifft, so sind Sie nicht der erste, dem ich helfe, Dmitri Fjedorowitsch. Sie haben wahrscheinlich von meiner Cousine Belmesoff gehört, ihr Gatte richtete sich zugrunde, war daran, zu ‚versinken‘, wie Sie sich charakteristisch ausdrückten, Dmitri Fjedorowitsch, und wie denn, ich riet ihm, sich mit Pferdezucht zu befassen, und jetzt geht es ihm ausgezeichnet. Haben Sie eine Vorstellung von Pferdezucht, Dmitri Fjedorowitsch?“

„Nicht die geringste, Gnädige — ach! Gnädige, nicht die geringste!“ schrie in nervöser Ungeduld Mitja, und er wollte sich sogar von seinem Platze erheben. „Ich beschwöre Sie nur, Gnädige, mich anzuhören, lassen Sie mich nur zwei Minuten ohne Unterbrechung reden, damit ich Ihnen zuerst alles auseinandersetzen kann, den ganzen Vorschlag, mit dem ich gekommen bin. Zudem habe ich keine Zeit zu verlieren, ich eile furchtbar!“ schrie hysterisch Mitja, da er fühlte, sie werde sogleich wieder zu sprechen anfangen, und er hoffte sie zu überschreien: „Ich kam in Verzweiflung ... in der letzten Stufe von Verzweiflung, um Sie zu bitten, mir dreitausend Rubel zu leihen, gegen das sicherste Unterpfand, Gnädige, gegen die beste Sicherstellung! Erlauben Sie mir nur auseinanderzusetzen ...“

„Das können Sie alles später, später!“ und Frau Chochlakoff machte eine abwehrende Handbewegung, „ja, und alles, was Sie auch sagen werden, weiß ich schon voraus, ich habe Ihnen das bereits gesagt. Sie bitten um eine gewisse Summe, Sie brauchen dreitausend Rubel; ich aber werde Ihnen mehr geben, unvergleichlich mehr, ich werde Sie retten, Dmitri Fjedorowitsch, es ist aber nötig, daß Sie mir gehorchen!“

Mitja sprang von seinem Platze nur so auf.

„Gnädige, sind Sie wirklich so gütig?“ schrie er mit außerordentlichem Gefühl. „Mein Gott, Sie haben mich gerettet! Sie retten einen Menschen, Gnädige, von gewaltsamem Tod, von der Pistole . . . Meine ewige Dankbarkeit . . .“

„Ich werde Ihnen unendlich, unendlich mehr geben als dreitausend Rubel!“ schrie Frau Chochlakoff, indem sie mit strahlendem Lächeln auf den entzückten Mitja sah.

„Unendlich mehr? Aber so viel ist ja gar nicht nötig. Unbedingt nötig sind mir nur jene für mich verhängnisvollen Dreitausend; ich bin aber gekommen, Ihnen diese Summe in unendlicher Dankbarkeit sicherzustellen und schlage einen Plan vor, der . . .“

„Genug, Dmitri Fjedorowitsch, gesagt — getan,“ schnitt ihm Frau Chochlakoff das Wort ab mit dem keuschen Triumph der Wohltäterin. „Ich versprach, Sie zu retten, und werde Sie retten. Ich werde Sie retten, wie ich Belmesoff rettete. Was denken Sie von Goldgruben, Dmitri Fjedorowitsch?“

„Von den Goldgruben, Gnädige! Ich habe niemals an sie gedacht.“

„Aber dafür habe ich für Sie gedacht! Gedacht und überdacht! Schon einen ganzen Monat beobachte ich Sie zu diesem Zweck. Hundertmal habe ich auf Sie geschaut, wenn Sie vorübergingen, und mir gesagt: das ist ein energischer Mensch, der nach den Goldgruben muß. Ich habe sogar Ihre Gangart beobachtet und entschieden: dieser Mensch wird viel Goldgruben finden.“

„Nach meiner Gangart, Gnädige?“ und Mitja lächelte.

„Aber wie denn, auch nach Ihrer Gangart. Wie denn, bestreiten Sie wirklich, daß man an der Gangart den Charakter erkennen kann, Dmitri Fjedorowitsch? Die Naturwissenschaften bestätigen das gleiche. O, ich bin jetzt Realist, Dmitri Fjedorowitsch. Ich bin vom heutigen Tage an, nach dieser ganzen Geschichte im

Kloster, die mich so aufgeregt hat, durchaus für die Wirklichkeit, und ich will mich auch einer praktischen Tätigkeit zuwenden. Ich bin geheilt. „Genug!“ wie Turgenjeff sagte.“

„Aber, Gnädige, diese Dreitausend, die Sie mir so großmütig vorzuschießen versprochen . . .“

„Sie entgehen Ihnen nicht, Dmitri Fjedorowitsch“, unterbrach ihn sogleich schon Frau Chochlakoff. „Es ist gerade so, als ob Sie diese Dreitausend in Ihrer Tasche hätten, und nicht dreitausend Rubel, vielmehr drei Millionen, Dmitri Fjedorowitsch, und in aller kürzester Zeit! Ich werde Ihnen Ihren Gedanken sagen: Sie werden Goldgruben ausfindig machen, Millionen verdienen, dann werden Sie zurückkehren und ein Mann der Tat werden, und Sie werden auch uns vorwärts bringen, zum Guten hingleiten. Soll man denn wirklich alles den Juden überlassen? Sie werden Bauten aufführen und verschiedene Unternehmungen ins Leben rufen, Sie werden den Armen helfen, und die werden Sie segnen. Heute ist das Jahrhundert der Eisenbahnen, Dmitri Fjedorowitsch! Sie werden bekannt und dem Ministerium der Finanzen unentbehrlich werden, das jetzt solchen Mangel leidet an fähigen Köpfen. Der Fall unseres Papierrubels raubt mir den Schlaf, Dmitri Fjedorowitsch, von dieser Seite her kennt man mich wenig . . .“

„Gnädige, Gnädige!“ unterbrach sie wiederum in einem gewissen unruhigen Vorgefühl Dmitri Fjedorowitsch, „ich werde vielleicht gar sehr Ihrem Räte folgen — Ihrem klugen Räte, Gnädige — und ich werde mich vielleicht dahin begeben . . . zu jenen Gruben . . . und ich werde nochmals zu Ihnen kommen, hierüber zu sprechen . . . sogar oftmals . . . jetzt aber diese Dreitausend, die Sie mir so großmütig . . . O, sie würden mich frei machen, und wenn möglich heute . . . Das heißt, sehen Sie, ich habe jetzt eben keine Stunde, keine Stunde Zeit . . .“

„Genug, Dmitri Fjedorowitsch, genug!“ unterbrach ihn hartnäckig Frau Chochlakoff. „Zuerst eine Frage: Werden Sie nach den Goldgruben fahren oder nicht? Sie müssen sich jetzt völlig entscheiden, antworten Sie ‚mathematisch‘!“

„Ich werde dahin gehen, Gnädige, später... Ich werde gehen, wohin Sie wollen, Gnädige... jetzt aber...“

„Warten Sie doch ein wenig!“ schrie Frau Chochlakoff, sprang auf, stürzte zu ihrem großartigen Bureau, das zahllose Schubladen hatte, und begann eine Schublade nach der andern herauszuziehen, irgend etwas suchend und in furchtbarer Hast.

„Die Dreitausend!“ dachte bangen Herzens Mitja, „und das sogleich, ohne alle Papiere, ohne notarielle Beglaubigung, o, das ist wie unter Gentlemen! Eine großartige Frau, wenn sie nur nicht so gesprächig wäre.“

„Da ist es!“ rief freudig Frau Chochlakoff aus, indem sie zu Mitja zurückkehrte. „Das ist es, was ich suchte!“

Das war ein winziges, kleines, silbernes Heiligenbild an einer Schnur, wie man sie bisweilen zusammen mit dem Kreuzchen auf der bloßen Brust trägt.

„Das ist aus Kiew, Dmitri Fjedorowitsch“, fuhr sie mit Salbung fort. „Von den Reliquien der großen Märtyrerin Warwara. Erlauben Sie mir, daß ich es selber Ihnen um den Hals lege und Sie damit segne zu neuem Leben und neuen Taten!“

Und sie legte ihm tatsächlich das Heiligenbildchen um den Hals und begann es zurechtzurücken. Mitja beugte ein wenig den Nacken in großer Verwirrung und begann ihr zu helfen und rückte endlich das Heiligenbildchen durch die Krawatte und den Kragen auf die Brust.

„Sehen Sie, jetzt können Sie losfahren!“ sprach Frau Chochlakoff, indem sie sich wiederum feierlich auf ihren Platz setzte.

„Gnädige, ich bin so gerührt . . . und ich weiß nicht einmal, wie ich Ihnen danken soll . . . für solche Gefühle, aber . . . wenn Sie nur wüßten, wie kostbar mir jetzt meine Zeit ist! Diese Summe, die ich so sehr erwarte von Ihrer Großmut . . . O, meine Gnädige, wenn Sie schon so gütig sind, so rührend großmütig zu mir,“ rief in plötzlicher Eingebung Mitja, „so erlauben Sie mir Ihnen zu eröffnen . . . was Sie übrigens längst schon wissen . . ., daß ich hier ein Wesen liebe . . . Ich betrog Katja . . . Katharina Iwanowna, will ich sagen . . . O, ich war unmenschlich und ehrlos vor ihr, ich habe aber hier eine andere liebgewonnen . . ., ein Weib, Gnädige, das Sie vielleicht verachten, weil Sie schon alles wissen, die ich aber durchaus nicht zu verlassen vermag, unter keinen Umständen, und deshalb jetzt diese dreitausend . . .“

„Lassen Sie alles fahren, Dmitri Fjedorowitsch!“ unterbrach ihn im allerentschiedensten Tone Frau Chochlakoff, „lassen Sie alles fahren und vor allem die Weiber. Ihr Ziel — die Goldgruben, es hat aber keinen Sinn, Weiber dahin zu führen. Später, wenn Sie zurückkehren werden in Reichtum und Ruhm, werden Sie eine Freundin des Herzens finden in der allerhöchsten Gesellschaft. Das wird ein modernes Mädchen sein mit Kenntnissen und ohne Vorurteile. Zu dieser Zeit wird gerade die Frauenfrage reifen, die sich jetzt eben erhoben hat, und es wird das neue Weib auftreten . . .“

„Gnädige, das ist nicht das, nicht das . . .“ und Dmitri Fjedorowitsch faltete eben nur beschwörend seine Hände.

„Das ist gerade das, Dmitri Fjedorowitsch, gerade das, was Sie nötig haben, wonach Sie dürsten, ohne es selber zu wissen. Ich stehe durchaus nicht der jetzigen Frauenfrage fern, Dmitri Fjedorowitsch. Die Entwicklung der Frau und sogar ihre politische Rolle in der allernächsten Zukunft — das ist gerade vielmehr mein Ideal. Ich selber habe eine Tochter, Dmitri Fjedorowitsch, und von dieser Seite her kennt man mich wenig. Ich

schrieb aus dieser Veranlassung dem Schriftsteller Schtedrin. Dieser Autor hat mir so viel aufgeklärt, so viel aufgeklärt in der Berufung der Frau, daß ich ihm im vorigen Jahre einen anonymen Brief von nur zwei Zeilen sandte: „Ich umarme und küsse Sie, mein Schriftsteller, für die moderne Frau, fahren Sie fort!“ Und ich unterschrieb ‚Eine Mutter‘. Ich wollte erst unterschreiben ‚Eine moderne Mutter‘, und ich schwankte, ich blieb aber dabei, einfach ‚Eine Mutter‘ zu unterschreiben. Es ist mehr sittliche Schönheit darin, Dmitri Fjedorowitsch, ja, und das Wort ‚moderne‘ hätte ihn auch an den ‚Zeitgenossen‘ erinnern können – und das ist für sie eine bittere Erinnerung in Hinsicht auf die heutige Zensur . . . Ach, mein Gott, was ist denn mit Ihnen?“

„Gnädige,“ und Mitja sprang endlich auf und faltete vor ihr die Hände in ohnmächtiger Bitte, „Sie werden mich zwingen, zu weinen, Gnädige, wenn Sie das aufschieben werden, was Sie so großmütig . . .“

„Weinen Sie doch nur, Dmitri Fjedorowitsch, weinen Sie! Das sind wundervolle Gefühle . . . Ihnen steht ein solcher Weg bevor! Die Tränen werden Sie erleichtern, dann werden Sie zurückkehren und froh sein. Kommen Sie nur zu mir aus Sibirien herbeigeeilt, zu dem einen Zwecke, um sich mit mir zu freuen . . .“

„Aber erlauben Sie auch mir,“ brüllte plötzlich Mitja, „zum letzten Male beschwöre ich Sie, sagen Sie mir, kann ich von Ihnen heute diese versprochene Summe erhalten? Wenn aber nicht, wann soll ich dann ihretwegen vorsprechen?“

„Welche Summe denn, Dmitri Fjedorowitsch?“

„Die von Ihnen versprochenen Dreitausend . . ., die Sie so großmütig . . .“

„Dreitausend? Das heißt wohl Rubel? Ach nein, ich habe gar nicht dreitausend Rubel,“ sprach Frau Chochlakoff mit ganz ruhigem Staunen. Mitja erstarrte . . .

„Wie denn, Sie . . . eben . . . Sie sagten doch . . . Sie drückten sich sogar so aus, daß dies Geld gleich wie bei mir in der Tasche sei . . .“

„Ach nein, Sie haben mich nicht so verstanden, Dmitri Fjedorowitsch. Wenn dem so ist, so haben Sie mich eben nicht verstanden. Ich sprach von den Goldgruben. Freilich, ich versprach Ihnen mehr, unendlich mehr als Dreitausend, ich entsinne mich jetzt an alles, ich hatte aber einzig und allein die Goldgruben im Sinn.“

„Aber das Geld? Aber die Dreitausend?“ rief törichterweise Dmitri Fjedorowitsch aus.

„O, wenn Sie darunter Geld verstanden, so besitze ich solches gar nicht. Ich habe jetzt überhaupt kein Geld, Dmitri Fjedorowitsch, ich kämpfe gerade eben mit meinem Verwalter und habe selber erst dieser Tage fünfhundert Rubel bei Miussoff aufgenommen. Nein, nein. Geld habe ich nicht. Und wissen Sie, Dmitri Fjedorowitsch, wenn ich sogar welches hätte, so würde ich es Ihnen nicht geben. Erstens leihe ich niemandem Geld aus. Geld ausleihen heißt sich verzanfen. Ihnen aber, Ihnen besonders würde ich nichts geben. Weil ich es gut mit Ihnen meine, würde ich Ihnen nichts geben; um Sie zu erretten, würde ich Ihnen nichts geben, denn Ihnen ist bloß eines nötig: die Goldgruben, die Goldgruben und nochmals die Goldgruben!“

„O, daß doch der Teufel!“ brüllte plötzlich Mitja los und schlug aus aller Kraft mit der Faust auf den Tisch.

„Ei, ei!“ schrie die Chochlakoff in Schrecken auf und flog in die andere Ecke des Zimmers.

Mitja spuckte aus und ging mit raschen Schritten aus dem Zimmer, aus dem Hause, auf die Straße, in die Dunkelheit! Er schritt wie ein Gestörter dahin, indem er sich auf die Brust schlug, auf jene selbe Stelle seiner Brust, auf die er sich zwei Tage vorher vor Alescha geschlagen hatte, als er ihm zum letzten Male begegnet war, am Abend, in der Finsternis, auf

der Landstraße. Was aber dieses Sich-auf-die-Brust-schlagen „auf diese Stelle“ bedeutete, und worauf er damit hinweisen wollte — das war vorderhand noch ein Geheimnis, das niemand auf der Welt wußte, und das er damals nicht einmal Alescha eröffnet hatte. Aber in diesem Geheimnis war für ihn mehr beschlossen als nur Schande, war Untergang und Selbstmord beschlossen. Er hatte sich schon dazu entschlossen, wenn er sich nicht jene Dreitausend werde verschaffen können, um Katharina Iwanowna seine Schuld abzutragen, und damit von seiner Brust, „von jenem Teile seiner Brust“ die Schande zu nehmen, die er auf ihr trug, und die derart sein Gewissen bedrückte. Dies alles wird dem Leser in der Folge noch völlig klar werden. Jetzt aber, nachdem seine letzte Hoffnung geschwunden war, fing dieser so kräftige Mensch — er hatte sich kaum einige Schritte vom Hause der Chochlakoff entfernt — plötzlich zu weinen an wie ein kleines Kind. Er schritt dahin und wischte sich, ohne sich dessen bewußt zu werden, mit der Faust die Augen. So kam er auf den „Platz“, und plötzlich fühlte er, daß er auf irgend etwas mit seinem ganzen Körper gestoßen war. Es erklang der piepende Schrei eines alten Frauchens, das er beinahe umgeworfen hätte.

„Mein Gott, fast hast du mich getötet! Was schaust du denn nicht vor deine Füße, du Lump!“

„Wie, das sind Sie?“ schrie Mitja, nachdem er in der Dunkelheit das alte Frauchen erkannt hatte. Das war jene alte Dienerin, die dem Kusma Samsonoff aufwartete, und die Mitja gestern schon allzu sehr bemerkt hatte.

„Aber Sie selber, wer sind Sie denn, Väterchen?“ sprach schon mit völlig anderer Stimme die Greisin. „Ich kann Sie nicht erkennen in der Dunkelheit!“

„Sie wohnen bei Kusma Kusmitsch, Sie warten ihm auf?“

„Genau so, Väterchen, soeben bin ich nur zu Prochorutsch ge-

laufen... Ja, aber ich kann Sie immer noch nicht wiedererkennen."

„Sagen Sie, Mütterchen, ist Ugraphena Alexandrowna noch bei Ihnen?“ platzte Mitja heraus, außer sich vor Erwartung. „Vorher habe ich selber sie dahin begleitet.“

„Sie war da, Väterchen, sie ist gekommen, sie hat ein wenig gegessen und ist dann fortgegangen.“

„Wie? Fortgegangen?“ schrie Mitja. „Wann ist sie fortgegangen?“

„Ja, währenddessen ist sie auch fortgegangen, nur ein Minutenchen hat sie sich bei uns aufgehalten. Kusma Kusmitsch hat sie ein Märchen erzählt, sie hat ihn zum Lachen gebracht, ja, und dann ist sie fortgelaufen.“

„Du lügst, Verfluchte!“ brüllte Mitja.

„Ei!“ schrie das alte Frauchen, aber von Mitja war bereits jede Spur verschwunden, er lief, was er laufen konnte, zum Hause der Morosoff. Das war gerade um die Zeit, als Gruschenka eben nach Mokraje fortgefahren war, es war nicht mehr als eine Viertelstunde vergangen seit ihrer Abfahrt. Fenja saß mit ihrem Großmütterchen, der Köchin Matrjena, in der Küche, als plötzlich „der Kapitän“ hereingestürzt kam. Als Fenja ihn erblickte, schrie sie aus voller Kehle.

„Du schreiest?“ brüllte Mitja das Mädchen an; „wo ist sie?“ Bevor er aber noch der vor Schreck erstarrten Fenja die Zeit gelassen hatte, ein Wort zu antworten, warf er sich plötzlich ihr zu Füßen.

„Fenja, um unseres Herrn Christus willen, sage, wo ist sie?“

„Väterchen, nichts weiß ich, Täubchen Dmitri Sjedorowitsch, nichts weiß ich, und wenn Sie mich totschlagen werden, ich weiß nichts!“ beschwor immer wieder Fenja. „Selber haben Sie sie vorher abgeholt!“

„Sie ist zurückgekehrt!“

„Läubchen, sie ist nicht gekommen, ich schwöre bei Gott, sie ist nicht gekommen!“

„Du lügst!“ schrie Mitja. „Schon allein aus deinem Schrecken erkenne ich, wo sie ist!“

Er stürzte hinaus. Die erschreckte Fenja war froh, daß sie so leichten Kaufes davongekommen war, sie hatte aber wohl verstanden, daß er nur keine Zeit gehabt hatte, sonst hätte es ihr vielleicht schlimmer ergehen können. Als er aber im Davonlaufen war, hatte er gleichwohl sowohl Fenja wie auch die Greisin Matrjona in Staunen versetzt durch eine äußerst unerwartete Handlung. Auf dem Tische stand ein kupferner Mörser, und in ihm ein Stößel, ein nicht eben großer kupferner Stößel von nur einem Viertelmeter Länge. Als Mitja herauslief und schon mit einer Hand die Thür öffnete, nahm er mit der anderen, ohne haltzumachen, plötzlich den Stößel aus dem Mörser, steckte ihn sich in die Seitentasche und verschwand mit ihm.

„Ach mein Gott, er will jemanden totschlagen!“ rief Fenja und rang die Hände.

4

Im Dunkeln

Wo war er hingelaufen? Das versteht sich von selber: „Wo konnte sie denn sein, wenn nicht bei Fjedor Pawlowitsch? Von Samsonoff war sie auch direkt zu ihm hingelaufen, jetzt ist das schon klar. Die ganze Intrige, der ganze Betrug ist jetzt offenbar . . .“

Alles dies flog ihm wie ein Wirbelwind durch den Kopf. Auf den Hof zu Maria Kondratjewna lief er nicht an: „Dahin ist es nicht nötig, durchaus nicht nötig . . . damit nicht der geringste

Lärm entstehe . . . sogleich wird man es mitteilen und verraten. Maria Kondratjewna ist augenscheinlich mit in der Verschöderung, Smerdjakoff gleichfalls, alle sind sie bestochen!" Es kam ihm eine andere Idee: er umlief in einem großen Bogen, durch die Gasse, das Haus des Fjedor Pawlowitsch, durchlief die Dmitrowsche Straße, lief dann über das Brückchen und gelangte unmittelbar in eine einsame Gasse hinter den Häusern, die leer und unbewohnt von der einen Seite durch die Hecke des benachbarten Gemüsegeldes begrenzt war, von der andern Seite aber durch einen starken hohen Zaun, der rings um den Garten des Fjedor Pawlowitsch lief. Dort wählte er einen Platz aus, und es scheint denselben, an dem, der ihm bekannten Ueberlieferung nach, Lisaweta die Stinkende einstmals über den Zaun geklettert war. „Wenn schon jene hinüberklettern konnte,“ blitzte es ihm, Gott weiß weshalb, durch den Kopf, „wie werde dann ich nicht hinüberkommen?“ Und tatsächlich sprang er hinzu, und es glückte ihm augenblicklich, mit der Hand den obern Rand des Zaunes zu erfassen, dann zog er sich energisch in die Höhe, kletterte auf einmal hinauf und saß rittlings auf ihm. Dort in der Nähe im Garten stand ein kleines Badehaus, es waren aber vom Zaune aus auch die erleuchteten Fenster des Hauses zu sehen. „So ist es auch, beim Alten im Schlafzimmer ist Licht, sie ist dort!“ Und er sprang vom Zaune in den Garten herab. Wenn er auch wußte, daß Grigori krank war, und vielleicht auch Smerdjakoff tatsächlich krank sei, und daß niemand da sei, der ihn hören könne, so verbarg er sich dennoch instinktiv, er stand bewegungslos auf seinem Plage und begann zu lauschen. Aber überall war totes Schweigen, und wie absichtlich herrschte völlige Windstille, nicht das leiseste Lüftchen regte sich. „Und es flüsterte nur die Stille.“ Dieser Vers kam ihm aus irgendeinem Grunde in den Sinn. „Wenn nur niemand gehört hat, wie ich

hinübersprang: es scheint nicht!" Nachdem er eine kleine Weile stillgestanden hatte, schlich er leise durch den Garten, auf dem Grase, und da er die Bäume und Sträucher umging, ging er lange, indem er jeden Schritt zu verbergen suchte, und selber horchte er auf jeden seiner Schritte. Mehr als fünf Minuten brauchte er, um sich bis zum erleuchteten Fenster heranzuschleichen. Er entsann sich, daß dort, unmittelbar unter den Fenstern, einige große, hohe, dichte Holunder- und Maßholdersträucher standen. Die Ausgangstür aus dem Hause in den Garten von der linken Seite der Fassade war geschlossen, und er überzeugte sich davon absichtlich und sorgfältig im Vorübergehen. Endlich erreichte er auch die Büsche und versteckte sich hinter ihnen. Er hielt den Atem an. „Man muß jetzt abwarten," dachte er, „wenn sie meine Schritte vernahmen und jetzt lauschen, damit sie sich dann wieder beruhigen... Wenn ich nur nicht husteln und nicht niesen muß!"

Er wartete zwei Minuten, aber sein Herz schlug furchtbar, und in manchen Augenblicken verlor er fast den Atem. „Nein, das Herzklopfen wird nicht vorübergehen," dachte er, „ich kann nicht länger warten." Er stand hinter dem Gebüsch im Schatten; die vordere Seite des Gebüsches war vom Fenster her erleuchtet. „Wie sind die Maßholderbeeren so rot!" murmelte er, ohne zu wissen, weshalb. Leise, mit einzelnen, unhörbaren Schritten trat er zum Fenster hin und erhob sich auf die Fußspitzen. Das ganze kleine Schlafzimmer des Fjedor Pawlowitsch lag vor ihm wie auf seiner Handfläche. Es war kein großes Zimmer, ganz abgeteilt in der Quere mit roten Schirmchen, „chinesischen", wie sie Fjedor Pawlowitsch nannte. „Die chinesischen," kam es dem Mitja in den Sinn, „aber hinter den Schirmen ist Gruschenska!" Er begann Fjedor Pawlowitsch zu betrachten. Der war in seinem neuen, gestreiften, seidenen Schlafrockchen, das Mitja noch niemals an ihm gesehen hatte, und das umgürtet war

mit einer seidenen Schnur mit Quasten. Aus dem Schlitze des Schlafrocks schaute elegante, saubere Wäsche hervor, ein feines holländisches Hemd mit goldenen Knöpfen. Auf dem Kopfe trug Fjedor Pawlowitsch denselben roten Verband, den Mescha an ihm gesehen hatte. „Er hat sich herausgepußt“, dachte Mitja. Fjedor Pawlowitsch stand beim Fenster, augenscheinlich in Gedanken verloren. Plötzlich erhob er den Kopf, lauschte ein ganz klein wenig, und da er nichts gehört hatte, ging er zum Tische, goß sich aus einer Karaffe ein halbes Gläschen Kognak ein und trank es aus. Dann seufzte er aus voller Brust, stand wiederum ein Weilchen da, ging zerstreut zum Spiegel, der an der Zwischenwand hing, hob mit der rechten Hand ein wenig den roten Verband von der Stirne und begann seine blauen Flecke und wunden Stellen zu betrachten, die noch immer nicht verschwunden waren. „Er ist allein,“ dachte Mitja, „aller Wahrscheinlichkeit nach ist er allein.“ Fjedor Pawlowitsch ging vom Spiegel fort, wandte sich plötzlich zum Fenster hin und schaute hinaus in den dunklen Garten. Mitja sprang augenblicklich in den Schatten zurück.

„Sie ist vielleicht bei ihm hinter den Schirmen, vielleicht schläft sie schon.“ Dieser Gedanke gab ihm einen Stich ins Herz. Fjedor Pawlowitsch ging vom Fenster fort. „Da schaut er durchs Fenster nach ihr aus, sie ist demnach nicht dort; was hat er denn sonst in die Finsternis zu blicken? . . . Die Ungeduld, heißt das, verzehrt ihn . . .“ Mitja sprang sogleich wieder heran und begann wiederum ins Fenster zu schauen. Der Greis saß schon vor dem Tischchen, augenscheinlich in niedergeschlagener Stimmung. Endlich stützte er sich auf und legte die rechte Handfläche an die Wange. Mitja schaute mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Allein, allein!“ bekräftigte er wiederum. „Wenn sie dort wäre, würde er ein anderes Gesicht machen.“ Seltsam: es kochte in seinem Herzen plötzlich ein unsinniger und wahrhaft erstaun-

sicher Ärger darüber, daß sie nicht dort war. „Nicht darüber, daß sie nicht dort ist,“ erklärte und antwortete sich selber Mitja sogleich schon, „vielmehr darüber, daß ich durchaus nicht bestimmt erfahren kann, ob sie dort ist oder nicht.“ Mitja entsann sich später selber, daß sein Geist in diesem Augenblick ungewöhnlich klar war und alles bis zur letzten Einzelheit sich vorstellte, jeden kleinen Zug erfaßte. Aber der Unmut, der Unmut darüber, nichts Bestimmtes zu wissen und unentschlossen zu sein, wuchs in seinem Herzen mit übermäßiger Schnelligkeit. „Ist sie endlich hier oder nicht?“ fragte er sich, und sein Herz schäumte vor Zorn. Und er entschloß sich plötzlich, streckte die Hand aus und klopfte leise an den Rahmen des Fensters. Er klopfte das Zeichen, das der Greis mit Smerdjakoff verabredet hatte: die beiden ersten Male leiser, dann aber dreimal rascher: tuß, tuß, tuß — das Zeichen, das bedeutet: Gruschenka ist gekommen. Der Greis fuhr zusammen, erhob seinen Kopf, sprang rasch auf und stürzte zum Fenster hin. Mitja sprang in den Schatten zurück. Fjedor Pawlowitsch öffnete das Fenster und steckte den Kopf heraus.

„Gruschenka, du, du, bist du es?“ sprach er in zittrigem Halbgelüster. „Wo bist du, Mütterchen, Engelnchen, wo bist du?“ Er war in furchtbarer Erregung, er leuchte.

„Er ist allein!“ entschied Mitja.

„Wo bist du denn?“ rief wiederum der Greis und steckte seinen Kopf noch weiter heraus, er beugte ihn mit den Schultern heraus, indem er sich nach allen Seiten umsah, nach rechts und nach links. „Komm hierher; ich habe ein Geschenkchen vorbereitet, komm, ich werde es dir zeigen!“

„Da meint er das Paket mit den Dreitausend!“ dachte Mitja.

„Ja, wo bist du denn? . . . Bist du etwa bei der Thür? Sogleich werde ich öffnen . . .“

Und der Greis wäre fast aus dem Fenster geklettert, indem er nach rechts zur Seite schaute, wo die in den Garten führende Tür war, und sich bemühte, die Gegenstände in der Dunkelheit zu erkennen. Nach einer Sekunde wäre er zweifellos gelaufen, die Tür zu öffnen, auch ohne die Antwort der Gruschenka abzuwarten. Mitja schaute von der Seite und rührte sich nicht. Das ganze ihm so widerliche Profil des Alten, sein herunterhängender Adamsapfel, seine krumme Nase, seine in wollüstiger Erwartung lächelnden Lippen, alles das war grell beleuchtet durch das schräge Licht der Lampe von links her aus dem Zimmer. Eine furchtbare, rasende Wut kochte plötzlich im Herzen des Mitja auf: „Da ist er ja, mein Nebenbuhler, mein Peiniger, der Duldgeist meines Lebens!“

Das war ein Anfall jenes plötzlichen, rachsüchtigen und rasenden Zornes, von dem er, gleichsam ihn vorausführend, Alescha bei seinem Zusammensein mit ihm vor vier Tagen erzählt hatte, als er auf die Frage Aleschas antwortete: „Wie kannst du denn sagen, daß du den Vater töten wirst?“

„Ich weiß es ja nicht, ich weiß es nicht“, hatte er damals geantwortet. „Vielleicht werde ich ihn nicht totschlagen, vielleicht werde ich es aber doch tun. Ich fürchte, daß er mir plötzlich verhasst sein wird ‚durch sein Gesicht in dieser selben Minute‘. Ich hasse seinen Adamsapfel, seine Nase, seine Augen, sein schamloses Lächeln. Ich empfinde persönlichen Widerwillen. Das ist es, was ich fürchte, da werde ich mich dann nicht halten können . . .“

Der persönliche „Widerwille“ wuchs in unerträglicher Weise. Mitja verlor schon alle Überlegung und nahm plötzlich den kupfernen Stößel aus der Tasche . . .

„Gott“, so sagte später Mitja selber, „hat mich damals behütet!“ Gerade zu dieser Zeit erwachte nämlich auf seinem

Bette der franke Grigori Basiljewitsch. Gegen Abend desselben Tages hatte er sich der bekannten Kur unterzogen, von der Smerdjakoff dem Iwan Fjedorowitsch erzählt hatte, das heißt: er hatte sich am ganzen Körper mit Hilfe seiner Gattin mit Schnaps eingerieben, einem ganz bestimmten geheimen und äußerst kräftigen Aufguß, den Rest davon hatte er dann ausgetrunken, während die Gattin ein ganz bestimmtes Gebet über ihm geflüstert hatte, und er hatte sich dann schlafen gelegt. Marpha Ignatjewna hatte gleichfalls davon gekostet, und da sie sonst niemals trank, war sie an der Seite des Gatten in einen todähnlichen Schlaf verfallen. Aber da war völlig unerwarteterweise Grigori plötzlich in der Nacht erwacht, hatte sich eine Minute gesammelt und sich dann, obgleich er sogleich wiederum einen brennenden Schmerz im Kreuz empfand, auf seinem Bette erhoben. Darauf hatte er etwas nachgedacht, war aufgestanden und hatte sich rasch angekleidet. Vielleicht quälten ihn Gewissensbisse darum, daß er schlafe und das Haus ohne Wächter sei „zu einer so gefährlichen Zeit“. Smerdjakoff, völlig entkräftet durch seinen Fallsuchtsanfall, lag bewegungslos in einer andern Stube. Marpha Ignatjewna rührte sich nicht: „Schwach ist das Weib geworden“, dachte Grigori Basiljewitsch, indem er auf sie schaute, und er schritt ächzend zur Eingangstür. Natürlich wollte er nur von der Schwelle aus einen Blick werfen, denn er hatte nicht die Kraft zu gehen, seine Schmerzen im Kreuz und im rechten Bein waren unerträglich. Da fiel es ihm aber gerade ein, daß er die in den Garten führende Pforte am Abend nicht verschlossen hatte. Er war der genaueste Mensch auf der Welt, der Mann der einmal festgesetzten Ordnung und langjähriger Gewohnheiten. Hinkend und sich krümmend vor Schmerz, schritt er von der Eingangstreppe hinab und wandte sich nach dem Garten. Und so ist es auch: die Pforte ist sperrweit offen. Mechanisch

schrift er in den Garten: vielleicht hatte er irgend etwas zu sehen geglaubt, vielleicht hatte er irgendwelchen Laut gehört. Als er aber nach links schaute, sah er im Schlafzimmer seines Herrn das geöffnete Fenster, das schon verlassen war: es blickte niemand mehr aus ihm hinaus. „Weshalb ist es offen? Jetzt ist doch nicht Sommer!“ dachte Grigori. Und plötzlich, in demselben Augenblick, zeigte sich, gerade vor ihm im Garten, etwas Ungewöhnliches: es war so, als ob vierzig Schritte vor ihm in der Dunkelheit ein Mensch laufe, wenigstens bewegte sich äußerst rasch ein unbestimmter Schatten. „Mein Gott!“ sprach Grigori, und ohne sich zu fragen, was er tue, und ohne an seine Kreuzschmerzen zu denken, lief er, dem Fliehenden den Weg abzuschneiden. Er wählte einen näheren Weg, der Garten war ihm offenbar besser bekannt als dem Laufenden; der aber wandte sich zum Badehäuschen, lief um das Häuschen herum und stürzte nach der Mauer zu . . . Grigori folgte ihm, ohne ihn aus den Augen zu verlieren, und lief, ohne an sich selber zu denken. Er erreichte den Zaun gerade in dem Augenblick, als der Flüchtling ihn bereits überklettert hatte. Außer sich brüllte Grigori los, stürzte hin und hing sich mit beiden Händen an das Bein des Fliehenden.

So ist es denn auch, seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, er erkannte ihn, das war er, „das Ungeheuer von Watermörder!“

„Watermörder!“ schrie der Greis, so daß es in der ganzen Umgebung widerhallte. Aber weiter vermochte er nichts zu schreien: er fiel plötzlich zu Boden, wie vom Blitz getroffen. Mitja sprang wiederum in den Garten und beugte sich über den Liegenden. In der Hand hielt Mitja den kupfernen Stößel und warf ihn mechanisch nach dem Rasen zu. Der Stößel fiel zwei Schritte vor Grigori nieder, aber nicht ins Gras, vielmehr auf den Fußweg, auf die allersichtbarste Stelle. Einige Augenblicke betrachtete Mitja den vor ihm Liegenden. Der Kopf des Greises war

blutbedeckt; Mitja streckte die Hand aus und begann ihn zu betasten. Er erinnerte sich später genau daran, daß es ihn in diesem Augenblicke furchtbar danach verlangt habe, sich völlig zu überzeugen, ob er dem Greis den Schädel eingeschlagen oder ihn nur „betäubt“ habe durch den Hieb mit dem Stößel über den Kopf. Aber das Blut floß, floß furchtbar und überströmte mit heißem Strahl die zitternden Finger des Mitja. Er erinnerte sich später deutlich, daß er damals sein neues weißes Taschentuch aus der Tasche nahm (er hatte es zu sich gesteckt, als er zu Frau Chochlajoff ging) und es dem Greise an den Kopf hielt, indem er sich völlig zweckloserweise bemühte, ihm das Blut von der Stirne und vom Gesicht abzuwischen. Aber auch das Taschentuch war augenblicklich ganz vom Blut durchtränkt. „Mein Gott, ja, wozu habe ich denn das getan?“ kam es plötzlich Mitja zum Bewußtsein; „wenn ich ihm schon den Schädel eingeschlagen habe, wie soll ich das nun ansehen? . . . Ja, und ist das jetzt nicht alles einerlei?“ fügte er plötzlich hoffnungslos hinzu. „Habe ich ihn totgeschlagen, so habe ich ihn eben totgeschlagen . . . Es hat den Greis getroffen, und so mag er nun liegen!“ sprach er laut, und plötzlich stürzte er zum Zaune hin, sprang herüber auf die Gasse und fing an zu laufen. Das blutdurchtränkte Taschentuch hielt er zusammengedrückt in der rechten Faust, und er steckte es dann im Laufen in die hintere Tasche seines Überrocks. Er lief blindlings voran, und einige wenige Passanten, die ihm im Dunkeln begegneten, entsannen sich dann, daß sie in jener Nacht einem rasend laufenden Menschen begegnet seien. Er „flog“ wiederum ins Haus Morosoff. Vorhin, sogleich nach seinem Fortgange, war Fenja zum Oberhausknecht Nasar Iwanowitsch gestürzt und hatte ihn „um Christi willen“ zu biten begonnen, er möchte doch den Kapitän nicht mehr hineinlassen, weder heute noch morgen. Nasar Iwanowitsch hatte sie

angehört und sich einverstanden erklärt, sich aber unglücklicherweise nach oben, zur Herrin, begeben, wohin man ihn plötzlich gerufen hatte; und als er unterwegs seinen Neffen traf, einen zwanzigjährigen Burschen, der erst unlängst vom Dorfe gekommen war, hatte er dem gesagt, er solle auf dem Hofe wachen, er hatte aber ganz vergessen, ihm hinsichtlich des Kapitäns Verhaltensmaßregeln zu geben. Als Mitja bis zum Tore gelaufen war, klopfte er an. Der Bursche erkannte ihn sogleich, öffnete ihm die Pforte, ließ ihn ein und beeilte sich, lustig lachend, ihm im voraus mitzuteilen: „Agraphena Alexandrowna ist ja jetzt gar nicht zu Hause!“

„Wo ist sie denn, Prochor?“ sprach Mitja und blieb plötzlich stehen.

„Sie ist vorhin fortgefahren, vor zwei Stunden, mit dem Timophei nach Mokroje.“

„Wozu?“ schrie Mitja.

„Das kann ich nicht wissen, zu irgendeinem Offizier, irgendwer hat sie gerufen, von dort hat man auch die Pferde gesandt . . .“

Mitja ließ ihn stehen und lief wie ein Verrückter zu Jenja.

5

Die plötzliche Entscheidung

Die saß in der Küche mit ihrer Großmutter. Beide waren eben im Begriffe, sich schlafen zu legen. Da sie sich auf Nasar Iwanowitsch verließen, hatten sie sich wiederum nicht von innen abgeschlossen. Mitja lief herein, warf sich auf Jenja und faßte sie fest an der Kehle.

„Sag sogleich, wo sie ist! Mit wem ist sie in Mokroje?“ brüllte er außer sich.

Beide Frauen kreischten auf.

„Ach, ich werde es sagen! Ach, Täubchen, Dmitri Fjedorowitsch, sogleich will ich alles sagen, nichts werde ich verheimlichen!“ schrie in eiligem Geplapper die zum Tode erschrockene Fenja, „sie ist nach Mokroje zum Offizier gefahren!“

„Zu welchem Offizier?“ brüllte Mitja.

„Zu dem Offizier von vordem, zu jenem selbst, zu ihrem früheren, der vor fünf Jahren war, sie im Stiche ließ und davonging!“ fuhr mit dem gleichen raschen Geplapper Fenja fort.

Mitja ließ die Hände sinken, mit denen er ihr eben noch die Kehle zugeedrückt hatte. Er stand vor ihr, bleich wie ein Toter und ohne ein Wort zu sagen, aber an seinen Augen sah man, daß er alles auf einmal begriffen hatte, alles, alles auf einmal hatte er begriffen, von den halben Andeutungen an bis zur letzten Einzelheit, und alles hatte er erraten. Natürlich stand der armen Fenja der Sinn nicht danach, in diesem Augenblicke zu beobachten, ob er verstanden habe oder nicht. So wie sie auf dem Koffer gesessen hatte, als er hereinlief, so blieb sie auch jetzt sitzen; sie zitterte am ganzen Leibe und streckte die Hände vor sich hin, als ob sie sich schützen wolle, so war auch sie erstarrt in dieser Lage. Mit erschrockenen, vor Furcht erweiterten Pupillen sog sie sich förmlich in ihn ein, ohne sich zu rühren. Bei alledem waren aber auch noch gerade Mitjas beide Hände mit Blut besleckt. Unterwegs, als er lief, mußte er wohl seine Stirn berührt haben, indem er sich den Schweiß von seinem Gesicht abwischte, so daß auf der Stirn und auf der rechten Wange rote Flecke geblieben waren von verschmiertem Blute. Fenja hätte auf der Stelle einen hysterischen Anfall bekommen können, auch die greise Köchin war aufgesprungen und schaute wie eine Berrückte drein — sie hatte fast das Bewußtsein verloren. Dmitri Fjedorowitsch stand wohl eine Minute ohne Bewegung, und plötzlich ließ er sich mechanisch neben Fenja auf einen Stuhl nieder.

Er saß da, und es schien nicht so, als ob er sich eine klare Vorstellung mache, er war vielmehr wie vom Schreck gelähmt, genau so, als ob er von einem Starrkrampf befallen sei. Alles war aber klar wie der Tag: dieser Offizier, er wußte von ihm, er wußte ja ganz genau alles, er wußte es von Gruschenka selber, er wußte, daß er vor einem Monat einen Brief geschickt hatte. Das heißt also, einen Monat, einen ganzen Monat zog sich bereits diese Sache hin — sorgfältig geheimgehalten vor ihm — bis eben zur heutigen Ankunft dieses neuen Menschen, er aber hatte nicht einmal an ihn gedacht! Aber wie konnte er denn, wie konnte er denn nur nicht an ihn denken? Weshalb hatte er denn damals sogleich diesen Offizier vergessen, als er nur eben von ihm erfahren hatte? Das war die Frage, die vor ihm stand geradezu wie ein Ungeheuer. Und er betrachtete dieses Ungeheuer tatsächlich mit Schrecken. Es war ihm eiskalt geworden vor Grausen.

Plötzlich aber begann er, leise und sanft wie ein stilles und freundliches Kind, mit Fenja zu sprechen, gleich als ob er völlig vergessen habe, daß er sie eben erst erschreckt, beleidigt und gequält hatte. Er begann plötzlich mit außerordentlicher und in seiner Lage sogar erstaunlicher Genauigkeit Fenja auszufragen. Aber wengleich Fenja auch ängstlich auf seine blutigen Hände schaute, so machte sie sich gleichfalls mit unglaublicher Willigkeit und Eile daran, ihm auf jede Frage zu antworten, es war sogar so, als ob sie sich beeile, ihm die ganze „wahrhaftige“ Wahrheit darzulegen. Allmählich begann sie sogar mit einer gewissen Freudigkeit alle Einzelheiten auseinanderzusetzen, und das durchaus nicht in der Absicht, ihn zu quälen, vielmehr gleich wie in dem Bestreben, ihm aus allen Kräften von Herzen dienstbar zu sein. Bis zur letzten Einzelheit erzählte sie ihm den Verlauf des ganzen heutigen Tages, den Besuch des Rakitin und des Alescha, wie sie, Fenja, auf der Lauer gestanden habe, wie

die Herrin abgefahren sei, und daß sie zum Fenster hinaus Mescha einen Gruß an ihn, Mitinka, aufgetragen habe, und daß er „ewig sich erinnern solle, wie sie ihn ein Stündchen geliebt habe“. Als Mitja von diesem Gruße erfuhr, lächelte er plötzlich, und auf seinen bleichen Wangen loderte eine Röte auf. Fenja sagte ihm in derselben Minute, schon ohne sich im geringsten wegen ihrer Neugierde zu fürchten:

„Was haben Sie denn für Hände, Dmitri Fjedorowitsch? Sie sind ja ganz voll Blut!“

„Ja“, antwortete mechanisch Mitja, er blickte zerstreut auf seine Hände und vergaß sogleich sie und die Frage Fenjas. Er verfiel wiederum in Schweigen. Schon zwanzig Minuten waren vergangen, seit er hergelaufen war. Sein Schrecken von vorhin war vorüber, aber offenbar beherrschte ihn schon völlig irgendein neuer, unerschütterlicher Entschluß. Er erhob sich plötzlich und lächelte gedankenvoll.

„Gnädiger Herr, was ist denn da mit Ihnen vorgefallen?“ sprach Fenja, indem sie ihn wiederum auf seine Hände hinwies — sie sagte das aus Mitleid, gleich als ob sie ihm jetzt, in seinem Kummer, das allernächststehende Wesen sei.

Mitja blickte wiederum auf seine Hände.

„Das ist Blut, Fenja“, sprach er, indem er mit seltsamem Ausdruck auf sie hinschaute. „Da ist Menschenblut geflossen! Aber . . . Fenja . . . da ist ein Gartenzaun (er blickte auf sie, als ob er ihr ein Rätsel aufgabe), ein hoher Gartenzaun und furchtbar anzuschauen, aber . . . morgen bei Tagesgrauen, wenn ‚die Sonne auffliegen wird‘, wird Mitinka über diesen Zaun springen . . . Du verstehst nicht, Fenja, was das für ein Zaun ist, nun ja, das hat nichts zu bedeuten . . . das ist einerlei, morgen wirst du es erfahren und alles begreifen . . . jetzt aber lebe wohl! Ich werde nicht im Wege stehen und werde mich beiseite drücken, ich werde

es verstehen, zu verschwinden. Lebe du nur, meine Freude . . . Du hast mich ein Stündchen geliebt, so erinnere dich denn auch auf ewig an Mitenka Karamasoff . . . Sie nannte mich doch immer Mitenka, entsinnst du dich?"

Und mit diesen Worten verließ er plötzlich die Küche. Fenja aber erschrak über seinen Weggang fast noch mehr, wie sie sich erschreckt hatte, als er vorhin gelaufen kam und sich auf sie stürzte.

Genau zehn Minuten später kam Dmitri Fjedorowitsch zu jenem jungen Beamten, Peter Iljitsch Perchotin, bei dem er seine Pistolen versteckt hatte. Es war schon halb neun; Peter Iljitsch hatte zu Hause Tee getrunken und gerade seinen Rock wieder angezogen, um in das Wirtshaus „Zur Hauptstadt“ zu gehen und dort Billard zu spielen. Mitja traf ihn beim Ausgang. Jener erblickte ihn und sein mit Blut beslecktes Gesicht und schrie nur so auf:

„Mein Gott! Ja, was ist denn mit Ihnen?“

„Sehen Sie,“ sprach Mitja, „ich bin gekommen, meine Pistolen zu holen, und habe Ihnen das Geld gebracht. Mit vielem Dank! Ich eile, Peter Iljitsch, bitte, beeilen auch Sie sich!“

Peter Iljitsch erstaunte sich immer mehr. In den Händen des Mitja erschaute er plötzlich ein Bündel Geldscheine, und die Hauptsache, Mitja hielt dieses Geldbündel und ging mit ihm so, wie niemand sonst Geld hält und niemand sonst mit Geld in der Hand geht: alle Geldscheine trug er in der rechten Hand, gleich als ob er sie zeigen wollte, indem er die Hand gerade vor sich hinstreckte. Ein Knabe, der Diener des Beamten, der Mitja im Vorzimmer begegnet war, sagte später aus, Mitja sei so, mit dem Geld in der Hand, auch ins Vorzimmer gekommen, demnach hatte er es auch auf der Straße immer ebenso in der rechten Hand vor sich hin getragen. Die Scheine waren alle zu hundert Rubel, regenbogenfarbene, und er hielt sie in blut-

befleckten Fingern. Peter Iljitsch hat späterhin, als ihn gewisse Persönlichkeiten, die dafür Interesse hatten, fragten, wieviel Geld es gewesen sei, erklärt, es sei damals schwer gewesen, dies auf den bloßen Augenschein hin abzuschätzen, vielleicht seien es zwei-, vielleicht auch dreitausend Rubel, der Haufe sei aber beträchtlich gewesen, fest zusammengedrückt. Dmitri Fjedorowitsch aber war selber, wie er gleichfalls später ausagte, „wie gar nicht bei sich gewesen“, zwar nicht betrunken, aber wie in einem verzückten Zustand, sehr zerstreut, dabei aber auch wiederum wie in sich gefehrt, gleich als ob er über etwas nachdenke und sich dabei anstrengte, es aber doch nicht zu entscheiden vermöge. „Er eilte sehr, er antwortete barsch und sehr seltsam, in manchen Augenblicken schien es, als ob er überhaupt keinen Kummer hege, vielmehr sogar heiter sei.“

„Ja, was ist mit Ihnen, was ist denn mit Ihnen jetzt los?“ schrie wiederum Peter Iljitsch, indem er verstört den Gast betrachtete. „Wie haben Sie sich denn da so mit Blut besudelt? Sind Sie etwa gefallen? Sehen Sie doch!“ Er faßte ihn am Arm und führte ihn vor den Spiegel. Als Mitja sein mit Blut beflecktes Antlitz erschaute, fuhr er zusammen und verzog finster sein Gesicht.

„Ach der Teufel! Das hat gerade noch gefehlt!“ brummte er zornig vor sich hin, legte rasch die Geldscheine aus der rechten Hand in die linke und zog krampfhaft das Taschentuch aus der Rocktasche. Aber auch das Taschentuch erwies sich ganz voll Blut (mit diesem Tuche hatte er Grigori Kopf und Gesicht abtrocknen wollen), es war fast kein einziges weißes Fleckchen an ihm, und es hatte zwar nicht zu trocknen angefangen, es war nur wie zu einem Ballen zusammengeklebt und wollte sich nicht auseinanderfalten lassen. Mitja schleuderte es wütend zu Boden.

„Ach Teufel! Haben Sie nicht irgendeinen Lappen, um mich zu säubern?“

„Sie haben sich also nur beschmiert und sind gar nicht verwundet? So werden Sie schon besser tun, sich zu waschen“, antwortete Peter Iljitsch. „Da ist der Waschtisch. Ich werde Ihnen Wasser übergießen!“

„Der Waschtisch? Das ist gut . . . wo werde ich nur dies hintun?“ Und er wies in einer schon völlig seltsamen Ratlosigkeit Peter Iljitsch auf sein Bündel Hundertrubelscheine hin, gleich als ob der zu entscheiden habe, wo er sein eigenes Geld hintun solle.

„Stecken Sie es doch in die Tasche, oder legen Sie es hierher auf den Tisch; es wird schon nicht fortkommen!“

„In die Tasche? Ja, in die Tasche! Das ist schön . . . Nein, sehen Sie, alles das ist ja Unsinn!“ schrie Mitja, gleich als ob er sich plötzlich von seiner Benommenheit befreit habe. „Sehen Sie: wir wollen zuerst diese Angelegenheit regeln, das heißt das mit den Pistolen, Sie geben sie mir zurück, und da ist auch Ihr Geld . . . denn ich habe sie sehr, sehr nötig . . . und Zeit, Zeit habe ich nicht einen Augenblick . . .“

Und er nahm von dem Papiergeldebündel den obersten Hundertrubelschein und streckte ihn dem Beamten hin.

„Ja, ich werde aber nichts zum Herausgeben haben“, bemerkte jener. „Haben Sie nicht kleinere Scheine?“

„Nein“, sprach Mitja, indem er wiederum auf den Geldhaufen hinblickte und, gleich als ob er seinen Worten nicht traute, prüfte er mit den Fingern zwei, drei Scheine von oben. „Nein, alle sind sie so!“ fügte er hinzu und schaute wiederum fragend auf Peter Iljitsch.

„Ja, woher sind Sie denn auf einmal so reich geworden?“ fragte jener. „Halt, ich werde meinen Jungen zu den Plotnikoffs schicken, die schließen spät — ob sie nicht wechseln werden. He, Mischka!“ schrie er ins Vorzimmer.

„In die Bude zu den Plotnikoffs — das trifft sich ja ganz herr-

lich!" schrie auch Mitja, gleich als ob er von irgendeinem Gedanken erleuchtet sei. „Mischa," wandte er sich an den eintretenden Knaben, „siehst du, laufe zu den Plotnikoffs und sage, daß Dmitri Fjedorowitsch sie grüßen läßt und sogleich selber kommen wird . . . Ja, höre, höre nun: sie möchten bis zu seiner Ankunft Champagner vorbereiten, so etwa drei Duzend Flaschen, ja, und so verpacken wie damals, als er nach Mokroje fuhr . . . Ich habe damals vier Duzend bei ihnen genommen (wandte er sich plötzlich an Peter Iljitsch), sie wissen schon, sei ohne Sorge, Mischa", wandte er sich wiederum an den Knaben. „Ja, höre: Käse soll auch dabei sein, Straßburger Pastete, geräucherte Blausfeldchen, Schinken, Kaviar, nun und alles, alles, was sie nur haben, so zu hundert oder hundertzwanzig Rubel, wie es vor dem war . . . Ja, höre: sie möchten die Süßigkeiten nicht vergessen, Konfekt, Birnen, Wassermelonen zwei oder drei, oder vier — nein, nein, Wassermelonen ist eine genug, aber Schokolade, Eisbonbons, Drops, Schmandbonbons — nun alles, was sie damals für mich nach Mokroje einpackten, mit dem Champagner zusammen soll es dreihundert Rubel ausmachen . . . Nein, es soll auch jetzt genau so sein wie damals. Ja, behalte das, Mischa, wenn du Mischa bist . . . Man nennt ihn doch Mischa?" wandte er sich wiederum an Peter Iljitsch.

„Ja, halten Sie einmal," unterbrach ihn Peter Iljitsch, der ihn mit Unruhe anhörte und anschaute, „Sie werden besser schon selber hingehen und dann alles dies ausrichten, er wird sonst alles durcheinander werfen."

„Er wird das, ich sehe, daß er das tun wird. Ach, Mischa, ich aber wollte dir schon einen Kuß geben für die Besorgung . . . Wenn du alles richtig ausrichtest, so sind zehn Rubel für dich, spring rasch . . . Champagner, das ist die Hauptsache, daß sie Champagner herbeischaffen, ja, und auch Kognak, ja, und Rot-

wein und Weißwein, alles von dem wie damals . . . Sie wissen schon, wie es damals war."

"Ja, so hören Sie doch!" unterbrach ihn diesmal schon mit Ungeduld Peter Iljitsch. "Ich sage doch: er soll nur Geld wechseln laufen und sagen, sie möchten noch nicht schließen, Sie werden dann schon selbst hingehen und alles bestellen . . . Geben Sie nur Ihren Schein! Marsch, Mischka, einen Fuß dort, einen hier!"

Peter Iljitsch hatte, scheint es, absichtlich den Mischka rascher fortgeschickt, weil der noch immer so vor dem Gaste stand wie im Anfang: die weitaufgerissenen Augen auf sein blutiges Gesicht gerichtet und auf die blutbesleckten Hände mit dem Geldbündel in den zitternden Fingern. Den Mund hielt der Knabe dabei weit geöffnet vor Staunen und Schrecken, und so hatte er denn auch wahrscheinlich wenig verstanden von alledem, was ihm Mitja aufgetragen hatte.

"Nun, jetzt wollen wir uns waschen gehen!" sprach barsch Peter Iljitsch. "Legen Sie das Geld auf den Tisch, oder stecken Sie es in die Tasche . . . So . . . gehen wir. Ja, nehmen Sie doch Ihren Rock ab!"

Und er begann ihm zu helfen, seinen Rock auszuziehen – und da schrie er plötzlich wieder auf.

"Sehen Sie doch, auch Ihr Rock ist mit Blut besleckt!"

"Das . . . das ist nicht der Rock. Nur ein wenig ist dort am Armel . . . Aber dies hier ist nur da, wo das Taschentuch lag. Aus der Tasche ist es durchgesickert. Ich habe mich bei Jenja auf mein Taschentuch gesetzt, das Blut ist denn auch durchgesickert", erklärte sogleich mit ganz erstaunlicher Zutraulichkeit Mitja. Peter Iljitsch hörte zu und runzelte die Stirn.

"Das haben Sie aber geschickt gemacht. Sie haben wohl mit irgendwem gerauft?" brummte er.

Man begann sich zu waschen. Peter Iljitsch hielt den Waschkrug und goß Mitja Wasser über die Hände. Mitja eilte und hatte sich seine Hände schlecht eingeseift. (Seine Hände zitterten, wie sich später Peter Iljitsch entsann.) Peter Iljitsch hieß ihn sogleich sich besser einseifen und mehr zu reiben. Es war, als ob er irgendwie Übergewicht über Mitja erlangt hatte in dieser Minute, und das mehr und mehr. Bemerken wir übrigens: dieser junge Mann war nicht schüchternen Charakters.

„Sehen Sie doch, Sie haben sich unter den Nägeln nicht abgeseift; nun, jetzt reiben Sie sich das Gesicht, so hier: an den Schläfen, beim Ohre . . . Sie werden in diesem Hemde auch fahren? Wohin fahren Sie denn da? Sehen Sie doch, der ganze Aufschlag des rechten Armels ist voll Blut!“

„Ja, er ist voll Blut“, bemerkte Mitja, indem er den Aufschlag seines Hemdes betrachtete.

„So wechseln Sie doch Ihre Wäsche.“

„Ich habe keine Zeit. Ich werde aber so, so, sehen Sie . . .“ fuhr mit der gleichen Zutraulichkeit Mitja fort, indem er schon mit dem Handtuch Gesicht und Hände abtrocknete und dann seinen Rock anzog, „ich werde so hier den Rand meines Armels einbiegen, er wird auch gar nicht zu sehen sein unter dem Rock . . . Sehen Sie!“

„Sagen Sie jetzt doch endlich, wo haben Sie das angestellt? Haben Sie etwa gerauft mit irgendwem? Nicht etwa wiederum im Wirtshause wie damals? Haben Sie nicht etwa wiederum mit dem Kapitän gerauft, ihn wie damals geschlagen und am Bart gezerrt?“ sprach gleichfalls vorwurfsvoll Peter Iljitsch. „Wen haben Sie sonst noch geprügelt . . . oder am Ende noch gar totgeschlagen?“

„Unsinn!“ brummte Mitja.

„Wie denn Unsinn?“

„Es ist nicht nötig“, sprach Mitja und lächelte plötzlich. „Da habe ich eben auf dem Platz ein altes Frauchen totgedrückt!“

„Sie haben jemanden totgedrückt? Ein altes Frauchen?“

„Einen Greis!“ schrie Mitja dem Peter Iljitsch, als ob er taub sei, ins Ohr, wobei er ihm lächelnd gerade ins Gesicht schaute.

„Ach, der Teufel hole, einen Greis, ein altes Frauchen . . . Haben Sie etwa irgendwen ermordet?“

„Wir haben uns versöhnt! Wir sind aneinander geraten, und dann haben wir uns versöhnt. Wir haben uns getrennt als Freunde. Ein Dummkopf . . . er hat mir verziehen . . . jetzt hat er schon sicherlich verziehen . . . Wenn er aufgestanden wäre, so hätte er wohl nicht so verziehen“, und Mitja zwinkerte plötzlich mit den Augen. „Wissen Sie nur, zum Teufel mit ihm, hören Sie, Peter Iljitsch, zum Teufel, es ist nicht nötig! In diesem Augenblicke will ich nicht!“ schnitt ihm Mitja energisch das Wort ab.

„Ich frage ja nur deshalb, weil Sie Lust haben, mit jedem anzubändeln . . . Wie damals um nichts und wieder nichts mit jenem Stabskapitän . . . Sie haben gerauft, und jetzt treibt es Sie fort zu bummeln — darin offenbart sich Ihr ganzer Charakter. Drei Duzend Flaschen Champagner — wofür denn nur so viel?“

„Bravo! Geben Sie nur jetzt die Pistolen. Bei Gott, ich habe keine Zeit. Und ich möchte mich schon mit dir unterhalten, Täubchen, ja, ich habe aber keine Zeit. Ja, und es ist auch überhaupt nicht nötig, es ist schon zu spät zum Sprechen. Aber! Wo ist denn das Geld, wo habe ich es hingetan?“ schrie er und begann mit den Händen in seinen Taschen herumzufahren.

„Auf den Tisch haben Sie es gelegt . . . Sie selber . . . da liegt es. Haben Sie das schon vergessen? Ihnen gilt wahrlich das Geld so viel wie Schmutz oder Wasser. Da sind auch Ihre Pisto-

len. Seltsam, vorhin, in der sechsten Stunde, hat er sie für zehn Rubel verkauft, jetzt aber haben Sie auf einmal Tausende. Zweihundert oder Dreitausend, nicht wahr?"

„Wohl drei!“ und Mitja lächelte, indem er das Geld in die Hosentasche steckte.

„Sie werden es so verlieren. Besitzen Sie etwa Goldgruben?“

„Gruben? Goldgruben!“ schrie Mitja aus aller Kraft und brach in Lachen aus. „Werden Sie, Perchotin, nach den Goldgruben fahren? Sogleich wird Ihnen eine Dame hier dreitausend Rubel hinzählen, damit Sie nur abfahren. Mir hat sie sie hingezählt, so sehr liebt sie schon die Goldgruben! Kennen Sie die Chochlakoff?“

„Nein, ich habe aber von ihr gehört und sie gesehen. Hat sie Ihnen wirklich die Dreitausend da gegeben? So hat sie sie Ihnen auch hingezählt?“ und Peter Ilitsch blickte ihn ungläubig an.

„Gehen Sie doch nur morgen, wenn die Sonne ‚auffliegen wird‘, sobald nur der ewig jugendliche Phöbus auffliegen wird, lobend und preisend Gott, gehen Sie dann morgen zu ihr, zur Chochlakoff nämlich, und fragen Sie sie selber: ob sie mir Dreitausend hingezählt hat oder nicht? Erkundigen Sie sich doch!“

„Ich kenne Ihre Beziehungen nicht . . . wenn Sie das so bestimmt behaupten, so heißt das, sie hat Ihnen das Geld gegeben . . . Sie aber stecken diese Gelderchen ein, und statt nach Sibirien zu fahren, bummeln Sie, was das Zeug hält . . . Ja, wo eilen Sie denn tatsächlich jetzt hin?“

„Nach Mokroje.“

„Nach Mokroje? Ja, aber es ist doch jetzt Nacht!“

„Es lebte Mastruque in Saus und Braus, Mastruque hat eben nichts!“ sprach plötzlich Mitja.

„Wie denn nichts? Mit solchen Tausenden und nichts?“

„Ich spreche nicht von den Tausenden. Zum Teufel die Tausende! Ich spreche über den Charakter der Weiber.

„Leichtgläubig ist das Weibervolk,

Ohne Treu und voller Laster.“

Ich bin mit Odysseus einverstanden! Das sagt er nämlich.“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Bin ich etwa betrunken?“

„Nicht betrunken, aber schlimmer als das!“

„Ich bin trunken an Geist, Peter Iljitsch, an Geist trunken, und genug, genug!“

„Was machen Sie denn da, Sie laden eine Pistole?“

„Ich lade eine Pistole.“

Tatsächlich hatte Mitja den Pistolenkasten geöffnet, das Pulverhorn aufgedrückt und die Ladung sorgfältig eingefüllt und zugestopft. Dann nahm er eine Kugel, und bevor er sie hineinrollte, hob er sie in zwei Fingern vor sich über das Licht.

„Was schauen Sie denn da so auf die Kugel?“ sprach Peter Iljitsch, der ihn mit unruhiger Neugier beobachtet hatte.

„So nur, eine Phantasie. Siehst du, wenn du daran dachtest, dir diese Kugel ins Gehirn zu jagen, würdest du sie dir dann beim Laden der Pistole anschauen oder nicht?“

„Weshalb soll man sie denn anschauen?“

„Da sie doch in mein Hirn eindringen wird, so ist es interessant, auf sie zu schauen, was sie für eine ist . . . Aber das alles ist übrigens Unsinn, Unsinn, der mir gerade einfiel. Da ist es denn auch schon aus damit“, fügte er hinzu, nachdem er die Kugel hineingerollt und die Patrone mit Berg zugestopft hatte.

„Peter Iljitsch, mein Lieber, Unsinn ist das, alles das ist nur Unsinn, und wenn du nur wüßtest, bis zu welchem Grade Unsinn! Gib mir jetzt ein Stückchen Papier.“

„Da hast du eines!“

„Nein, ein glattes, reines, auf dem man schreiben kann. Siehst du, so.“ Und Mitja nahm vom Tisch eine Feder, schrieb rasch zwei Zeilen auf ein Stückchen Papier, faltete das Papier vierfach zusammen und steckte es in die Westentasche. Die Pistolen legte er in den Kasten, schloß ihn mit einem kleinen Schlüssel zu und nahm den Kasten in die Hand. Dann sah er Peter Iljitsch an und lächelte lange und gedankenvoll.

„Gehen wir jetzt“, sprach er.

„Wohin denn? Nein, warten Sie . . . Da wollen Sie sich am Ende gar die Kugel ins Gehirn jagen, meine ich . . .“ brachte Peter Iljitsch unruhig hervor.

„Die Kugel ist Unsinn! Ich will leben, ich liebe das Leben! Das wisse! Ich liebe den goldblockigen Phöbus und sein Licht leidenschaftlich . . . Lieber Peter Iljitsch, verstehst du zu verschwinden?“

„Wie denn das, zu verschwinden?“

„Platz zu machen einem lieben Geschöpfe und einem Verhafteten Platz zu machen. Und so, daß auch das verhaftete zu einem lieben werde — siehst du, so Platz zu machen! Und ihnen zu sagen: ‚Gott mit euch, geht nur, geht vorüber, ich aber . . .‘“

„Sie aber?“

„Genug, laßt uns gehen!“

„Bei Gott, ich werde irgendwann sagen (und bei diesen Worten schaute Peter Iljitsch ihn an), daß man Sie nicht dahin läßt. Weshalb wollen Sie denn jetzt nach Mokroje?“

„Ein Weib ist dort, ein Weib, und damit genug für dich, Peter Iljitsch, und damit basta!“

„Hören Sie, wenn Sie auch ein Wilder sind, so haben Sie mir doch immer gefallen . . . Sehen Sie, ich bin in Unruhe um Sie.“

„Danke dir, Bruder. Ich bin ein Wilder, sagtest du? Die Wilden, die Wilden! Ich wiederhole nur ein einziges: die Wilden!“

„Ach ja, da ist auch Mischa, ich hatte ihn aber schon ganz vergessen.“

Es kam eiligst Mischa herein mit einem Päckchen gewechselten Papiergeldes und erstattete Bericht, daß bei den Plotnikoffs „alle sich in Bewegung gesetzt haben“ und die Flaschen einpacken und den Fisch und Tee — sogleich werde alles fertig sein. Mitja nahm einen Zehnrubelschein und gab ihn dem Peter Iljitsch, einen andern Zehnrubelschein warf er dem Mischa zu.

„Wagen Sie das nicht!“ schrie Peter Iljitsch. „Bei mir zu Hause erlaube ich das nicht, ja, und das ist auch schlechte Bewohnung. Stecken Sie doch Ihr Geld ein, sehen Sie, dahin stecken Sie es, was soll man es denn wegwerfen! Morgen wird es schon taugen, zu mir werden Sie ja schon wieder einmal kommen und um zehn Rubel bitten. Was stecken Sie denn dies alles in die Seitentasche? Ach, Sie werden es verlieren!“

„Höre, lieber Mensch, laßt uns zusammen nach Mokroje fahren!“

„Was habe ich denn da zu schaffen?“

„Höre: wenn du willst, werde ich sogleich eine Flasche entlocken, laßt uns auf das Leben trinken! Es verlangt mich danach, zu trinken, und vor allem, mit dir zu trinken. Ich habe noch niemals mit dir getrunken!“

„Im Wirtshause kann man das wohl; gehen wir, ich selber war soeben auf dem Wege dahin!“

„Ich habe keine Zeit für das Wirtshaus, aber bei Plotnikoffs im Laden, im hintern Zimmer! Willst du, ich werde dir gleich ein Rätsel aufgeben!“

„Nur zu!“

Mitja nahm aus der Weste sein Zettelchen, entfaltete es und zeigte es. Mit deutlicher und großer Schrift war darauf geschrieben: „Ich richte mich hin für das ganze Leben, mein ganzes Leben strafe ich!“

„Wahrhaftig, ich werde irgend jemandem sagen, ich werde so gleich gehen und sagen . . .“ sprach Peter Iljitsch, als er das Zettelchen gelesen hatte.

„Du wirst nicht Zeit dazu haben, Läubchen, laßt uns gehen und trinken, marsch!“

Der Laden der Plotnikoffs war fast nur um ein einziges Haus von der Wohnung des Peter Iljitsch entfernt, an der Ecke der Straße. Das war das erste Kolonialwarengeschäft in unserer Stadt, es gehörte reichen Händlern und war an und für sich durchaus nicht übel. Es gab da alles wie in einem beliebigen Delikatessengeschäft in der Hauptstadt: Wein von den „Brüdern Felissejef“, Früchte, Zigarren, Tee, Zucker, Kaffee usw. Immer waren da drei Verkäufer und liefen zwei Laufburschen umher. Wenn auch unser Kreis verarmt war, die Gutsbesitzer verzogen waren, und der Handel ruhte, so blühte doch der Delikatessenhandel wie bisher und sogar immer besser mit jedem Jahre: für diese Gegenstände waren die Käufer eben nicht verschwunden. Mitja erwartete man im Laden mit Ungeduld. Allzu sehr hatte man in Erinnerung, wie er vor drei, vier Wochen genau ebenso auf einmal jeder Art Ware und Wein für einige hundert Rubel Bargeld ausgewählt hatte (auf Kredit wäre es ihm nämlich unmöglich gewesen, man hätte ihm nicht getraut), man erinnerte sich daran, daß damals gleichfalls wie auch jetzt in seinen Händen ein ganzer Packer Regenbogenscheine war und er sie um nichts und wieder nichts ausgab, ohne zu handeln, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen und ohne dies zu wollen, wofür er denn so viel Ware brauche, so viel Wein usw.? In der ganzen Stadt hatte man später erzählt, daß er damals mit Gruschenka nach Mokroje gejagt sei, und er „in einer Nacht und dem darauffolgenden Tage dreitausend Rubel auf einmal verschwendet habe und von der Bummellei ohne einen

Groschen zurückgekehrt sei, so wie ihn seine Mutter geboren hatte". Er hatte damals eine ganze Zigeunerbande in Bewegung gesetzt, die bei uns herumzog: die Zigeuner hatten in den zwei Tagen, als er betrunken war, ihm ohne Ende Geld herausgelockt und ohne Ende teuern Wein getrunken. Man erzählte, indem man über den Mitja lachte, er habe in Mokroje die Bauern mit Champagner betrunken gemacht und die Bauernmädchen und Bauernfrauen mit Straßburger Gänseleberpastete und Konfekt gefüttert. Man lachte gleichfalls bei uns, besonders im Wirtshaus, über das aufrichtige Geständnis, das damals Mitja in eigener Person öffentlich abgelegt hatte (natürlich lachte man ihm nicht ins Gesicht, das wäre etwas gefährlich gewesen), er habe von Gruschenka für diese ganze „Eskapade“ nur das eine erreicht, daß „sie ihm erlaubt habe, ihr Füßchen zu küssen, aber weiter habe sie nichts erlaubt“.

Als Mitja und Peter Iljitsch beim Laden ankamen, fanden sie am Eingang einen angespannten Wagen, der mit einem Teppich bedeckt war, drei Pferde davor, mit Glocken und Schellen, und auf dem Boocke saß der Fuhrmann Andrei, der Mitja erwartete. Im Laden hatte man eine Kiste fast schon fertig gepackt, und man erwartete nur noch das Erscheinen des Mitja, um sie zuzuschnüren und in den Wagen zu legen. Peter Iljitsch erstaunte.

„Ja, wo hast du denn das Dreigespann aufgetrieben?“ fragte er Mitja.

„Als ich zu dir hinlief, bin ich dem Andrei begegnet und befohl ihm, gleich hierher zu dem Laden zu fahren. Es ist keine Zeit zu verlieren! Das vorige Mal fuhr ich mit Timophei, ja, Timophei ist jetzt... hm! hm! vor mir mit einer Zauberin fortgefahren. Andrei, werden wir sehr verspätet?“

„Eine Stunde werden sie höchstens vor uns da sein, ja, und

nicht einmal das, eine Stunde im ganzen werden sie vor uns ankommen“, sprach eilends Andrei. „Ich habe Timophei beim Anspannen geholfen, ich weiß, wie sie fahren werden. Ihr Fahren, Dmitri Fiedorowitsch, ist nicht unseres, wie sollten sie es auch uns gleichtun! Sie werden keine Stunde früher ankommen!“ sprach mit Eifer Andrei, ein noch nicht alter Kutscher, ein rot-haariger, hagerer Bursche im Unterwams, mit dem Kutscherrod auf dem linken Arm.

„Fünfundzig Rubel für Schnaps, wenn du nur um eine Stunde später kommst!“

„Für eine Stunde verpflichten wir uns, Dmitri Fiedorowitsch! Ach, nicht einmal eine halbe Stunde werden sie vor uns ankommen, von der vollen Stunde ist gar keine Rede!“

Wenn auch Mitja geschäftig tat, indem er Anordnungen gab, so war doch alles, was er sprach, und alle seine Befehle seltsam abgebrochen, ohne rechten Zusammenhang. Er begann eine Sache und vergaß sie zu endigen. Peter Iljitsch fand es notwendig, sich einzumischen und sich der Sache anzunehmen.

„Für vierhundert Rubel, nicht weniger als für vierhundert Rubel, und daß es ganz genau so ist wie damals“, kommandierte Mitja. „Bier Duzend Flaschen Champagner, nicht eine weniger!“

„Wozu brauchst du so viel, wozu denn das? Halt!“ brüllte Peter Iljitsch. „Was ist das für eine Kiste? Was ist darin? Ist da wirklich für vierhundert Rubel Ware drin?“

Ihm erklärten sogleich die geschäftigen Kommiss in süßlicher Rede, in dieser ersten Kiste sei nur ein halbes Duzend Flaschen Champagner und „alle die Dinge, die zunächst einmal nötig sind“ an Zubiß, Konfekt, Drops usw. Der hauptsächlich „Bedarf“ werde aber soeben besonders eingepackt und abgefertigt, ganz wie auch das erste Mal, in einem besonderen Wagen und

ebenfalls mit drei Pferden, und er werde zur Zeit ankommen, „allerhöchstens eine Stunde nach Dmitri Fjedorowitsch werde alles zur Stelle sein“.

„Nicht mehr als eine Stunde später, nur nicht später als eine Stunde, und legen Sie möglichst viel Drops und Schmandbonbons hinein: das lieben die Mädchen dort!“ betonte wiederum mit Leidenschaft Mitja.

„Schmandbonbons — meinetwegen. Ja, aber wozu hast du gleich vier Duzend nötig? Eines ist genug!“ und Peter Iljitsch ward fast böse. Er begann zu handeln. Er verlangte Rechnung, er wollte sich nicht so zufrieden geben. Er „rettete“ indes im ganzen nur einhundert Rubel. Man blieb dabei, daß nicht mehr als für dreihundert Rubel Ware geliefert werde.

„Ach, der Teufel hole Euch!“ schrie Peter Iljitsch, als ob er sich eben erst besonnen habe, „ja, was habe ich denn da zu schaffen? Wirf nur dein Geld hinaus, wenn du es umsonst erhalten hast!“

„Hierher, Ökonom, hierher, sei nicht böse!“ sprach Mitja und schleppte ihn in das hintere Ladenzimmer. „Siehst du, hier wird man uns sogleich eine Flasche geben, wir werden sie auch sofort auspicheln. Ach, Peter Iljitsch, laß uns doch zusammen fahren, denn du bist ein lieber Mensch, ich liebe solche.“

Mitja setzte sich auf ein Rohrstuhlchen vor ein kleines Tischchen, das mit einer äußerst schmutzigen Serviette bedeckt war. Peter Iljitsch setzte sich ihm gegenüber, und sogleich kam der Champagner. Man fragte, ob die Herrschaften nicht Austern möchten, „erstklassige Austern der allerletzten Sendung“.

„Zum Teufel mit den Austern, ich esse keine, ja, und gar nichts ist nötig!“ rief bissig, fast böse Peter Iljitsch.

„Es ist keine Zeit, um Austern zu essen!“ bemerkte Mitja, „ja, und ich habe auch keinen Appetit. Weißt du, mein Freund,“

sprach er plötzlich mit Gefühl, „niemals liebte ich alle diese Unordnung!“

„Ja, wer liebt sie denn auch! Drei Duzend Flaschen Champagner! Erbarmen Sie sich, für die Bauern, das ist doch genug, um einen in Harnisch zu bringen.“

„Ich spreche nicht davon. Ich spreche von der höchsten Ordnung. Es ist keine Ordnung in mir, keine höhere Ordnung . . . Aber . . . das alles ist beendet, es lohnt nicht, sich darüber aufzuregen. Es ist zu spät. Und zum Teufel! Mein ganzes Leben war eine Unordnung, und man muß endlich Ordnung schaffen. Mache ich faule Wiße, wie?“

„Du faselst, du machst aber keine faulen Wiße.“

„Preis dem Höchsten auf der Erde,
Preis dem Höchsten auch in mir!“

Dieses Verschen hat sich einstmals mir aus der Seele losgerungen, es ist kein Vers, es ist vielmehr eine Träne . . . Ich habe ihn selber verfaßt . . . indes nicht damals, als ich den Stabskapitän an seinem Bärtchen zerrte . . .“

„Weshalb denkst du da plötzlich an ihn?“

„Weshalb ich plötzlich an ihn denke? Unsinn! Alles findet ein Ende, alles wird ausgeglichen, ein Strich — und die Bilanz!“

„Wahrhaftig, immer gehen mir deine Pistolen im Kopfe herum!“

„Auch die Pistolen sind Unsinn! Trinke und phantasiiere nicht! Ich liebe das Leben, allzu sehr habe ich schon das Leben liebgewonnen, derart, daß es schon gemein ist. Genug! Auf das Leben, mein Täubchen, auf das Leben laßt uns trinken, auf das Leben schlage ich den Trinkspruch vor! Weshalb bin ich zufrieden mit mir? Ich bin nichtswürdig, aber dennoch bin ich mit mir zufrieden. Und gleichwohl quäle ich mich darüber, daß

ich nichtswürdig bin, ich bin aber mit mir zufrieden. Ich segne die Schöpfung, ich bin auf der Stelle bereit, Gott zu segnen und seine Schöpfung, aber . . . man muß ein stinkendes Insekt vertilgen, damit es nicht herankriecht und den andern das Leben verderbe . . . Laßt uns auf das Leben trinken, lieber Bruder! Was kann teurer sein als das Leben! Nichts! Nichts! Auf das Leben und auf eine Königin von den Königinnen!"

„Laßt uns auf das Leben trinken und am Ende gar auch auf deine Königin!"

Sie tranken jeder ein Glas aus. Wenn Mitja auch begeistert war und von allem möglichen redete, so schien es dennoch, als ob ihn Kummer niederdrücke. Es war ganz so, als ob irgendeine unüberwindliche und schwere Sorge vor ihm stehe.

„Mischka . . . da ist ja dein Mischka gekommen! Mischka, Täubchen, Mischka, komme hierher, trink du mir dieses Glas aus, auf den goldlockigen Phöbus, den morgigen!"

„Ja, weshalb gibst du ihm dies!" schrie Peter Iljitsch erregt.

„Nun, erlaube es doch, laß es doch einmal so sein, ich will es doch nun einmal!"

„Ach! ach!"

Mischka trank das Glas aus, verneigte sich und lief davon.

„Er wird länger daran denken!" bemerkte Mitja. „Ein Weib liebe ich, ein Weib! Was ist ein Weib? Die Königin der Erde! Es ist mir traurig zumute, traurig, Peter Iljitsch! Entfinnst du dich an Hamlet: ‚Mir ist es so traurig zumute, so traurig, Horatio . . .‘ Ach, armer Yorik! Das bin ich vielleicht, dieser Yorik. Eben jetzt bin ich Yorik, später aber sein Schädel!"

Peter Iljitsch hörte zu und schwieg; da schwieg auch Mitja.

„Was ist denn das bei euch für ein Hündchen?" fragte er plötzlich zerstreut einen Kommis, da er in der Ecke ein

kleines hübsches Bologneserhündchen mit schwarzen Augen bemerkt hatte.

„Das ist das Hündchen von Barbara Alexejewna, unserer Herrin,“ antwortete der Kommiss; „sie selber hat es vorhin hergebracht, ja, und dann bei uns vergessen. Man wird es zurückbringen müssen.“

„Ich habe ein ganz ebensolches gesehen . . . im Regiment . . .“ sprach Mitja in Gedanken, „das hatte nur das Hinterfüßchen gebrochen . . . Peter Iljitsch, ich wollte dich übrigens fragen: Hast du einmal irgendwann in deinem Leben etwas gestohlen — oder nicht?“

„Was ist das für eine Frage?“

„Nein, ich frage nur so. Siehst du, aus der Tasche gestohlen bei irgendwem, etwas nicht dir Gehöriges? Ich spreche nicht von der Staatskasse, die bestehlen alle und natürlich auch du . . .“

„Hol dich der Teufel!“

„Ich spreche über anderes: direkt aus der Tasche gestohlen, meine ich, aus dem Beutel, wie?“

„Ich habe einst meiner Mutter ein Zwanzigkopfenstück gestohlen, vom Tisch genommen, ich war neun Jahre alt. Ich nahm es ganz leise und verbarg es in der geschlossenen Hand.“

„Nun, und wie dann?“

„Nun, und gar nichts! Drei Tage habe ich es aufbewahrt, dann habe ich mich geschämt, ein Geständnis abgelegt und es zurückgegeben.“

„Nun, und was dann?“

„Natürlich hat man mich durchgeprügelt. Ja, wozu fragst du danach; hast du selber etwa gestohlen?“

„Ich habe gestohlen!“ und Mitja zwinkerte schlau mit den Augen.

„Was hast du denn gestohlen?“ fragte Peter Iljitsch neugierig.

„Der Mutter ein Zwanzigkopfenstück, ich war neun Jahre alt, nach drei Tagen gab ich es zurück.“ Und Mitja erhob sich plötzlich.

„Dmitri Fjedorowitsch, soll man nicht eilen?“ schrie plötzlich bei der Tür des Ladens Andrei.

„Ist alles fertig? Gehen wir!“ Und Mitja fuhr auf: „Noch ein letztes Wort und dem Andrei ein Glas Schnaps auf den Weg, sogleich! Ja, und gebt ihm auch ein Glas Kognak außer dem Schnaps! Diesen Kasten (mit den Pistolen) legt mir unter den Sitz. Leb wohl, Peter Iljitsch, denke nicht im Zorn an mich!“

„Ja, du wirst doch morgen zurückkehren?“

„Unbedingt!“

„Geruhem Sie jetzt die Rechnung zu begleichen?“ rief der Kommiss und sprang hinzu.

„Ja, ja, die Rechnung! Unbedingt!“

Er nahm wiederum seinen Haufen Geldscheine aus der Tasche, nahm drei Hunderter, warf sie auf den Ladentisch und entfernte sich rasch aus dem Laden. Alle folgten ihm nach, verneigten sich und riefen ihm Grüße und Wünsche nach. Andrei ächzte von dem eben getrunkenen Kognak und sprang auf den Bod. Kaum hatte aber nur Mitja begonnen sich zurechtzusetzen, als plötzlich völlig unerwartet Fenja vor ihm auftauchte. Sie lief, ganz außer Atem, heran, faltete mit Schreien vor ihm die Hände und fiel ihm — hauch! — zu Füßen.

„Väterchen, Dmitri Fjedorowitsch, Täubchen, richten Sie nicht meine Herrin zugrunde! Aber gerade ich habe Ihnen auch alles erzählt! . . . Und auch ihn töten Sie nicht, er ist doch ihr ‚Frühherer‘! Er wird jetzt Ugraphena Alexandrowna heiraten, deshalb ist er auch aus Sibirien zurückgekehrt . . . Väterchen, Dmitri Fjedorowitsch, richten Sie kein fremdes Leben zugrunde!“

„Ta — ta — ta, das ist es also! Nein, du wirst jetzt dort schon etwas anrichten!“ brummte für sich Peter Iljitsch. „Jetzt ist alles zu begreifen, wie soll man das jetzt nicht begreifen! Dmitri Fjedorowitsch, gib mir mal gleich die Pistolen zurück, wenn du ein Mensch sein willst!“ rief er laut Mitja zu. „Hörst du, Dmitri!“

„Die Pistolen? Warte, mein Läubchen, ich werde sie unterwegs in eine Pfütze werfen!“ antwortete Mitja. „Fenja, steh auf, liege du nicht vor mir auf den Knien. Hinfort wird Mitja schon nicht mehr irgendwem zugrunde richten, Mitja, dieser dumme Kerl. Ja, nur dies eine, Fenja,“ schrie er ihr zu, als er sich schon zurechtgesetzt hatte: „wenn ich dich vorhin beleidigt habe, so verzeihe mir gütig, verzeih dem Schuft . . . Wenn du aber nicht verzeihst, so ist auch das einerlei! Rühr dich, Andrei, fliege rasch dahin!“

Andrei fuhr ab, das Glöckchen läutete.

„Leb wohl, Peter Iljitsch! Dir die letzte Träne!“

„Er ist doch nicht betrunken, aber was er dabei für einen Unsinn zusammenschwägt“, dachte Peter Iljitsch. Er hatte die Absicht, zu bleiben und zuzusehen, wie sie die Fuhre (ebenfalls mit drei Pferden davor) mit dem übrigen Proviant und mit Wein beladen werden, da er ahnte, daß man Mitja betrügen und über-vorteilen werde; plötzlich aber ärgerte er sich über sich selber, spuckte aus und ging in sein Wirtshaus Billard spielen.

„Ein Schafskopf ist er, wenn auch ein guter Kerl . . .“ brummte er unterwegs für sich. „Von diesem bewußten ‚früheren‘ Offizier der Gruschenka habe ich gehört. Nein, wenn der ankam, dann . . . Ach, diese Pistolen! Aber der Teufel, bin ich denn etwa sein Vormund? Wädge er sie nur mitnehmen! Ja, und es wird auch gar nichts vorkommen! Schreier und weiter nichts! Sie trinken sich an und raufen sich, sie raufen sich und versöhnen sich dann

wiederum. Sind denn das Leute der Lat? Was bedeutet denn das ‚ich werde mich davonmachen‘, ‚ich werde mich strafen‘ — gar nichts wird sein! Tausendmal hat er Derartiges geschrien im Wirtshause, wenn er betrunken war. Jetzt ist er freilich nicht betrunken. ‚Trunken an Geist‘ — sie lieben, große Worte zu machen, die Schufte. Bin ich denn etwa sein Vormund? Und er mußte gerauft haben, seine ganze Frage ist voll Blut. Aber mit wem denn nur? Im Wirtshause werde ich das erfahren. Auch das Taschentuch ist voll Blut. Pfui Teufel! Bei mir ist es auf dem Boden liegen geblieben . . . ich spucke darauf!“

Er kam in der allerschlechtesten Laune ins Wirtshaus und begann sogleich eine Partie. Die Partie erheiterte ihn. Er begann eine neue, und plötzlich sprach er mit einem seiner Partner darüber, daß Dmitri Karamasoff wiederum Geld habe, bis zu Dreitausend, er selber habe es gesehen, und daß er wiederum davongejagt sei, um mit Gruschenka zu bummeln. Das ward von den Hörern mit fast unerwarteter Neugierde aufgenommen. Und sie alle sprachen ohne zu lachen, vielmehr ganz seltsam ernst. Sogar das Spiel unterbrach man.

„Dreitausend? Ja, wo konnte er denn dreitausend Rubel herhaben?“ Man begann ihn weiter auszufragen. Die Nachricht von der Chochlakoff begegnete Zweifeln.

„Hat er nicht etwa den Alten beraubt?“

„Dreitausend! Etwas ist da nicht in Ordnung!“

„Er hat laut geprahlt, er werde seinen Vater totschlagen, alle haben es hier gehört, gerade von Dreitausend sprach er . . .“

Peter Iljitsch hörte das alles und begann plötzlich auf alles Ausfragen trocken und kurz zu antworten. An das Blut, das Mitja im Gesicht und an den Händen hatte, erinnerte er mit keinem Worte, dabei hatte er aber, als er ins Wirtshaus ging, auch das erzählen wollen. Man begann die dritte Partie, all-

mählich verstummte das Gespräch über Mitja; als aber Peter Njitich die dritte Partie beendet hatte, wollte er nicht weiter spielen. Er legte den Billardstock hin und verließ das Wirtshaus, ohne zu Abend gegessen zu haben, wie er doch vorgehabt hatte. Kaum war er auf den „Platz“ herausgetreten, da blieb er stehen: er wußte nicht, was er tun sollte, und wunderte sich sogar über sich selber. Er besann sich plötzlich darauf, daß er ja sogleich in das Haus des Fjedor Pawlowitsch hatte gehen wollen, um zu erfahren, ob dort irgend etwas vorgefallen sei. „Wegen eines Unsinns, wie es sich erweisen wird, werde ich ein fremdes Haus aufwecken und einen Skandal anrichten. Pfui Teufel, bin ich denn etwa ihr Hüter?“

In der allerübelsten Laune begab er sich geradeswegs nach Hause, und plötzlich entsann er sich an Fenja: „Ach, der Teufel, die hätte ich vorhin ausfragen sollen,“ dachte er mit Verdruß, „dann hätte ich alles erfahren!“ Und bis zu einem solchen Grade überkam ihn das allernüchternste und hartnäckigste Verlangen, mit ihr zu sprechen und alles zu erfahren, daß er vom halben Wege aus sich plötzlich dem Hause der Morosoff zuwandte, in dem Gruschenka wohnte. Er schritt zum Tore hin und klopfte an; aber es war so, als ob das Klopfen, das in der Stille der Nacht widerhallte, ihn wiederum ernüchtere und erzürne. Zudem rief ihn niemand an, alle im Hause schliefen. „Auch dort werde ich nur unnütz Lärm machen!“ dachte er schon mit einem gewissen Unbehagen in der Seele; statt aber endgültig wegzugehen, machte er sich plötzlich daran, von neuem zu klopfen, und diesmal schon aus ganzer Kraft. Es erhob sich ein Lärm über die ganze Straße hin. „So, so, nein, ich werde klopfen, bis man mir aufmacht, bis man mir aufmacht!“ brummte er. Mit jedem Klopfen ward er immer mehr böse auf sich selber, bis zur Raserei, und dabei klopfte er immer heftiger an das Tor.

6

Ich selber fahre!

Dimitri Fjedorowitsch aber flog nur so auf der Landstraße dahin. Bis Mokroje waren es etwas über zwanzig Werst, das Dreigespann des Andrei jagte aber derart, daß es in fünfviertel Stunden anlangen konnte. Es war, als ob die rasche Fahrt Mitja plötzlich erfrischt habe. Die Luft war frisch und ziemlich kalt, am reinen Himmel leuchteten große Sterne. Das war dieselbe Nacht und vielleicht sogar dieselbe Stunde, da Mescha zur Erde niederfiel und „außer sich schwor, sie zu lieben in alle Ewigkeit“. Aber wirr, sehr wirr war es in der Seele des Mitja, und obgleich jetzt vieles seine Seele peinigte, so strebte doch in diesem Augenblicke sein ganzes Wesen unwiderstehlich nur zu ihr hin, zu seiner Königin, zu der er hinsflog, um zum letzten Male auf sie zu blicken. Ich werde nur eines sagen: es war sein Herz auch nicht einmal einen Augenblick in Zwiespalt. Man wird mir vielleicht nicht glauben, wenn ich sagen werde, daß dieser geborene Eifersüchtige auch nicht die geringste Eifersucht empfand gegenüber diesem „Offizier“, diesem „neuen“ Menschen, der wie aus der Erde herausgesprungen war. Jedem andern gegenüber, wenn nur ein solcher erschienen wäre, hätte er so gleich Eifersucht empfunden und dann vielleicht von neuem seine furchtbaren Hände mit Blut besleckt, in Hinsicht auf diesen aber, auf diesen „ihren Ersten“, fühlte er jetzt, da er in seinem Wagen dahinflog, nicht nur keinen Haß der Eifersucht, nein, nicht einmal ein Gefühl der Feindschaft. Freilich, er hatte ihn noch nicht gesehen. „Da ist es schon zweifellos, hier ist ihr Recht und das seinige; hier ist ihre erste Liebe, die sie in fünf Jahren nicht vergessen konnte: das heißt demnach, nur ihn hat sie auch geliebt in

diesen fünf Jahren; aber ich, weshalb habe ich mich denn da eingefunden? Was bedeute ich denn da, was habe ich eigentlich damit zu schaffen? Verschwinde, Mitja, und mach Platz! Ja, und was will ich denn jetzt? Jetzt ist auch schon ohne den Offizier alles aus; wenn er auch überhaupt nicht erschienen wäre, wäre gleichwohl alles aus . . .“

In diesen Worten hätte er ungefähr seine Empfindungen deuten können, wenn er nur imstande gewesen wäre zu überlegen. Er vermochte damals aber schon nicht mehr ruhig über etwas nachzudenken. Sein ganzer jetziger Entschluß war entstanden, ohne daß irgendwelche Überlegungen dem vorausgegangen wären, in einem einzigen Augenblick. Er war auf einmal „erfühlt“ und in Bausch und Bogen angenommen worden mit allen Folgen, erst vorhin, bei Fenja, als die ihm eben nur die ersten Worte gesagt hatte. Und gleichwohl, ungeachtet aller Entschlüsse, die er gefaßt hatte, war es verworren in seiner Seele, so verworren, daß er darunter litt: es hatte ihm auch nicht sein Entschluß Ruhe zu geben vermocht. Allzu viel stand hinter ihm und quälte ihn. Und seltsam kam ihm dies vor in manchen Augenblicken. Er hatte ja schon selber sein Urtheil mit der Feder auf Papier geschrieben: „Ich werde mich strafen und richten!“ und dieser Zettel lag dort, in seiner Tasche, fix und fertig; es war ja schon die Pistole geladen, er hatte ja schon beschlossen, wie er morgen den ersten warmen Strahl des „goldblodigen Phöbus“ empfangen werde, und dabei war es ihm gleichwohl nicht möglich, mit dem Früheren abzurechnen, mit alledem, was zurücklag und ihn gepeinigt hatte; das fühlte er bis zur Qual, und der Gedanke hieran saugte sich in seiner Seele fest und erfüllte sie mit Verzweiflung. Es gab da einen Augenblick auf dieser Fahrt, da wollte er plötzlich Andrei zurufen, er solle anhalten, er wollte dann aus dem Wagen springen, seine geladene Pistole

hervorholen und allem ein Ende bereiten, ohne nur bis zum Morgengrauen zu warten. Aber dieser Augenblick flog vorüber wie ein Fünkchen. Ja, und das Dreigespann flog nur so dahin, „den Raum verschlingend“, und je mehr er sich dem Ziele näherte, um so heftiger erfaßte wiederum der Gedanke an sie, an sie allein, seinen Geist und verjagte alle anderen furchtbaren Gespenster von seinem Herzen. O, es verlangte ihn so danach, auf sie zu schauen, wenn auch nur für einen Augenblick, wenn auch nur aus der Ferne! „Sie ist jetzt mit ihm, nun, da werde ich denn auch schauen, wie sie jetzt mit ihm ist, mit ihrem früheren Lieben, und nur das ist mir auch nötig!“ Und noch niemals hatte er so heftige Liebe empfunden zu diesem ihm so verhängnisvollen Weibe, niemals noch so viel von einem neuen, von ihm noch nie erprobten Gefühle, von einem Gefühle, das sogar für ihn selber unerwartet war, von einem Gefühle, so zärtlich, daß er zu ihr beten, vor ihr hätte verschwinden mögen! „Ich werde verschwinden!“ sprach er plötzlich, befallen von einer Art hysterischen Entzündens!

Die wilde Fahrt dauerte schon fast eine Stunde. Mitja schwieg, und auch Andrei hatte noch kein Wort gesprochen, wenn er auch sonst ein redseliger Bauer war; es war aber so, als ob er fürchtete, ein Gespräch anzufangen, und er trieb nur lebhaft seine „Schindmären“ an, seine drei braunen, mageren, aber flinken Pferde. Da rief plötzlich Mitja in furchtbarer Unruhe aus: „Andrei, wie aber, wenn sie schon schlafen?“

Ihm war das plötzlich in den Sinn gekommen, bis dahin hatte er aber nicht einmal daran gedacht.

„Man muß annehmen, daß sie sich schon niederlegten, Dmitri Fjedorowitsch!“

Mitjas Gesicht verzog sich, es nahm einen krankhaften Ausdruck an: „Was denn in der Tat, er wird herangeflogen kom-

men . . . mit solchen Gefühlen . . . sie aber schlafen schon . . . es schläft auch sie, vielleicht auch dort . . . ?“ Ein böses Gefühl schäumte in seinem Herzen auf.

„Vorwärts, Andrei, drauflos, Andrei, munter!“ schrie er außer sich.

„Aber vielleicht haben sie sich auch noch gar nicht zu Bette gelegt“, meinte nach einigem Schweigen Andrei. „Vorhin hat Timophei erzählt, es hätten sich dort ihrer viele versammelt . . .“

„Auf der Station?“

„Nicht auf der Station, vielmehr bei den Plastunoffs, im Gasthaus, das heißt auf der ‚privaten‘ Station.“

„Ich weiß es; warum sagst du dann aber, daß es ihrer viele sind? Wo sind denn viele? Wer ist es denn?“ bestürmte ihn Mitja, der in furchtbare Erregung geraten war bei der unerwarteten Nachricht.

„Ja, Timophei sagte, alles seien Herrschaften: aus der Stadt zwei, wer es ist, weiß ich nicht, nur, sagte Timophei, zwei von den hiesigen Herrschaften, ja, und dann noch zwei, die angereist zu sein scheinen; aber vielleicht ist auch noch jemand da, ich habe ihn nicht ausführlich gefragt. Er sagte, sie haben Karten zu spielen begonnen.“

„Karten zu spielen?“

„Ja, vielleicht schlafen sie auch gar nicht, wenn sie anfangen Karten zu spielen. Man muß bedenken, daß es jetzt nicht später als die elfte Stunde in ihrem Ausgang ist, nicht später als das!“

„Nur zu! Andrei, nur zu!“ schrie wiederum nervös Mitja.

„Was bedeutet denn das, möchte ich Sie fragen, Herr?“ begann nach einigem Schweigen von neuem Andrei. „Wenn ich Sie nur nicht erzürne, ich fürchte es, gnädiger Herr!“

„Was willst du denn wissen?“

„Vorhin ist Ihnen Fedosja Markowna zu Füßen gefallen und

hat Sie angefleht, Sie möchten doch nicht ihre Herrin zugrunde richten und auch nicht jemand anders . . . Die Sache ist die, Herr, daß ich Sie dahin fahre . . . Verzeihen Sie mir, Herr, ich habe das so nach meinem Gewissen gesagt, vielleicht ist es dumm, was ich sagte!"

Mitja faßte ihn plötzlich von hinten an die Schulter.

„Du bist ein Fuhrmann? Ein Fuhrmann?“ begann er außer sich.

„Ein Fuhrmann . . .“

„Weißt du, daß man den Weg frei machen muß? Meinst du, weil du ein Fuhrmann bist, so brauchst du nicht auszuweichen: ,Überfahre sie nur, so soll das heißen, ich fahre geradeaus!' Nein, Fuhrmann, überfahre du niemanden! Man darf keinen Menschen überfahren, man darf den Menschen das Leben nicht verderben; wenn du ihnen aber das Leben verdorben hast — so strafe dich selber . . . wenn du es ihnen nur verdorben hast, wenn du aber irgendwem das Leben vernichtet hast — so richte dich hin und verschwinde!“

Das alles entrang sich Mitja so, als ob er einen richtigen hysterischen Anfall habe. Wenn nun auch Andrei über den gnädigen Herrn erstaunte, hielt er dennoch das Gespräch aufrecht.

„Das ist richtig, Väterchen, Dmitri Fjedorowitsch, darin haben Sie durchaus recht, daß man keinen Menschen überfahren darf, man darf ihn aber auch nicht quälen, ihn so wenig wie jede andere Kreatur, denn jede Kreatur ist von Gott geschaffen, wenn auch nur zum Beispiel hier das Pferd, weil es manch einer ganz umsonst heißt, wie zum Beispiel auch unser Fuhrmann. Und er kennt kein Maß, so treibt er es auch an, so treibt er es dir auch nur so an . . .“

„In die Hölle?“ unterbrach ihn plötzlich Mitja und lachte sein unerwartetes kurzes Lachen. „Andrei, einfache Seele du,“ und

er faßte ihn wiederum fest an den Schultern, „Sprich: wird Dmitri Fjedorowitsch in die Hölle kommen oder nicht, wie meinst du wohl?“

„Ich weiß es nicht, Täubchen, das hängt von Ihnen ab, weil Sie bei uns . . . Siehst du, Herr, als Gottes Sohn ans Kreuz geschlagen und gestorben war, da ging er vom Kreuze herab, geradeswegs in die Hölle, und befreite alle Sünder, die sich dort quälten. Und es stöhnte die Hölle darüber, daß, so dachte sie, zu ihr jetzt schon niemand mehr kommen wird, von den Sündern nämlich. Und es sprach damals zur Hölle Gott: ‚Stöhne nicht, Hölle, denn es werden zu dir von nun an alle möglichen Würdenträger kommen, Regierende, Haupttrichter und Reiche, und du wirst ganz ebenso angefüllt sein, wie du es warst von Ewigkeit her, bis zu der Zeit, daß ich von neuem kommen werde.‘ Das ist genau so, das war ein solches Wort . . .“

„Eine Volkslegende, herrlich! Peitsche das linke Pferd, Andrei!“

„So ist es denn auch, Herr, für wen die Hölle bestimmt ist“ — Andrei peitschte das linke Pferd — „Sie aber sind bei uns, Herr, ganz so wie ein kleines Kindchen . . . dafür halten wir Sie . . . Und wenn Sie auch jähzornig sind, Herr, das ist nun einmal so, so wird Ihnen doch der Herr Ihrer Einfachheit wegen verzeihen!“

„Aber du, verzeihst du mir, Andrei?“

„Was soll ich Ihnen denn verzeihen, Sie haben mir nichts getan!“

„Nein, für alle, für alle, du allein, gerade jetzt, auf der Stelle, hier auf dem Wege, wirst du mir für alle verzeihen? Sprich, du Seele des einfachen Volkes!“

„Ach, Herr! Unheimlich ist es, Sie auch nur zu fahren, Ihr Gespräch ist so seltsam!“

Aber Mitja hatte gar nicht auf ihn gehört. Er betete in Ekstase und flüsterte wild vor sich hin:

„Herr, nimm mich auf in aller meiner Ruchlosigkeit und richte mich nicht! Laß mich vorüber ohne dein Gericht! Richte nicht, weil ich selber mich verurteilt habe, richte nicht, weil ich dich liebe, Herr! Niederträchtig bin ich, aber ich liebe dich: du wirst mich zur Hölle senden, und auch dort werde ich dich lieben, auch von dorthier werde ich schreien, daß ich dich liebe in alle Ewigkeit . . . Aber laß auch mich zu Ende lieben . . . jetzt, hier zu Ende lieben, nicht länger als fünf Stunden, bis zu deinem flammenden Lichte . . . Denn ich liebe die Königin meiner Seele. Ich liebe sie und kann nicht anders als sie lieben. Selber siehst du mich durch und durch. Ich werde herangesprengt kommen, ich werde vor ihr niederfallen: ‚Recht hast du getan, daß du an mir vorüberstrittenst . . . Lebwohl und vergiß dein Opfer, sei niemals in Unruhe!‘“

„Mokroje!“ rief Andrei, indem er mit der Peitsche geradeaus wies.

Durch den bleichen Nebel der Nacht zeigte sich plötzlich die feste, dunkle Masse von Häusern, die sich auf der gewaltigen Fläche ausbreitete. Das Dorf Mokroje zählte zweitausend Seelen, aber zu dieser Stunde schliefen schon alle, und nur da und dort schimmerten noch vereinzelte Lichtchen.

„Treib an, treib an, Andrei, ich komme angefahren!“ rief wie im Fieber Mitja.

„Sie schlafen noch nicht!“ sprach wiederum Andrei, indem er mit der Peitsche auf das Wirtshaus der Plastunoffs wies, das unmittelbar bei der Einfahrt ins Dorf stand, und in dem alle sechs Fenster nach der Straße hell erleuchtet waren.

„Sie schlafen nicht!“ wiederholte freudig Mitja. „Nach Lärm, Andrei, treib an, laß die Pferde galoppieren, daß die

Schellen läuten, fahr an mit Krachen. Damit alle wissen, wer ankommt! Ich komme! Ich komme selber!" rief Mitja außer sich.

Andrei ließ das übermüdete Dreigespann galoppieren und fuhr tatsächlich mit Krachen zu der hohen Eingangstreppe und brachte mit einem Ruck seine dampfenden, halbtoten Pferde zum Stehen. Mitja sprang aus dem Wagen, und da hatte der Wirt, der freilich schon schlafen gehen wollte, neugierig vom Eingange hinausgeschaut, wer denn so wild angefahren komme!

„Triphon Borisowitsch, du?"

Der Wirt bückte sich, blickte hin, lief schleunigst von der Treppe herab und stürzte sich mit kriecherischem Entzücken auf den Gast.

„Väterchen, Dmitri Fjedorowitsch! Sehen wir Sie denn wieder?"

Dieser Triphon Borisowitsch war ein stämmiger und gesunder Bauer von mittlerem Wuchse, mit einem etwas vollen Gesichte und dem Ausdruck eines strengen und unverföhnlichen Mannes (besonders wenn er die Bauern von Mokroje vor sich hatte); er besaß aber die Fähigkeit, seinem Gesicht rasch den allerkriechendsten Ausdruck zu geben, wenn er herausfühlte, daß er einen Gewinn machen könne. Er ging in russischer Kleidung: im Hemde mit schiefem Kragen und im Unterwams. Er besaß beträchtliche Gelderchen, träumte aber unentwegt davon, eine höhere Rolle zu spielen. Mehr als die Hälfte der Bauern war in seinen Krallen, alle waren sie ihm schuldig ringsherum. Er mietete bei den Gutsbesitzern Land und kaufte auch selber welches; es bearbeiteten ihm aber dies Land die Bauern für ihre Schulden, aus denen sie niemals herauskommen konnten. Er war Witwer und hatte vier erwachsene Töchter; eine davon war bereits verwitwet, lebte bei ihm mit zwei kleinen Kindern, seinen Enkeln, und arbeitete für ihn wie eine Tagelöhnerin. Eine andere Tochter des

Bauerleins war an einen Beamten verheiratet, irgendein ausgedientes Schreiberchen, und in einem von den Zimmern des Gasthauses konnte man unter den Familienphotographien an der Wand (sie waren von aller kleinstem Formate) auch die Photographie dieses Beamten sehen in Uniform und mit Achselklappen. Die zwei jüngeren Töchter zogen am Kirchweihfeste, oder wenn sie irgendwohin zu Gaste gingen, blaue oder grüne Kleider an, die auf moderne Weise genäht waren, hinten enganliegend und mit einer meterlangen Schleppe. Tags darauf standen sie aber wieder, wie auch sonst, bei Morgengrauen auf, fegten mit Reißigbesen die Stuben aus und trugen das Waschwasser und den Kehricht aus den Gastzimmern hinaus. Ungeachtet dessen, daß er schon Tausenderchen erworben hatte, liebte es Triphon Borisowitsch gar sehr, Geld zu reißen von bummelnden Gästen, und da er sich erinnerte, daß noch kein Monat vergangen war, seit er an einem Tage von Dmitri Fjedorowitsch gelegentlich seines Trinkgelages mit der Gruschenska mehr als zweihundert Rubel beiseite gebracht hatte, wenn nicht gar dreihundert, so empfing er ihn jetzt freudig und eifrig, da er schon allein daraus, wie Mitja zu seinem Tor herangefahren kam, neue Beute witterte.

„Väterchen, Dmitri Fjedorowitsch, bekommen wir Sie wiederum zu sehen?“

„Halt, Triphon Borisowitsch,“ begann Mitja, „zallererst das Allerhauptsächlichste: wo ist sie?“

„Agraphena Alexandrowna?“ — der Wirt hatte sogleich verstanden, und er schaute Mitja scharf ins Gesicht — „ja, hier hält auch sie sich auf . . .“

„Mit wem, mit wem?“

„Gäste, angereiste . . . Einer ist ein Beamter, muß von den Polen sein, nach der Aussprache zu schließen, er gerade hat auch

nach ihr Pferde gesandt von hier aus; ein anderer aber mit ihm ist sein Kamerad oder Reisegefährte, wer bringt das heraus; sie tragen Zivilkleidung.“

„Wie denn, lassen sie was draufgehen? Sind sie reiche Kerle?“

„Wie werden sie denn was draufgehen lassen! Eine ganz unbedeutende Größe, Dmitri Fjedorowitsch!“

„Eine unbedeutende? Nun aber die andern . . .?“

„Aus der Stadt sind diese, zwei Herren . . . Aus Tscherni kehrten sie zurück, ja, und sind dann auch geblieben. Einer, ein junger, muß wohl ein Verwandter sein von dem Herrn Miussoff, ich habe nur gerade seinen Namen vergessen . . . den andern, so muß man annehmen, kennen Sie gleichfalls: der Gutsbesitzer Maximoff, zur Wallfahrt, sagt er, sei er dorthin in unser Kloster gefahren, ja, und mit diesem jungen Verwandten des Herrn Miussoff reist er auch . . .“

„Nur diese und weiter niemand?“

„Nur diese!“

„Halt, schweig, Triphon Borisowitsch, sprich jetzt das Allerswichtigste: was ist mit ihr, wie ist sie?“

„Ja, da ist sie vorhin angekommen und sitzt mit ihnen.“

„Ist sie lustig, lacht sie?“

„Nein, es scheint, sie lacht nicht allzu sehr . . . Sogar völlig gelangweilt sitzt sie da, dem jungen Manne hat sie die Haare frisiert.“

„Das heißt dem Polen, dem Offizier?“

„Ja, was ist der denn für ein Junger, ja, und er ist auch überhaupt nicht Offizier; nein, mein Herr, nicht ihm, vielmehr jenem Neffen des Miussoff, dem jungen Manne da . . . ich habe nur den Namen vergessen!“

„Kalganoff?“

„Ja, gerade Kalganoff!“

„Schön, ich werde das schon selber entscheiden. Spielen sie Karten?“

„Sie spielten, haben aber aufgehört. Tee haben sie getrunken, Likör hat der Beamte bestellt.“

„Halt, Triphon Borisowitsch! Halt, Seele, ich selber werde das entscheiden. Jetzt antworte das Allerhauptssächlichste: Gibt es keine Zigeuner hier?“

„Von Zigeunern ist jetzt überhaupt nichts zu hören, Dmitri Fjedorowitsch, die Obrigkeit hat sie verjagt; aber da sind hier Juden, auf dem Zimbal spielen sie und auf der Geige, in Roschbestwensk, so daß man auch jetzt nach ihnen senden kann, sie werden kommen.“

„Schicke nach ihnen, unbedingt schicke nach ihnen!“ schrie Mitja. „Aber die Mädchen kann man doch aufwecken, wie damals, besonders die Maria, die Stepanida gleichfalls, auch die Urina. Zweihundert Rubel für den Chor!“

„Ja, für solches Geld will ich dir das ganze Dorf auf die Beine stellen, wenn sie sich auch jetzt zum Schlaf niederlegten. Ja, und lohnt es sich denn auch, Väterchen Dmitri Fjedorowitsch, die hiesigen Bauern so zu verwöhnen, oder die Mädchen da? Für eine solche Gemeinheit, ja Roheit eine solche Summe auszugeben! Ihm, unserm Bauern, Zigarren zum Rauchen zu geben! Du aber hast ihnen solche gegeben! Es stinkt ja von ihm, von dem Räuber. Die Mädchen sind aber alle, so viele es ihrer auch sind, verlaust. Ja, ich werde dir meine Töchter umsonst aufwecken, du brauchst gar nicht eine solche Summe auszugeben, sie haben sich jetzt eben erst schlafen gelegt; so werde ich sie mit dem Fuß in den Rücken stoßen und sie zwingen, für dich zu singen. Die Bauern haben Sie neulich mit Champagner trunken gemacht, ach! ach!“

Triphon Borisowitsch hatte zu Unrecht Mitja bemitleidet: er selber hatte damals ihm ein Halbbuwend Flaschen Champagner unterschlagen und unter dem Tisch einen Hundertrubelschein aufgehoben und ihn in der Faust zusammengeknüllt. Und so ist er auch bei ihm in der Faust geblieben.

„Triphon Borisowitsch, ich habe damals hier nicht nur ein Tausendchen an den Mann gebracht, erinnerst du dich?“

„Sawohl, Laubchen, wie sollte ich mich nicht an Sie erinnern? Drei Tausendchen haben Sie wohl bei uns gelassen!“

„Nun, so bin ich auch jetzt mit dieser Absicht gekommen, siehst du?“

Und er nahm sein Päckchen Geldscheine heraus und hielt sie dem Wirt unmittelbar unter die Nase.

„Jetzt höre und verstehe: in einer Stunde wird der Wein kommen, der Zubiß, die Pasteten und das Konfekt; alles bringe sogleich dahin nach oben. Diese Kiste aber, die bei dem Andrei ist, laß gleichfalls sogleich nach oben bringen, sie öffnen und sogleich Champagner herumreichen . . . Aber die Hauptsache — die Mädchen, die Mädchen, und daß unbedingt Maria dabei ist . . .“

Er drehte sich zum Wagen um und zog unter dem Sitze seinen Pistolenkasten hervor.

„Die Abrechnung, Andrei, empfangе sie! Da hast du fünfzehn Rubel für das Dreigespann und hier fünfzig Rubel zum Schnaps . . . für dein Bereitsein, für deine Liebe . . . Erinnere dich an Herrn Karamasoff!“

„Ich fürchte mich, gnädiger Herr!“ und Andrei schwankte. „Fünf Rubel Trinkgeld nehme ich am Ende gar an, aber mehr nicht! Triphon Borisowitsch ist mein Zeuge. Verzeihen Sie schon mein dummes Wort!“

„Was fürchtest du denn?“ und Mitja maß ihn mit dem Blicke.

„Nun und hole dich der Teufel, wenn es so ist!“ schrie er, indem er ihm fünf Rubel hinwarf. „Jetzt, Triphon Borisowitsch, geleite du mich leise und laß mich zuallererst auf sie alle mit einem Auglein schauen, so daß sie mich nicht bemerken. Wo sind sie, dort, im blauen Zimmer?“

Triphon blickte argwöhnisch auf Mitja, tat aber sogleich gehorsam, was er verlangt hatte: vorsichtig geleitete er ihn in den Vorraum, ging dann selber in das erste große Zimmer, das an das Zimmer grenzte, in dem die Gäste saßen, und trug das Licht aus ihm hinaus. Dann führte er leise Mitja hinein und stellte ihn in eine Ecke, wo es dunkel war, und von wo aus er, ohne selber gesehen zu werden, frei die sich Unterhaltenden betrachten konnte. Mitja beobachtete indes nicht lange, ja, und er vermochte auch gar nicht zu beobachten: er erblickte „sie“, und sein Herz klopfte, vor den Augen dunkelte es ihm. Sie saß an der Seite des Tisches, auf einem Sessel, neben ihr aber auf dem Divan der hübsche und noch sehr junge Kalganoff; sie hielt ihn an der Hand und lachte, so schien es, jener aber sprach, ohne sie anzublicken, irgend etwas laut und wie verdrießlich zu dem der Gruschenka gegenüberstehenden Maximoff. Dieser aber lachte gar sehr über irgend etwas. Auf dem Sofa saß „er“, neben dem Sofa, auf einem Stuhle an der Wand, ein anderer Unbekannter. Der, welcher auf dem Sofa hingestreckt saß, rauchte eine Pfeife, und Mitja schien es, daß dies ein untersehter und breitgesichtiger Mann sei von wohl nicht hohem Wuchs und dem Gesichtsausdruck, als ob er auf irgend etwas erzürnt sei. Sein Kamerad aber, der andere Unbekannte, schien Mitja schon von außerordentlich hohem Wuchse zu sein; weiter vermochte er aber nichts zu erkennen. Der Atem stockte ihm. Er konnte nicht einmal eine Minute lang ruhig stehen; er stellte den Pistolenkasten auf die Kommode und begab sich ge-

radeswegs zitternd und bebend in das blaue Zimmer zu der Gesellschaft.

„Ei!“ kreischte entsetzt Gruschenka auf, die ihn zuerst bemerkt hatte.

7

Der Frühere und Unbestreitbare

Mitja schritt mit seinen raschen und langen Schritten dicht an den Tisch heran.

„Meine Herrschaften,“ begann er laut, fast schreiend, aber bei jedem Worte stotternd, „ich . . . will gar nichts! Fürchten Sie sich nicht!“ rief er aus. „Ich will ja gar nichts, gar nichts“, wandte er sich plötzlich zur Gruschenka, die sich auf ihrem Sessel nach der Seite des Kalganoff hin zurückgelehnt und sich fest an seinen Arm geklammert hatte. „Ich . . . auch ich werde abfahren. Ich bleibe bis zum Morgen. Meine Herrschaften, kann ein durchfahrender Reisender . . . mit Ihnen bis zum Morgen bleiben? Nur bis zum Morgen, zum letzten Male, in diesem selben Zimmer?“

Dies brachte er schon zu Ende, indem er sich an den untersehten Herrn wandte, der mit der Pfeife in der Hand auf dem Sofa saß. Der nahm gewichtig die Pfeife aus dem Mund und sprach streng:

„Mein Herr, wir sind hier für uns in geschlossener Gesellschaft. Es sind andere Zimmer vorhanden!“

„Ja, das sind Sie, Dmitri Fjedorowitsch, ja, wozu sagen Sie denn das?“ ließ sich plötzlich Kalganoff vernehmen. „Ja, setzen Sie sich doch nur zu uns, ich begrüße Sie!“

„Seien Sie begrüßt, mein Leurer . . . mein gar nicht zu Bezahlender . . .! Ich habe Sie immer hochgeachtet . . .“ sprach

froh und eifrig Mitja, nachdem er ihm sogleich über den Tisch die Hand gereicht hatte.

„Ei, wie kräftig haben Sie mir meine Hand gedrückt! Sie haben mir die Finger ganz zerbrochen!“ sprach lachend Kalganoff.

„So drückt er einem immer die Hand, immer so“, ließ sich Gruschenka heiter vernehmen, wenn sie auch noch schüchtern lächelte. Es scheint, sie hatte plötzlich aus der Miene des Mitja den Schluß gezogen, daß der nicht toben werde, und sie schaute mit furchtbarer Neugierde und immer noch in Unruhe auf ihn. Es war etwas in ihm, das ihr außerordentlich aufgefallen war, ja, und überhaupt hatte sie von ihm nicht erwartet, daß er zu einem solchen Augenblick so hereintreten und so reden werde.

„Seien Sie begrüßt!“ ließ sich von links her mit süßlicher Stimme auch der Gutsbesitzer Maximoff vernehmen. Mitja stürzte auch zu ihm hin.

„Guten Tag, auch Sie sind hier, wie bin ich froh, daß auch Sie hier sind! Meine Herrschaften, meine Herrschaften, ich . . . (er wandte sich von neuem an den Herrn mit der Pfeife, den er offenbar für die Hauptperson hier ansah), ich flog hierher . . . Ich wollte den letzten Tag und meine letzte Stunde in diesem Zimmer zubringen, in diesem selben Zimmer . . . wo ich auch vergötterte . . . meine Königin! Verzeih, Pane!“¹ schrie er außer sich . . . „Ich flog hierher und gab den Eid . . . O, fürchten Sie nichts, das ist meine letzte Nacht! Laßt uns eine Friedensflasche trinken! Sogleich wird man Wein bringen . . . Ich habe dies hier mitgebracht. (Er zog plötzlich aus irgendeinem Grunde seinen Pecten Geldscheine heraus.) Erlaube, Pane! Ich will Musik und donnernden Lärm, alles, was damals war . . . Aber ein Wurm, ein unnützer Wurm wird über die Erde hinkriechen

¹ Polnische Anrede, etwa „mein Herr“.

und wird dann nicht mehr sein! Des Tages meiner Freude will ich mich erinnern in meiner letzten Nacht!"

Er war fast außer Atem gekommen; er wollte vieles, vieles wollte er sagen, es kamen aber nur einzelne seltsame Ausrufe heraus. Der polnische Herr blickte unbeweglich auf ihn, auf sein Geldpaket, er blickte auf Gruschenka und war in sichtbarer Ratlosigkeit.

„Wenn meine ‚Krulewa‘ erlauben wird . . .“ begann er gerade.

„Ja, was denn ‚Krulewa‘, das bedeutet wohl ‚Korolewa‘¹, nicht wahr?“ unterbrach ihn plötzlich Gruschenka. „Ach, ich muß über euch lachen, wie ihr alle spricht. Setz dich doch, Mitja, und was sprichst du denn da? Suche, bitte, nicht Schrecken einzujagen! Wirst du das nicht tun, wirst du das nicht? Wenn du es nicht tun wirst, so bin ich froh über dich . . .“

„Ich, ich sollte zu erschrecken suchen?“ schrie plötzlich Mitja, indem er seine Arme emporwarf. „D, geht vorbei, geht vorüber, ich werde nicht stören!“ Und plötzlich warf er sich, völlig unerwartet für alle und schon natürlich auch für sich selber, auf einen Stuhl und brach in Tränen aus, wobei er seinen Kopf zur entgegengesetzten Wand hinwandte und mit den Händen fest den Rücken des Stuhles umfaßt hielt, gerade so, als ob er ihn umarme.

„Nun sieh mal an, nun sieh mal an, was bist du doch für einer!“ rief Gruschenka vorwurfsvoll aus. „Genau so hat er sich auch bei mir benommen — plötzlich fängt er an zu sprechen, und ich verstehe auch gar nichts. Einmal ist er gleichfalls in Tränen ausgebrochen, und jetzt hier zum zweiten Male . . . was für eine Schande! Weshalb weinst du denn? Ja, wenn auch noch ein Grund wäre!“ fügte sie plötzlich rätselhaft hinzu, indem sie mit

¹ „die Königin“.

einer gewissen Gereiztheit dieses Sätzchen ganz besonders betonte.

„Ich . . . ich weine nicht . . . Nein, guten Tag!“ Und er drehte sich augenblicklich auf dem Stuhle um und brach plötzlich in Lachen aus, aber nicht in sein hölzernes, abgebrochenes Lachen, vielmehr in ein unhörbares, nervöses und erschütterndes Lachen.

„Nun schon wieder . . . Nun, sei doch lustig, sei doch lustig!“ sprach Gruschenka auf ihn ein. „Ich bin sehr froh, daß du gekommen bist, sehr froh, Mitja, hörst du, daß ich sehr froh bin? Ich will, daß er hier mit uns sitze“, wandte sie sich gebieterisch gleichsam an alle, wenn auch ihre Worte offenbar an den auf dem Divan Sitzenden gerichtet waren. „Ich will es, ich will es; wenn er aber fortgeht, so gehe auch ich mit fort!“ fügte sie hinzu, und ihre Augen funkelten plötzlich.

„Was meine Königin zu befehlen geruht, das ist Gesetz!“ sprach der polnische Herr, nachdem er Gruschenka galant die Hand geküßt hatte. „Ich bitte den Herrn, an unserer Gesellschaft teilzunehmen!“ wandte er sich liebenswürdig an Mitja.

Mitja wollte wiederum hinzuspringen, in der offenbaren Absicht, von neuem eine Tirade loszulassen, es kam aber etwas anderes heraus.

„Laßt uns trinken, Pane!“ sprach er plötzlich statt einer Rede. Alle brachen in Lachen aus.

„Mein Gott! Und ich dachte, er will wiederum eine Rede halten!“ rief Gruschenka nervös. „Hörst du, Mitja,“ fügte sie mit Nachdruck hinzu, „spring nicht mehr so auf; daß du aber Champagner mitgebracht hast, das ist herrlich! Ich werde auch trinken, Liköre kann ich aber nicht ausstehen. Aber am allerbesten ist es doch, daß du selber angefahren kamst, sonst herrscht hier eine Langeweile . . . Ja, du bist wohl gekommen, um wiederum zu bummeln? Ja, so stecke doch das Geld in die Tasche! Wo hast du denn so viel herbeikommen?“

Mitja, der noch immer die Geldscheine in der Hand zusammengeknüllt hielt (alle hatten sie bemerkt und besonders die beiden Polen), steckte sie rasch und verlegen in die Tasche. Er war rot geworden. In diesem Augenblick brachte der Wirt eine entforzte Flasche Champagner und Gläser auf einem Auftragsbrett. Mitja erfaßte sofort die Flasche, er war aber so verwirrt, daß er ganz vergaß, was man mit ihr tun muß. Kalganoff nahm sie ihm ab und goß statt seiner den Wein ein.

„Ja, noch, noch eine Flasche!“ schrie Mitja dem Wirt zu und vergaß dabei völlig, mit dem polnischen Herrn anzustoßen, den er doch selber so feierlich aufgefördert hatte, mit ihm eine Friedensflasche zu trinken, und er trank plötzlich sein ganzes Glas aus, allein, ohne auf irgend jemanden zu warten. Sein ganzes Gesicht veränderte sich mit einem Male. An Stelle des feierlichen und tragischen Ausdruckes, mit dem er eingetreten war, schien sich irgend etwas Kindliches in ihm zu offenbaren. Es war, als ob er sich plötzlich völlig gedemütigt und erniedrigt habe. Er blickte auf alle schüchtern und froh, wobei er häufig nervös fischerte, mit der dankbaren Miene eines schuldigen Hündchens, das man wiederum streichelte und wieder hineinließ. Es war, als ob er alles vergessen habe, und er schaute alle mit Entzücken an, mit kindlichem Lächeln. Auf Gruschenka blickte er unaufhörlich lächelnd, und er rückte seinen Stuhl bis ganz dicht an ihren Sessel heran. Allmählich betrachtete er auch die beiden Herren, wenn er sich auch noch wenig Rechenschaft über sie abgelegt hatte. Bei dem Herrn auf dem Divan fiel ihm die würdevolle Haltung auf, die polnische Aussprache und vor allem — die Pfeife. „Nun, was ist denn dabei, nun, und es ist auch gut, daß er eine Pfeife raucht!“ dachte Mitja. Das etwas aufgedunsene, fast schon vierzigjährige Gesicht des Polen, mit einem sehr kleinen Naschen, unter dem der dünne und spitze Schnurrbart

hervorsah, geschwärzt und frech, rief gleichfalls vorderhand noch nicht die geringsten Fragen in Mitja hervor. Sogar das sehr jämmerliche Perückchen dieses Herrn (es war in Sibirien gefertigt und hatte einfältig vorgebürstete Schläfenhaare) machte keinen besonderen Eindruck auf Mitja: „das heißt also, so muß es auch sein, wenn er schon eine Perücke trägt“, fuhr er in seliger Stimmung fort, sich selber zu erklären. An dem andern Herrn aber, der an der Wand saß (er war jünger als der auf dem Divan), auf die ganze Gesellschaft frech und herausfordernd blickte und mit schweigender Verachtung dem allgemeinen Gespräch gelauscht hatte, fiel Mitja gleichfalls nur sein außerordentlich hoher Wuchs auf, der in seltsamem Gegensatz stand zu der Figur des auf dem Divan sitzenden Polen. „Wenn er aufsteht, wird er sechs Fuß hoch sein!“ blitzte es ihm durch den Kopf. Er ahnte gleichfalls, daß dieser hochgewachsene Herr wahrscheinlich der Freund und Helfershelfer des Herrn auf dem Divan sei, sozusagen „seine Leibwache“, und daß der kleine Herr mit der Pfeife natürlich dem hochgewachsenen Herrn kommandiere. Aber es kam Mitja so vor, daß auch dies alles furchtbar gut und durchaus einwandfrei sei. In dem kleinen Hündchen war jede Nebenbuhlerschaft erstorben. Von Gruschenka und dem rätselhaften Ton einiger ihrer Phrasen verstand er noch gar nichts, er verstand nur, indem er im tiefsten Herzen erbebte, daß sie zu ihm freundlich sei, daß sie ihm verzeihe und ihn neben sich gesetzt habe. Er war außer sich vor Entzücken, als er sah, wie sie den Wein aus dem Glase schlürfte. Indessen schien es, als ob das plötzliche Schweigen der Gesellschaft ihn betroffen gemacht habe, und er begann alle der Reihe nach anzublicken mit Augen, die irgend etwas erwarteten: „Was sitzen wir denn so da, warum fangt ihr denn gar nichts an, meine Herrschaften?“ das ungefähr sprach sein lächelnder Blick.

„Ja, sehen Sie, er lügt immerzu, und wir lachten die ganze Zeit darüber“, begann plötzlich Kalganoff, gleich als ob er Mitjas Gedanken erraten habe, und er wies auf Maximoff hin.

Mitja richtete mit Eifer seine Blicke auf Kalganoff und dann sogleich auch auf Maximoff.

„Er lügt?“ Und er lachte sein kurzes, hölzernes Lachen, indem er sich sogleich schon über etwas gefreut hatte: „Ha, ha!“

„Ja. Stellen Sie sich nur vor, er behauptet, unsere ganze Kavallerie habe in den zwanziger Jahren Polinnen geheiratet: das ist aber doch ein furchtbarer Unsinn, nicht wahr?“

„Polinnen?“ griff wiederum Mitja auf, und diesmal schon in fraglosem Entzücken.

Kalganoff begriff außerordentlich gut die Beziehungen Mitjas zu Gruschenka, er erriet auch, was es mit dem polnischen Herrn für eine Bewandnis habe; aber dies beschäftigte ihn überhaupt nicht derart, ja vielleicht beschäftigte ihn dies sogar gar nicht, es beschäftigte ihn am allermeisten Maximoff. Er war ganz zufällig mit ihm hierhergeraten, und die Polen hatte er hier im Gasthaus zum ersten Male im Leben angetroffen. Gruschenka kannte er indes schon früher, und er war sogar einmal bei ihr gewesen mit irgendwem: damals hatte er ihr nicht gefallen. Hier aber hatte sie sehr freundlich auf ihn geschaut: bis zur Ankunft des Mitja hatte sie ihn sogar gestreichelt, es schien aber, als sei er sehr gefühllos geblieben. Kalganoff war ein junger Mensch, nicht mehr als zwanzig Jahre alt, elegant gekleidet, mit einem sehr lieben weißen Gesichtchen und mit schönen dichten, dunkelblonden Haaren. In diesem weißen Gesichtchen waren aber prachtvolle hellblaue Augen, mit einem klugen, bisweilen sogar tiefen Ausdruck, der so gar nicht seinem Alter angemessen war, ungeachtet dessen, daß der junge Mensch bisweilen durchaus wie ein Kind sprach und ausschaute und sich

dessen nicht im geringsten schämte, dies vielmehr sogar selber eingestand. Ueberhaupt war er sehr eigenartig, sogar launisch, aber immer freundlich. Bisweilen schimmerte in dem Ausdruck seines Gesichtes irgend etwas Unbewegliches und Troziges: er sah auf einen, hörte zu, es war aber, als ob er selber dabei hartnäckig über etwas Eigenes nachdenke. Bald ließ er sich gehen und war faul, bald begann er sich plötzlich aufzuregen, bisweilen augenscheinlich aus der allernichtigsten Ursache heraus.

„Stellen Sie sich vor, ich schleppe ihn schon vier Tage mit mir herum,“ fuhr er fort, wobei es fast den Anschein hatte, als ob er faul die Worte ziehe, indes ohne jede Geziertheit, durchaus natürlich. „Erinnern Sie sich, von der Zeit an, als ihn damals Ihr Bruder aus dem Wagen stieß, und er nur so flog. Damals hat er gerade dadurch mein großes Interesse erregt, und ich nahm ihn aufs Land mit; er aber lügt jetzt immer, so daß man sich mit ihm schämen muß. Ich werde ihn zurückbringen.“

„Der Herr hat noch gar keine polnische Frau gesehen, und erzählt, was gar nicht sein konnte“, bemerkte der Pole mit der Pfeife zu Maximoff.

Der polnische Herr mit der Pfeife konnte ganz ordentlich Russisch sprechen, wenigstens viel besser, als er sich den Anschein gab. Wenn er sich aber russischer Worte bediente, so pflegte er sie zu entstellen, indem er sie dem Polnischen anpaßte.

„Ja, aber ich bin doch selber mit einer Polin verheiratet gewesen“, sicherte Maximoff zur Antwort.

„Nun, so haben Sie denn bei der Kavallerie gedient? Das haben Sie doch von der Kavallerie gesagt! Sind Sie demnach denn Kavallerist?“ mischte sich sogleich Kalganoff ein.

„Ja, natürlich, ist er denn Kavallerist? Ha, ha!“ schrie Mitja, der mit gespannter Aufmerksamkeit gehorcht und rasch seinen fragenden Blick auf jeden gerichtet hatte, der zu sprechen an-

sing, gleich als ob er Gott weiß was von jedem zu hören erwarte.

„Nein, sehen Sie,“ wandte sich Maximoff an ihn, „ich spreche davon, daß dort diese polnischen Fräulein ... sie sind sehr schön ... wenn sie nur mit unserm Ulanen den Mazurka zu Ende tanzten, wenn sie nur mit ihm den Mazurka beendet hat, ihm auch sogleich schon auf die Knie springt, wie ein Käzchen ... ein weißes ..., aber der Vater und die Mutter sehen es und erlauben es ... und erlauben es ..., der Ulan wird aber morgen kommen und seine Hand anbieten — so ist es ... und seine Hand anbieten. Hi, hi!“ kicherte Maximoff, als er geendet hatte.

„Der Herr ist ein Strolch!“ brummte plötzlich der hochgewachsene Herr auf dem Stuhle und schlug ein Bein über das andere. Mitja fiel nur sein gewaltiger Stiefel auf, der eine dicke und schmutzige Sohle hatte. Ja, und überhaupt waren beide Polen ziemlich schmierig gekleidet.

„Nun, da ist er auch jetzt ein Strolch! Was schimpfst er denn?“ rief plötzlich ärgerlich Gruschenka.

„Pani¹ Agrippina, der Herr sah in Polen Sklavinnen, aber nicht adlige Fräulein,“ bemerkte der Herr mit der Pfeife zu Gruschenka.

„Kannst du dem überhaupt Beachtung schenken!“ fiel ihm verdächtig der hochgewachsene Herr auf dem Stuhle ins Wort.

„Auch das noch! Laßt ihn doch ausreden! Die Leute unterhalten sich, was soll man sie stören? Mit ihnen ist es lustig!“ bemerkte Gruschenka bissig.

„Ich störe gar nicht, Pani“, entgegnete bedeutsam der Herr in der Perücke mit einem langen Blick auf Gruschenka, und nachdem er mit gewichtiger Miene verstummt war, begann er von neuem an seiner Pfeife zu ziehen.

¹ Weibliche Anrede im Polnischen.

„Aber nein, nein, da hat der polnische Herr jetzt die Wahrheit gesagt!“ ereiferte sich wiederum Kalganoff, als ob Gott weiß wovon die Rede gewesen sei. „Er war doch gar nicht in Polen, warum spricht er denn da über Polen? Sie haben doch gar nicht in Polen geheiratet, nicht wahr?“

„Nein, im Smolenskiſchen Gouvernement. Sie hatte aber schon wiederum ein Ulan entführt, nämlich meine Gattin, meine zukünftige, mit ihrer Mutter, mit ihrer Tante, mit noch einer Verwandten und deren erwachsenem Sohn, dies schon aus dem wirklichen Polen, aus dem wirklichen ... und sie mir abgetreten. Das war ein Leutnant bei uns, ein sehr hübscher junger Mensch. Anfangs hatte er sie selber heiraten wollen, ja, und dann hat er sie nicht geheiratet, weil es sich erwies, daß sie lahm war ...“

„So haben Sie denn eine Lahme geheiratet?“ rief Kalganoff aus.

„Ja. Da haben mich schon beide damals ein wenig betrogen und es mir verheimlicht. Ich glaubte, sie hüpfte nur ... sie hüpfte immer, und ich glaubte auch, daß sie dies aus Lustigkeit tue ...“

„Aus Freude darüber, daß sie Sie heiratete?“ schrie mit einer ganz kindlichen, gellenden Stimme Kalganoff.

„Ja, vor Freude. Es erwies sich aber später, daß dies eine ganz andere Ursache hatte. Hernach, als wir getraut waren, hat sie mir, nach der Trauung, noch an demselben Abend auch gestanden und sehr gefühlvoll um Verzeihung gebeten; über eine Pfütze, spricht sie, sei sie einstmals in jungen Jahren hinüberggesprungen und habe sich so ihr Füßchen verletzt, hi, hi!“

Kalganoff ergoß sich auch nur so im allerkindlichsten Gelächter und fiel fast auf den Diwan. Auch Gruschenka brach in Lachen aus. Mitja war aber auf dem Gipfel des Glückes.

„Wissen Sie, wissen Sie, da spricht er jetzt schon die Wahrheit, da lügt er jetzt nicht!“ rief Kalganoff aus, indem er sich an Mitja wandte. „Wissen Sie auch, er war ja zweimal verheiratet — dies hier erzählt er von seiner ersten Frau —, seine zweite Frau aber, wissen Sie, ist ihm davongelaufen und lebt auch jetzt noch, wissen Sie das?“

„In der That?“ und Mitja wandte sich plötzlich nach Maximoff um, wobei sein Gesicht ein außerordentliches Staunen ausdrückte.

„Ja, sie ist davongelaufen, ich hatte diese Unannehmlichkeit,“ bestätigte bescheiden Maximoff, „mit einem Herrn . . . Aber die Hauptsache, sie hatte zuallererst mein ganzes Gütchen im voraus auf sich allein überschreiben lassen. ‚Du‘, spricht sie, ‚bist ein gebildeter Mensch, du wirst auch selber dir dein Brot verdienen können.‘ Damit hat sie mich denn auch hineingelegt. Einst hat auch ein hochwürdiger Bischof mir gesagt: ‚Deine eine Frau war lahm, die andere aber schon allzu sehr leichtfüßig!‘ Hi, hi!“

„Hört, hört!“ schäumte Kalganoff auf. „Wenn er auch lügt — und er lügt häufig —, so lügt er einzig und allein, um allen Vergnügen zu bereiten: das ist nicht gemein, nicht gemein! Wissen Sie, ich liebe ihn bisweilen. Er ist sehr gemein, er ist aber auf natürliche Weise gemein, wie? Manch einer handelt gemein zu irgendeinem Zwecke, um Vorteil zu haben, er aber einfach so, er tut das von Natur . . . Stellen Sie sich vor, er behauptet zum Beispiel (gestern hat er den ganzen Weg darüber gestritten), Gogol habe in den ‚Toten Seelen‘ das über ihn geschrieben. Sie entsinnen sich, dort ist ein Gutsbesitzer Maximoff, den Nosdreff durchprügeln ließ, wofür er denn auch angeklagt ward, ‚weil er dem Gutsbesitzer Maximoff eine tätliche Beleidigung zugefügt habe mit Ruten in betrunkenem Zustande‘.

Nun, erinnern Sie sich? So, wie denn, stellen Sie sich vor, er behauptet, das sei er gerade gewesen, und ihn habe man da mit Ruten durchgeprügelt! Nun, kann das denn sein? Tschitschikoff machte seine Fahrt allerspätstens in den zwanziger Jahren, zu ihrem Beginn, so daß die Jahre durchaus nicht stimmen. Man konnte ihn damals nicht durchprügeln. Man konnte doch nicht, wie?"

Es war schwer, sich vorzustellen, weshalb sich denn Kalganoff so ereiferte; aber er tat das aufrichtig. Mitja ging völlig in seinen Interessen auf.

„Nun ja, wenn man ihn aber doch durchgeprügelt hat!“ rief er lachend.

„Nicht, daß man mich durchprügelte, aber nur so“, mischte sich plötzlich Maximoff ein.

„Wie denn das? Entweder hat man durchgeprügelt — oder tat man es nicht?“

„Wieviel Uhr ist es?“ wandte sich mit gelangweiltem Gesichte der Herr mit der Pfeife an den hochgewachsenen Herrn auf dem Stuhle. Der suchte zur Antwort die Achseln: keiner von ihnen besaß eine Uhr.

„Weshalb soll man nicht plaudern? Laßt doch auch die andern sprechen! Wenn es euch langweilig ist, sollen auch die andern schweigen!“ fiel wiederum Gruschenka über den polnischen Herrn her; offenbar suchte sie absichtlich Händel.

Mitja schien jetzt zum ersten Male eine Ahnung aufzugehen. Diesmal antwortete der polnische Herr schon mit sichtlicher Geiztheit.

„Ich widerspreche ja gar nicht, ich habe auch gar nichts gesagt!“

„Nun ja, gut. Du aber erzähle!“ rief Gruschenka Maximoff zu. „Was seid ihr denn alle verstummt?“

„Ja, da ist auch gar nichts zu erzählen, weil dies alles nur

Dummheiten sind“, ergriff sogleich Maximoff das Wort mit sichtlichem Vergnügen und ein wenig sich zierend. „Ja, und auch bei Gogol ist alles nur in allegorischem Sinne gemeint, denn er hat alle Namen allegorisch gewählt: Nosdreff war ja nicht Nosdreff, vielmehr Nossoff, aber Kumschinnikoff — das ist sogar schon durchaus nicht ähnlich, denn er hieß Schworneff. Finardi war aber Finardi, nur kein Italiener, vielmehr ein Russe Petroff, und Mamsell Finardi war ein hübsches Mädchen, die Weinchen in Trikot, schöne Weinchen, das Mädchen kurz mit Flittergold, und da drehte sie sich, ja nur nicht vier Stunden, vielmehr im ganzen nur vier Minuten . . . und verführte alle!“

„Ja, weshalb hat man dich denn durchgeprügelt, weshalb denn nur?“ brüllte Kalganoff.

„Wegen des Piron“, antwortete Maximoff.

„Was war das für ein Piron?“ rief Mitja.

„Der bekannte französische Schriftsteller Piron. Wir hatten damals alle Wein getrunken in einer großen Gesellschaft im Wirtshause auf diesem selben Jahrmarkt. Sie hatten auch mich eingeladen, und ich begann zu allererst Epigramme zu sprechen: ‚Bist du das, Boileau, was für ein lächerlicher Anzug!‘ Aber Boileau antwortet, er sei auf dem Wege zu einer Maskerade, das heißt zum Badehaus. Hi, hi! Und sie nahmen das auf ihre Rechnung. Ich aber sagte rasch ein zweites Epigramm, das allen gebildeten Menschen sehr bekannt ist, ein bissiges:

‚Du bist Sappho, ich Phaon, ich streite nicht darüber. Aber zu meinem Kummer findest du nicht den Weg zum Meere.‘

Sie erzürnten sich noch mehr und begannen mich dafür auf unanständige Weise zu schimpfen; ich aber erzählte da gerade auch noch zu meinem Unglück, um die Sache wieder ins reine zu bringen, eine sehr ‚gebildete‘ Anekdote über Piron, daß man ihn nicht in die Französische Akademie aufgenommen habe, er aber,

um sich zu rächen, sich folgenden Spruch für seinen Grabstein ausgedacht habe:

„Hier liegt Piron, der gar nichts war,
Nicht einmal Akademiker!“

Sie faßten mich, ja, und prügelten mich durch.“

„Ja, aber weswegen denn, weswegen?“

„Wegen meiner Bildung. Gibt es denn wenig Gründe, derentwegen die Menschen einen Menschen prügeln können?“ schloß sanft und erbaulich Maximoff.

„Ach, genug, das alles ist ekelig, ich will es nicht hören, ich dachte, es werde etwas Lustiges sein“, unterbrach ihn plötzlich Gruschenka. Mitja fuhr zusammen und hörte sogleich auf zu lachen. Der hochgewachsene polnische Herr erhob sich und begann mit der hochmütigen Miene eines Menschen, der sich langweilt und nicht in seine Gesellschaft geriet, im Zimmer umherzugehen, von einer Ecke in die andere, die Hände auf dem Rücken.

„Siehst du, da hat er denn angefangen herumzulaufen!“ sprach Gruschenka und schaute verächtlich auf ihn. Mitja ward unruhig, zudem bemerkte er, daß der polnische Herr auf dem Divan ihn mit gereizter Miene anschaute.

„Pane,“ rief Mitja, „laßt uns trinken, Pane! Und mit dem andern Pan gleichfalls: Laßt uns trinken, Panowe¹!“ Er rückte sogleich drei Gläser heran und goß Champagner ein.

„Auf Polen, ihr Herren, ich trinke auf euer Polen, auf das polnische Reich!“ rief Mitja aus.

„Das ist mir sehr angenehm, mein Herr, trinken wir“, sprach gewichtig und herablassend der polnische Herr auf dem Divan und nahm sein Glas.

¹ Plural von Pan.

„Auch der andere Herr, wie heißt er, beda, Huldvoller¹, nimm dein Glas!“ rief Mitja.

„Herr Wrublewsky!“ soufflierte der Herr auf dem Diwan.

Der Herr Wrublewsky kam schaukelnden Ganges zu dem Tische und ergriff stehend sein Glas.

„Auf Polen, ihr Herren, hurra!“ schrie Mitja, nachdem er sein Glas ergriffen hatte.

Alle drei tranken aus. Mitja erfaßte die Flasche und goß so gleich wiederum drei Gläser ein.

„Setzt auf Rußland, ihr Herren, und laßt uns Brüderschaft schließen!“

„Gieß auch uns ein,“ sprach Gruschenka; „auf Rußland will auch ich trinken!“

„Auch ich!“ sprach Kalganoff.

„Ja, auch ich möchte auf Rußlandchen trinken, auf das alte Großmütterchen“, grinste Maximoff.

„Alle, alle!“ rief Mitja aus. „Herr Wirt, noch Flaschen!“

Man brachte alle drei Flaschen, die übriggeblieben waren von denen, die Mitja mitgebracht hatte. Mitja goß ein.

„Auf Rußland, hurra!“ rief er von neuem. Alle außer den polnischen Herren tranken. Gruschenka aber trank auf einmal ihr ganzes Glas aus. Die polnischen Herren hatten die ihrigen nicht einmal berührt.

„Wie denn, ihr Herren?“ rief Mitja aus. „Also so sind Sie?“

Herr Wrublewsky nahm das Glas, erhob es und sprach mit laut-schallender Stimme:

„Auf Rußland innerhalb der Grenzen, die es bis zum Jahre 1772 innehatte!“

„So ist es richtig!“ rief der andere polnische Herr, und beide leerten auf einmal ihre Gläser.

¹ Anrede des polnischen Adligen.

„Schafsköpfe seid ihr, ihr Herren!“ entrang es sich plötzlich Mitja.

„Herr!“ schrien drohend beide polnischen Herren, indem sie sich Mitja wie Hähne gegenüberstellten. Besonders Herr Brublewski war in Wut geraten.

„Kann man denn sein Vaterland nicht lieben?“ rief er aus.

„Schweigen! Nicht streiten! Es soll kein Streit sein!“ rief gebieterisch Gruschenka und stampfte mit ihrem Füßchen auf. Ihr Gesicht war entflammt, ihre Augen funkelten. Das kam daher, daß sie eben ein ganzes Glas ausgetrunken hatte. Mitja erschreckte sich furchtbar.

„Verzeihen Sie mir, meine Herren! Da bin ich schuldig, ich werde es nicht wieder tun. Brublewsky, Herr Brublewsky, ich werde es nicht wieder tun!“

„Ja, so schweige wenigstens du, setze dich doch, was bist du für ein Dummkopf!“ fuhr ihn Gruschenka mit bösem Verdruß an.

Alle setzten sich, alle verstummten, alle blickten einer auf den andern.

„Meine Herren, an allem bin ich schuld!“ begann sogleich wieder Mitja, der nichts verstanden hatte von dem, was Gruschenka ausgerufen hatte. „Nun, was sagen wir denn so? Nun, womit sollen wir uns denn beschäftigen ... damit es lustig werde, wiederum lustig?“

„Ach, in der Tat, es ist nichts weniger als lustig“, sprach faul stotternd Kalganoff.

„Sollen wir nicht Bänkchen spielen, wie vorhin? ...“ kicherte plötzlich Maximoff.

„Bank? Herrlich!“ griff Mitja auf. „Wenn nur die beiden polnischen Herren ...“

„Spät ist es, mein Herr!“ äußerte sich, als ob er keine Lust habe, der Herr auf dem Divan.

„Das ist richtig!“ stimmte Herr Wrublewsky bei.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Gruschenka.

„Das bedeutet spät, eine späte Stunde“, erklärte der Herr auf dem Divan.

„Und immer ist es ihnen spät, und immer ist es ihnen unmöglich!“ kreischte fast vor Verdruß Gruschenka. „Selber sitzen sie da und langweilen sich, und da soll es auch den andern langweilig sein! Bevor du kamst, Mitja, haben sie immer ebenso geschwiegen und geschmollt!“

„Meine Göttin!“ schrie der Herr auf dem Divan, „wie du sagst, so soll es auch sein! Ich sehe deine schlechte Laune, deshalb bin ich auch traurig. Ich bin bereit, mein Herr“, endete er, indem er sich an Mitja wandte.

„Fang an, Pane“, ergriff Mitja das Wort; er nahm aus der Tasche seine Geldscheine und legte zwei Hundertrubelscheine auf den Tisch.

„Ich will viel an dich verspielen. Nimm die Karten, halte Bank!“

„Die Karten soll der Wirt geben, mein Herr!“ sprach der kleine polnische Herr ernst und mit Nachdruck.

„Das ist das allerbeste!“ stimmte Herr Wrublewsky bei.

„Der Wirt? Gut, ich verstehe, meinetwegen der Wirt, da haben Sie recht, meine Herren! Karten!“ kommandierte Mitja dem Wirte.

Der Wirt brachte ein unentsiegeltes Kartenspiel und sagte Mitja, daß die Mädchen sich schon versammeln und die Juden mit dem Zimbal wahrscheinlich gleichfalls bald kommen werden, daß aber das Dreigespann mit den Vorräten noch nicht angekommen sei. Mitja sprang auf und lief ins andere Zimmer, um sogleich seine Anordnungen zu treffen. Es waren aber im ganzen nur drei Mädchen gekommen, ja, und auch Maria war noch nicht

da. Ja, und auch er selber wußte nicht, was er anordnen sollte und weshalb er eigentlich herausgelaufen sei: er befahl nur, aus der Kiste die Süßigkeiten herauszunehmen, die Eisbonbons und Schmandbonbons, und die Mädchen damit zu beschenken. — „Ja, dem Andrei Schnaps, Schnaps dem Andrei!“ befahl er rasch. „Ich habe den Andrei gekränkt!“ Da berührte ihn plötzlich an der Schulter Maximoff, der ihm nachgelaufen war.

„Geben Sie mir fünf Rubel!“ flüsterte er dem Mitja zu. „Ich möchte auch auf die Bank riskieren, hi, hi!“

„Schön, herrlich! Nehmen Sie diese zehn Rubel!“ Er nahm wiederum alle Geldscheine aus der Tasche und suchte zehn Rubel heraus. „Wenn du aber verlierst, so komm wieder, komm wieder ...“

„Gut!“ flüsterte freudig Maximoff und lief zum Saal zurück. Ihm folgte sogleich auch Mitja und entschuldigte sich, daß er auf sich habe warten lassen. Die polnischen Herren hatten schon Platz genommen und das Kartenspiel entsiegelt. Sie blickten aber bei weitem höflicher, fast freundlich drein. Der Herr auf dem Divan hatte eine neue Pfeife angesteckt und war eben daran, die Karten aufzudecken; in seinem Gesichte malte sich sogar eine gewisse Feierlichkeit.

„Fangen wir an, meine Herren!“ rief Herr Brublewsky.

„Nein, ich werde nicht mehr spielen,“ ließ sich Kalganoff vernehmen; „ich habe schon vorhin an Sie fünfzig Rubel verloren.“

„Der Herr hatte Unglück, der Herr kann wiederum Glück haben“, bemerkte nach seiner Seite hin der Herr auf dem Divan.

„Wieviel ist in der Bank? Va banque?“ rief Mitja mit Feuer.

„Gut, mein Herr, vielleicht hundert, vielleicht zweihundert, wieviel du setzen wirst!“

„Eine Million!“ lachte Mitja.

„Der Herr Kapitän hat vielleicht von Herrn Podwisozky gehört?“

„Was für ein Podwisozky?“

„In Warschau stellt auf die Bank, wer hereinkommt . . . Es tritt Herr Podwisozky ein, sieht Tausende in Gold und stellt ‚Va banque‘. Der Bankhalter spricht: ‚Herr Podwisozky, stellst du Gold auf Ehre?‘ ‚Auf Ehre, Herr‘, sprach Podwisozky. ‚Um so besser, mein Herr!‘ Der Bankhalter deckt die Karten auf. Podwisozky nimmt tausend Goldstücke. ‚Empfange, mein Herr‘, spricht der Bankhalter, nahm die Kasse heraus und gibt eine Million! ‚Nimm, Pane, das ist dein Konto.‘ Die Bank enthielt eine Million. ‚Ich wußte das nicht‘, spricht Podwisozky. ‚Herr Podwisozky,‘ spricht der Bankhalter, ‚du hast auf Ehre gestellt, und wir ebenso.‘ Podwisozky nahm die Million!“

„Das ist nicht wahr!“ sprach Kalganoff.

„Herr Kalganoff, so sagt man nicht in anständiger Gesellschaft!“

„So wird dir denn auch der polnische Spieler die Million aushändigen!“ rief Mitja, aber er besann sich augenblicklich. „Verzeih, Pane, ich bin schuldig, ich bin wiederum schuldig, er wird geben, er wird die Million geben, auf Ehre, auf polnische Ehre! Siehst du, wie ich Polnisch spreche, ha, ha! So setze ich denn zehn Rubel, es gilt — Bube!“

„Ich aber setze ein Rubelchen auf das Dämchen, auf das Herzdämchen, auf das schöne, auf das kleine polnische Dämchen. Hi, hi!“ sicherte Maximoff, indem er seine Dame auswarf, und gleich, als ob er es vor allen verbergen wolle, rückte er sich dicht an den Tisch heran und bekreuzte sich rasch unter dem Tische. Mitja gewann. Es gewann auch das Rubelchen.

„Ede!“ rief Mitja.

„Ich setze wiederum ein Rubelchen, ich spiele einfachen Satz, ich bin ein kleiner, kleiner Simpelspieler“, murmelte selig Mari-

moff, außer sich vor Freude darüber, daß das Rubelchen gewonnen hatte.

„Geschlagen!“ rief Mitja. „Eine Sieben auf pe!“

Sie haben auch auf pe geschlagen.

„Hören Sie doch auf zu spielen!“ sprach Kalganoff.

„Auf pe, auf pe“, und Mitja verdoppelte seine Einsätze, aber was er auch auf pe setzte, alles ward geschlagen. Die Rubelchen gewannen aber.

„Auf pe!“ brüllte in Wut Mitja.

„Zweihundert Rubel hast du verspielt, Pane. Wirfst du noch zweihundert setzen?“ erkundigte sich der Herr auf dem Diwan.

„Wie, zweihundert Rubel habe ich schon verspielt? So? Dann noch einmal zweihundert! Alle zweihundert auf pe!“ Und Mitja nahm Geld aus der Tasche und wollte zweihundert auf die Dame werfen, als plötzlich Kalganoff sie mit der Hand bedeckte.

„Genug!“ rief er mit seiner hellen Stimme.

„Was tun Sie denn da?“ und Mitja blickte ihn scharf an.

„Genug, ich will es nicht! Sie werden nicht weiter spielen!“

„Weshalb?“

„Deshalb. Spucken Sie darauf und gehen Sie davon, deshalb. Ich werde nicht weiter spielen lassen.“

Mitja schaute ihn erstaunt an.

„Hör auf, Mitja, er spricht vielleicht die Wahrheit; schon ohne dies hast du viel verspielt“, sprach mit einem seltsamen Klang in der Stimme auch Gruschenka. Die beiden polnischen Herren erhoben sich plötzlich mit furchtbar beleidigter Miene.

„Scherzest du?“ sprach der kleine polnische Herr, indem er den Kalganoff streng anblickte.

„Wie wagen Sie dies zu tun?“ brüllte auch Herr Wrublewsky Kalganoff an.

„Wagt es nicht, wagt es nicht, zu schreien!“ rief Gruschenka.
 „Ach, ihr Truthähne!“

Mitja blickte sie alle der Reihe nach an; aber irgend etwas fiel ihm plötzlich im Gesichte der Gruschenka auf, und in diesem Augenblicke blitzte ihm etwas völlig Neues durch den Kopf — ein seltsamer, neuer Gedanke!

„Pani Agrippina!“ begann gerade der kleine polnische Herr, ganz rot vor Zorn, als plötzlich Mitja auf ihn zuschritt und ihm auf die Schulter schlug.

„Erlaucht, auf zwei Worte.“

„Was ist gefällig?“

„In jenes Zimmer, in jenes Gemach: zwei Wörtchen werde ich dir sagen, zwei schöne, allerschönste, du wirst zufrieden bleiben!“

Der kleine polnische Herr war überrascht und blickte argwöhnisch auf Mitja. Trotzdem erklärte er sich sogleich bereit, indes nur unter der Bedingung, daß auch Herr Brublewsky mit ihm gehe.

„Das ist wohl Ihr Leibwächter? Meinetwegen auch er, auch er ist nötig! Er ist sogar unbedingt nötig!“ rief Mitja. „Marsch, ihr Herren!“

„Wohin geht ihr denn?“ fragte Gruschenka in Unruhe.

„In einem Augenblick werden wir zurückkehren“, antwortete Mitja. Etwas wie Kühnheit, ein ganz unerwarteter Mut leuchtete in seinem Gesichte; durchaus nicht mit diesem Gesichtsausdruck war er vor einer Stunde in dies Zimmer getreten. Er führte die polnischen Herren in das Zimmer zur Rechten, nicht in jenes, das große, wo der Chor der Mädchen sich anschickte zu singen, und der Tisch gedeckt ward, vielmehr ins Schlafzimmer, wo sich Koffer befanden, Truhen und zwei große Betten mit einem Haufen Zitzkissen auf jedem. Dort brannte auf einem

kleinen Tischchen von rohem Holz, ganz in der Ecke, ein Licht. Der polnische Herr und Mitja setzten sich an dies Tischchen einander gegenüber, der hochgewachsene Herr Wrublewsky aber neben sie, die Hände auf dem Rücken. Die polnischen Herren blickten streng, aber mit sichtlichem Neugierde.

„Womit können wir dem Herrn dienen?“ lallte der kleine Herr.

„Mit folgendem, Pane, ich werde nicht viel Worte machen: hier hast du Geld,“ er nahm seine Scheine heraus, „willst du Dreitausend, nimm sie und verreise, wohin du willst!“

Der polnische Herr schaute forschend, was er schauen konnte, er sog sich förmlich mit seinem Blick im Gesicht des Mitja fest.

„Dreitausend, mein Herr?“ Er wechselte einen Blick mit Wrublewsky.

„Dreitausend, ihr Herren! Höre, Pane, ich sehe, daß du ein vernünftiger Mensch bist. Nimm die Dreitausend und gehe zu allen Teufeln, ja, und den Wrublewsky nimm auch mit, hörst du das? Aber sogleich, in diesem Augenblick und für alle Ewigkeit, verstehest du, Pane, auf ewig wirst du hier durch diese Thüre auch herausgehen. Was hast du da mitgebracht — einen Mantel, einen Pelz? Ich werde ihn dir heraustragen. Sofort, in diesem Augenblick, wird man dir ein Dreigespann anspannen — und auf Wiedersehen, Pane! Wie?“

Mitja erwartete mit Gewißheit eine Antwort. Er zweifelte nicht. Etwas außerordentlich Entschiedenes schimmerte im Gesichte des polnischen Herrn.

„Aber die Rubel, mein Herr?“

„Die Rubel, das ist so, mein Herr! Fünfhundert Rubel gebe ich dir sogleich zum Fuhrmann und zur Anzahlung, zweitausendfünfhundert Rubel aber morgen in der Stadt — ich schwöre bei meiner Ehre, es wird so sein, ich werde dies Geld aus der Erde stampfen!“ schrie Mitja.

Die Polen wechselten wiederum Blicke. Das Gesicht des kleinen Herrn begann einen Ausdruck anzunehmen, der Schlimmes erwarten ließ.

„Siebenhundert, siebenhundert, nicht fünfhundert, sogleich in diesem Augenblick in die Hand!“ fügte Mitja hinzu, da er etwas Ubles vorausfühlte. „Was ist dir, Pan? Du glaubst mir nicht? Ich kann dir doch nicht alle Dreitausend auf einmal geben? Wenn ich sie dir geben werde, wirst du morgen schon zu ihr zurückkehren. Ja, jetzt habe ich auch nicht alle Dreitausend bei mir, das Geld liegt bei mir zu Hause,“ stotterte Mitja in Angst, und bei jedem Worte immer mehr den Mut verlierend . . . „bei Gott, das Geld liegt bei mir, verborgen . . .“

In einem Augenblick malte sich das Gefühl einer außerordentlichen persönlichen Würde im Gesichte des kleinen polnischen Herrn.

„Was, verlangst du denn nicht noch etwas?“ fragte er ironisch. „Schmach! Schande!“ Und er spuckte aus. Es spuckte auch Herr Wrublewsky.

„Das sprichst du nur deshalb,“ sprach Mitja in Verzweiflung, da er begriff, daß alles aus sei, „weil du von Gruschenka mehr herauszuziehen gedenkst. Kapaune seid ihr beide, das seid ihr!“

„Ich bin aufs äußerste beleidigt!“ sprach plötzlich der kleine Herr, er war rot wie ein Krebs und lief eiligst aus dem Zimmer in furchtbarem Unwillen, gleich als ob er weiter nichts mehr hören wolle. Ihm folgte schaukelnden Schrittes auch Wrublewsky, und ihnen nach auch schon Mitja, verstört und erschrocken. Er fürchtete sich vor Gruschenka, er fühlte voraus, daß der polnische Herr sogleich zu schreien anfangen werde. So geschah es denn auch. Der polnische Herr trat in den Saal und stellte sich theatralisch vor Gruschenka.

„Pani Agrippina, ich bin aufs äußerste beleidigt!“ rief er nur eben aus; es war aber, als ob Gruschenka plötzlich jede Geduld verloren habe, ganz so, als ob man sie an der allerwundesten Stelle berührt habe.

„Russisch, sprich Russisch, kein einziges polnisches Wort will ich mehr hören!“ schrie sie ihn an. „Du hast doch früher Russisch gesprochen, hast du das wirklich vergessen in fünf Jahren!“ Sie war ganz rot geworden vor Wut.

„Pani Agrippina . . .“

„Ich bin — Agraphena, ich bin Gruschenka, sprich Russisch, oder ich will es gar nicht hören!“ Der polnische Herr leuchte vor gekränktem Ehrgeiz, und Russisch radebrechend, sprach er rasch und hochtrabend:

„Pani Agraphena, ich bin gekommen, um das Alte zu vergessen und es zu verzeihen, zu vergessen, was bis heute war . . .“

„Wie denn zu verzeihen? Da bist du gekommen, mir zu verzeihen?“ unterbrach ihn Gruschenka und sprang von ihrem Platze auf.

„So ist es, Pani; ich bin nicht kleinlich, vielmehr großmütig. Ich war aber erstaunt, als ich deine Liebhaber sah. Herr Mitja gab mir in jenem Gemach Dreitausend, damit ich abreise. Ich spuckte dem Herrn ins Gesicht.“

„Wie! Er gab dir Geld für mich?“ schrie Gruschenka hysterisch. „Ist das wahr, Mitja? Ja, wie hast du das denn gewagt? Bin ich denn eine Verkäufliche. . .?“

„Pane, Pane,“ brüllte Mitja los, „sie ist leuchtend rein, und niemals war ich ihr Liebhaber! Das hast du gelogen!“

„Wie wagst du es, mich vor ihm zu verteidigen?“ schrie Gruschenka. „Nicht aus Tugend war ich rein und nicht deshalb, weil ich Kusma fürchtete, vielmehr nur, um vor ihm stolz zu sein und das Recht zu haben, ihn einen Schuft zu nennen, wann ich

ihm begegnen werde. Ja, hat er denn wirklich von dir kein Geld angenommen?"

„Doch, er nahm doch, er nahm!“ rief Mitja aus. „Ja, er wollte nur alle Dreitausend auf einmal haben, ich aber habe ihm nur Siebenhundert Anzahlung geboten.“

„Nun, dann ist es auch klar: er hörte, daß ich Geld habe, und deshalb ist er auch gekommen, sich trauen zu lassen!“

„Pani Agraphena!“ schrie der Pan. „Ich bin — ein Ritter, ich bin ein Adliger, aber kein Lump! Ich kam, um dich zur Gattin zu nehmen, ich sehe aber eine neue Dame, nicht die frühere, vielmehr eine eigensinnige und schamlose!“

„Aber so scher dich doch dahin, von wo du gekommen bist! Ich werde sogleich befehlen, dich wegzujagen, und man wird dich wegzagen!“ schrie Gruschenka außer sich. „Eine Dumme, eine Dumme war ich, daß ich mich fünf Jahre quälte! Ja, und auch nicht seinetwegen habe ich mich gequält, ich habe mich aus Wut gequält! Ja, und das ist auch überhaupt nicht er! War er etwa ein solcher? Das ist irgendwie ein Vater von ihm! Wo hast du dir denn diese Perücke bestellt? Jener war ein Falke, dies aber ist ein Enterich. Jener lachte und sang mir Lieder . . . Ich aber, ich ergoß mich fünf Jahre in Tränen, eine verfluchte Lörin bin ich, eine Niedrige bin ich, eine Schamlose!“

Sie fiel auf ihren Sessel zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. In diesem Augenblick erscholl plötzlich im Nebenzimmer zur Linken der Chor der Mädchen von Mokroje, die sich endlich versammelt hatten — ein feckes Tanzlied ertönte.

„Das ist ja Sodom!“ brüllte plötzlich Herr Wrublewsky. „Wirt, jage doch die Schamlosen heraus!“

Der Wirt, der längst schon neugierig in die Thür schaute, da er das Schreien gehört hatte und ahnte, daß die Gäste in Streit miteinander geraten waren, erschien sogleich im Zimmer.

„Du, was schreißt du denn, was zerreißt du dir denn die Kehle?“ wandte er sich an Wrublewsky mit einer ganz unverständlichen Unhöflichkeit.

„Rindvieh!“ brüllte nur eben Herr Wrublewsky.

„Rindvieh? Aber du, mit was für Karten hast du denn eben gespielt? Ich gab dir ein Spiel, du aber hast es versteckt! Du hast mit gefälschten Karten gespielt! Ich kann dich wegen der gefälschten Karten nach Sibirien schicken lassen, weißt du das, denn das ist ganz das gleiche wie nachgemachtes Geld!“ Und er ging zum Divan hin, steckte seine Finger zwischen die Rückenwand und die Rissen des Divans und zog von dort ein nicht entsiegeltes Spiel Karten heraus.

„Das sind meine Karten, sie sind noch gar nicht entsiegelt!“ Er erhob sie und zeigte sie allen herum: „Ich sah ja von dort, wie er mein Spiel Karten in den Spalt steckte und durch das seinige ersetzte. Ein Spitzbube bist du, aber kein Pan!“

„Ich aber sah, wie jener Herr zweimal eine falsche Karte aufschlug!“ rief Kalganoff.

„Ach, was für eine Schande, was für eine Schande!“ rief Gruschenka aus. Sie rang die Hände und war wirklich vor Scham rot geworden. „Mein Gott, was ist das für ein Mensch geworden!“

„Auch ich habe das vermutet!“ rief Mitja. Er hatte aber noch nicht ausgeredet, als Herr Wrublewsky, verstört und in rasender Wut, sich an Gruschenka wandte, ihr mit der Faust drohte und sie anschrte:

„Öffentliche Dirne du!“ Er hatte das aber noch nicht ausgerufen, als Mitja sich auf ihn stürzte, ihn mit beiden Armen umfaßte, in die Luft hob und in einem Augenblick aus dem Saal in das Zimmer nach rechts trug, in das er eben erst beide geführt hatte.

„Ich habe ihn dort auf den Boden gelegt!“ bemerkte er, als er sogleich wieder zurückgekehrt war, und indem er vor Erregung keuchte: „Er raucht, die Kanaille, er wird wohl nicht von da hervorkommen!“ Er schloß die eine Hälfte der Thür, und indem er die andere sperrweit aufhielt, rief er dem kleinen Herrn:

„Erlaucht, ist es Ihnen nicht gefällig, sich ebenfalls dahin zu bemühen? Ich bitte Sie!“

„Väterchen, Mitri Fjedorowitsch!“ rief Triphon Borisowitsch aus. „Ja, so nimm ihnen doch das Geld ab, was du an sie verloren hast! Das ist ja ebenso, als ob sie es dir gestohlen hätten!“

„Ich will ihnen meine fünfzig Rubel nicht abnehmen!“ ließ sich plötzlich Kalganoff vernehmen.

„Und auch ich will nicht meine zweihundert zurückhaben!“ rief Mitja. „Ich werde sie ihm um keinen Preis abnehmen, soll er sie meinetwegen zum Trost behalten!“

„Das ist trefflich, Mitja! Du bist ein famoser Kerl, Mitja!“ rief Gruschenka, und ein Unterton furchtbarer Erbostheit klang in ihrem Ausruf. Der kleine Herr, rotbraun vor Wut, aber ohne im geringsten seine Würde zu verlieren, ging gerade zur Thür hin, er blieb aber stehen und sprach plötzlich, indem er sich an Gruschenka wandte:

„Pani, wenn du mit mir gehen willst — komm, wenn aber nicht — so leb wohl!“

Und mit gewichtiger Miene, keuchend vor Unwillen und gekränktem Ehrgeiz, ging er zur Thür. Er war ein Mann von Charakter: er hatte nicht einmal nach alle dem, was vorausgegangen war, die Hoffnung verloren, daß Gruschenka ihm folgen werde — eine so hohe Meinung hatte er von sich. Mitja schlug die Thür hinter ihm zu.

„Schließt sie ein!“ sprach Kalganoff. Das Schloß schnappte aber nach ihrer Seite ein, sie hatten sich selber eingeschlossen.

„So ist es recht!“ rief wiederum Gruschenka böse und mitleidlos. „So ist es recht. Dahin ist auch ihr Weg!“

8

Fieberwahn

Es begann fast eine Orgie, ein Trinkgelage für „die ganze Welt“. Gruschenka schrie als erste, man möchte ihr Wein geben: „Ich will trinken, ich will bis zur völligen Trunkenheit trinken, damit es so sei wie früher, erinnerst du dich, Mitja, erinnerst du dich, wie wir damals hier miteinander Bekanntschaft machten!“ Aber Mitja selber war wie im Fieber, und er ahnte „sein Glück“. Gruschenka jagte ihn übrigens ununterbrochen von sich fort: „Geh weg, sei lustig, sage ihnen, sie sollen tanzen, alle sollen lustig sein, Tanz die Stube, tanz der Ofen!“, wie damals, wie damals!“ fuhr sie fort auszurufen. Sie war furchtbar aufgeregert. Und Mitja beeilte sich, alles anzuordnen. Der Chor versammelte sich im Nebenzimmer. Das Zimmer aber, in dem sie bis dahin gegessen hatten, war zudem auch noch eng, in zwei Hälften geteilt durch einen Zickvorhang, hinter dem sich wiederum ein gewaltig großes Bett befand mit einem Federbett aus Daunen und einem Haufen ebensolcher mit Zick bezogener Kissen. Ja, und auch in sämtlichen vier „reinen“ Zimmern dieses Hauses standen solche Betten. Gruschenka wählte sich ihren Platz gerade in der Tür. Mitja brachte ihr einen Sessel dahin: genau ebenso hatte sie auch „damals“ gegessen, am Tage ihres ersten hier abgehaltenen Trinkgelages, und sie hatte von dort aus dem Chor gelauscht und dem Tanz zugehört. Alle Mädchen

von damals hatten sich versammelt; die Mädchen mit Geigen und Zimbal waren ebenfalls gekommen, und endlich langte auch die so erwartete Fuhr mit dem Wein und den Vorräten an. Mitja lief geschäftig hin und her. In das Zimmer kamen, um zuzuschauen, auch Fremde, Bauern und Bauernweiber, die schon geschlafen hatten, aber aufgestanden waren und eine ungewöhnliche Bewirtung ahnten, wie vor einem Monat. Mitja begrüßte und umarmte sich mit denen, die er kannte, rief sich die Gesichter ins Gedächtnis zurück, öffnete Flaschen und goß jedem ein, wen er gerade antraf. Auf den Champagner waren gar sehr lüstern nur die Mädchen, den Bauern hingegen gefiel viel mehr Rum, Kognak und besonders heißer Punsch. Mitja ordnete an, daß für alle Mädchen Schokolade gekocht werde, und daß drei Teemaschinen die ganze Nacht hindurch ununterbrochen Tee und Punsch kochen sollten für jeden, der da komme: wer nur will, der möge auch bewirtet werden. Mit einem Worte: es begann etwas Unordentliches und Albernes, es war aber, als ob Mitja in seinem eigentlichen Elemente sei, und je alberner alles ward, um so mehr belebte er sich. Wenn in diesen Minuten irgendein Bauer ihn um Geld gebeten hätte, so hätte er sogleich sein ganzes Geldbündel herausgezogen und ohne zu zählen nach rechts und links ausgeteilt. Wahrscheinlich deshalb, um Mitja vor solchem zu schützen, war der Wirt Triphon Borisowitsch um ihn herum, fast ohne ihm von der Seite zu weichen, und es schien, er habe es schon völlig aufgegeben, sich in dieser Nacht schlafen zu legen. Dabei trank er wenig (im ganzen nur ein Gläschen Punsch), und er nahm in seiner Art scharf die Interessen Mitjas wahr. In den Augenblicken, wo das ihm nötig schien, gebot er ihm freundlich und mit kriecherischer Miene Einhalt und überredete ihn und gab nicht zu, daß er, wie „damals“, die Bauern mit Zigarren und Rheinwein traktiere und Gott

behüte mit Geld beschenke, und er war selbst ungehalten darüber, daß die Mädchen Likör tranken und Konfekt aßen: „Das ist nur eine einzige Verlaustheit“, sprach er. „Ich stoße eine jede von ihnen mit dem Knie in den Rücken, ja, und ich werde ihnen noch befehlen, dies für eine Ehre zu halten — siehst du, solche sind sie!“ Mitja erinnerte noch einmal an Andrei und befahl ihm Punsch zu schicken: „Ich habe ihn vorhin beleidigt“, wiederholte er mit schwachgewordener und gerührter Stimme. Kalganoff hatte erst nicht trinken wollen, und auch der Chor der Mädchen gefiel ihm anfangs nicht allzu sehr; als er aber noch zwei Gläser Champagner getrunken hatte, ward er furchtbar lustig, stolzierte in den Zimmern auf und ab, lachte beständig und lobte alles und alle, die Lieder und die Musik. Maximoff, selig und angeheitert, wich nicht von seiner Seite. Gruschenka, die gleichfalls trunken zu werden begann, wies Mitja auf Kalganoff hin: „Was ist das für ein lieber, für ein wundervoller Knabe!“ Und Mitja lief mit Begeisterung zu Kalganoff und Maximoff, um sich mit ihnen zu küssen. O, er fühlte vielerlei voraus; noch hatte sie ihm zwar nichts Derartiges gesagt, und sie zögerte sogar augenscheinlich absichtlich damit, es zu sagen, nur bisweilen schaute sie auf ihn mit freundlichen, aber brennenden Augen. Endlich faßte sie ihn plötzlich fest an der Hand und zog ihn gewaltsam zu sich nieder. Sie selber saß damals im Sessel an der Tür.

„Wie bist du denn da vorhin eingetreten? Wie bist du da eingetreten? Ich habe mich so erschreckt. Wie hast du mich ihm denn abtreten wollen? Hast du das wirklich gewollt?“

„Ich wollte nicht dein Glück zerstören“, lispelte ihr in Seligkeit Mitja zu. Sie bedurfte aber gar nicht seiner Antwort.

„Nun, geh weg . . . erheitere dich,“ und sie jagte ihn wieder fort, „ja, und weine nicht, ich werde dich wieder rufen!“

Und er lief fort, sie aber lauschte weiter den Liedern und sah

wiederum dem Tanz zu, aber sie verfolgte ihn mit dem Blick, wo er auch war. Nach einer Viertelstunde rief sie ihn dann wieder zu sich, und wiederum kam er herbeigelaufen.

„Nun setz dich jetzt neben mich, erzähle, wie du gestern erfuhrst, daß ich hierhergefahren sei; von wem hast du es zuerst erfahren?“

Und Mitja begann alles zu erzählen, ohne Zusammenhang, unordentlich, heftig, und dabei seltsam erzählte er alles, häufig verzog er plötzlich die Brauen und brach ab.

„Weshalb verziehst du denn dein Gesicht?“ fragte sie ihn.

„Das hat nichts zu bedeuten — einen Kranken habe ich da zurückgelassen. Wenn er wieder gesund würde, wenn ich wüßte, daß er genesen wird, zehn von meinen Jahren würde ich auf der Stelle dafür geben!“

„Nun, Gott mit ihm, wenn er krank ist. So hast du dich denn wirklich gestern erschießen wollen? Ach, du Dummkopf, ja, und weswegen? Ich liebe aber gerade so Unvernünftige wie du“, flüsterte sie ihm mit etwas schwergewordener Zunge zu. „So bist du denn für mich zu allem bereit, wie? Und du hast wirklich, du Dummköpfchen, du hast dich tatsächlich morgen erschießen wollen! Nein, warte noch, morgen werde ich dir vielleicht ein Wörtchen sagen . . . nicht heute werde ich es dir sagen, vielmehr morgen; du möchtest aber wohl, daß es heute sei? Nein, heute will ich nicht . . . Nun, geh, geh jetzt, sei vergnügt!“

Einmal rief sie ihn indes zu sich, und es war, als sei sie ratlos und bekümmert.

„Weshalb bist du denn traurig? Ich sehe, es ist dir traurig zumute . . . Nein, ich sehe es schon,“ fügte sie hinzu, indem sie ihm scharf in die Augen sah, „wenn du dich auch dort mit den Bauern küßt und noch so sehr schreißt, so sehe ich da doch etwas. Nein, sei lustig, ich bin lustig, sei auch du lustig . . . Ich liebe hier

irgendwen, rate, wen? . . . Ei, sieh nur: mein Knabe ist entschlummert, er war betrunken, der liebe."

Sie sprach von Kalganoff: der war tatsächlich trunken geworden und auf einen Augenblick eingeschlafen, während er auf dem Sofa saß. Und er war nicht nur aus Trunkenheit eingeschlafen, es war ihm plötzlich aus irgendeinem Grunde traurig zumute geworden oder, wie er sagte, „langweilig“. Gar sehr entmutigten ihn schließlich auch die Lieder der Mädchen, die allmählich, je weiter das Trinkgelage fortschritt, in etwas schon allzu sehr „die Fasten Verletzendes“ und Zügelloses überzugehen begannen. Ja, und ihre Tänze gleichfalls: zwei Mädchen hatten sich als Bären maskiert, Stepanida aber, ein flinkes, munteres Mädchen, stellte mit einem Stod in der Hand den Bärenführer dar und begann sie „vorzuführen“. „Munter, Maria,“ schrie sie, „sonst bekommst du mit dem Stod!“ Endlich fielen die Bären auf den Boden in einer schon sehr unanständigen Stellung, unter dem überlauten Gelächter der ganzen Zuschauerschaft von Bauernweibern und Bauern, die so dicht standen, daß keine Stecknadel fallen konnte. — „Nun, und mögen sie auch, nun, und mögen sie auch“, sprach eindringlich Gruschenka, und ihr Gesicht war selig. „Ist ihnen ein Tag beschieden zum Lustigsein, warum sollen sie sich nicht freuen?“

Kalganoff aber machte ein Gesicht, als ob er sich mit irgend etwas beschmußt habe: „Schweinerei ist das alles, diese ganze Volkstümlichkeit“, bemerkte er, indem er beiseite trat. „Das sind ihre Frühlingsspiele, wann sie die Sonne bewachen die ganze Sommernacht hindurch!“ Besonders mißfiel ihm aber ein „neues“ Liedchen mit einem muntern Rehrreim, das davon handelte, wie ein „Herr“ gekommen sei und die Mädchen auf die Probe gestellt habe.

„Ein Gnädiger wollte wissen,
Ob die Mädchen ihn wohl lieben?“

Den Mädchen schien es aber, daß man einen „Herrn“ nicht lieben könne.

„Schlagen wird der Herr mich sehr,
Und ich werde ihn nicht lieben.“

Es kam dann ein Zigeuner, und auch er:

„Der Zigeuner wollte wissen,
Ob die Mädchen ihn wohl lieben?“

Auch den Zigeuner kann man nicht lieben:

„Stehlen wird wohl der Zigeuner,
Und ich werde Kummer leiden.“

Und so kamen denn viele Männer herbei, um zu fragen, sogar Soldaten:

„Wollte wissen der Soldat,
Ob die Mädchen ihn wohl lieben?“

Den Soldaten wiesen aber die Mädchen mit Hohn ab:

„Trägt 'nen Ranzen der Soldat,
Aber ich . . .“

Und da folgte denn ein durchaus unzulässiges Verschen, das indes völlig aufrichtig gesungen ward und bei den Zuhörern starken Beifall fand. Es endigte die Sache endlich beim Kaufmann:

„Auch der Kaufmann wollte wissen,
Ob die Mädchen ihn wohl lieben?“

Und es erwies sich, daß sie ihn gar sehr lieben, sozusagen deshalb:

„Handeln wird mein Kaufmännchen,
Und ich werde Königin sein.“

Kalganoff ward sogar wütend: „Das ist durchaus ein Lied von gestern“, bemerkte er laut. „Und wer verfaßt ihnen nur dies? Es fehlt nur noch, daß der Eisenbahner oder der Jude vorbeifährt und die Mädchen auf die Probe stellt: die hätten gewiß alle besiegt!“ Und fast sich gekränkt fühlend, hatte er da auch erklärt, er langweile sich. Er hatte sich dann auf den Divan gesetzt und war plötzlich eingeschlafen. Sein hübsches Gesichtchen war etwas bleich und hatte sich auf das Kissen des Divans zurückgelehnt.

„Sieh nur, wie hübsch er ist!“ sprach Gruschenka, indem sie den Mitja zu ihm hinführte. „Ich habe ihm vorhin den Kopf gekämmt, seine Härchen sind wie Flachs und so dicht.“

Und sie beugte sich in Rührung über ihn und küßte ihn auf die Stirne. Kalganoff öffnete sogleich die Augen, blickte auf sie, erhob sich ein wenig und fragte mit der allerbekümmertsten Miene, wo Maximoff sei.

„Das ist es also, wessen er bedarf!“ rief Gruschenka und lachte. „Ja, sitz doch mit mir einen Augenblick. Mitja, hole seinen Maximoff herbei!“

Es erwies sich, daß Maximoff schon nicht mehr von den Mädchen fortging, selten nur lief er, sich ein Likörchen einzuschenken, Schokolade trank er aber zwei Tassen. Sein Gesicht war ganz rot geworden, seine Nase braunrot, süßlich war sein Blick. Er lief hinzu und erklärte, er wolle sogleich „nach einem Motivchen“ den französischen „Schustertanz“ tanzen.

„Man hat mich ja, als ich noch klein war, alle diese ‚wohl-erzogenen‘ gesellschaftlichen Tänze gelehrt. . .“

„Nun geh, geh doch mit ihm, Mitja, ich aber will von hier aus zuschauen, wie er dort tanzen wird.“

„Nein, auch ich, auch ich werde zuschauen gehen“, rief Kalganoff aus und lehnte so auf die allernäufste Weise den Vorschlag

der Gruschenka ab, mit ihr zu sitzen. Und alle gingen sie heran, zuzuschauen. Maximoff tanzte tatsächlich seinen Tanz vor, aber außer bei Mitja erregte er bei niemandem besonderes Entzücken. Der ganze Tanz bestand in gewissen Sprüngen, wobei man die Beine nach den Seiten schleuderte, mit den Sohlen nach oben, und bei jedem Sprung schlug sich Maximoff mit der Handfläche auf die Sohlen. Dem Kalganoff gefiel das ganz und gar nicht, Mitja aber umarmte sogar den Tänzer.

„Nun, ich danke dir! Du bist vielleicht müde geworden, was blickst da dahin: willst du ein Konfekt, wie? Vielleicht willst du ein Zigarrchen?“

„Ein Zigarettchen!“

„Willst du nicht etwas trinken?“

„Ich werde dort ein Likörchen . . . Aber haben Sie kein Schokoladenkonfekt?“

„Ja, da steht auf dem Tisch eine ganze Fuhre davon, wähle nur aus, welche du willst, du Laubenseele!“

„Nein, ich möchte ein solches. Vanille soll drin sein, für alte Männchen . . . Hi, hi!“

„Nein, Bruder, solche besondere gibt es nicht!“

„Hören Sie!“ und das alte Männchen beugte sich plötzlich ganz zum Ohre des Mitja, „dies Mädchen da, Mariuschka, hi, hi! Wenn ich, wenn es möglich wäre, mit ihr bekannt werden könnte, durch Ihre Güte!“

„Sieh mal an, wonach es dich gelüstet! Nein, Bruder, du lügst!“

„Ich werde ja niemandem etwas zuleide tun“, flüsterte niedergeschlagen Maximoff.

„Nun gut, gut. Hier, Bruder, singt man nur und tanzt, aber im übrigen, hol's der Teufel! Warte — iß vorderhand, iß, trink, sei guten Mutes. Hast du nicht Geld nötig?“

„Später vielleicht, wenn möglich“, und Maximoff lächelte.

„Gut, gut!“

Der Kopf brannte Mitja. Er ging ins Vorzimmer hinaus, auf die obere hölzerne Galerie, die auch innen, von der Hofseite aus, einen Teil des ganzen Gebäudes umlief. Die frische Luft belebte ihn. Er stand allein in der Dunkelheit, in einer Ecke, und plötzlich faßte er sich mit beiden Händen an den Kopf. Seine zerfahrenen Gedanken vereinigten sich plötzlich, seine Empfindungen flossen in ein einziges zusammen, und alles gab Licht. Ein furchtbares, entsetzliches Licht! „Siehst du, wenn du dich schon erschießen willst, so wann denn, wenn nicht jetzt?“ stieg es ihm im Geiste auf. „Die Pistole holen gehen, sie hierherbringen und gerade in diesem selben schmutzigen und dunkeln Winkel auch allem ein Ende machen!“ Fast eine Minute stand er in Unentschlossenheit da. Vorhin, als er hierherflog, hatte hinter ihm die Schande gestanden, der vollendete, von ihm schon verübte Diebstahl und dieses Blut, dieses Blut! . . . Aber dennoch war es ihm damals leichter, o, viel leichter!

Es war ja damals schon alles zu Ende: er hatte sie verloren, er hatte sie einem andern abgetreten, sie war für ihn zugrunde gegangen, verschwunden. O, die Verurteilung war ihm damals leichter gefallen, sie schien ihm wenigstens unabänderlich, unbedingt nötig. Denn wofür hätte er denn auf der Welt bleiben sollen? Aber jetzt! Ist denn etwa jetzt das, was damals war? Jetzt war wenigstens mit einem Gespenst, einem Schreckbild die Sache aus: dieser ihr „Früherer“, dieser ihr „Zweifelloser“ und „Verhängnisvoller“, der war verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Dieses furchtbare Gespenst hatte sich plötzlich in etwas so Kleines, so Komisches verwandelt: man hatte ihn auf Händen ins Schlafzimmer getragen und eingeschlossen! Er wird niemals zurückkehren! Sie schämt sich, und aus ihren

Augen sieht er jetzt schon deutlich, wen sie liebt. Nun, gerade jetzt möchte er auch leben, und doch. . . es ist unmöglich zu leben, unmöglich! O Fluch!

„Mein Gott, gib dem, den ich am Gartenzaun niederschlug, das Leben zurück! Laß diesen furchtbaren Kelch an mir vorübergehen! Du hast ja doch schon früher Wunder vollbracht, Herr, für ganz ebensolche Sünder, wie auch ich bin! Nun was, nun was, wenn der alte Mann lebt? O, dann werde ich die Schmach der übrigen Schande auslöschen, ich werde dann die gestohlenen Gelder ersetzen, ich werde sie zurückgeben, ich werde sie aus der Erde hervorstampfen. . . Es wird keine Spur bleiben von der Schmach, außer in meinem Herzen auf ewig! Aber nein, nein, o unmögliche, kleinmütige Gedanken! O Fluch!“

Aber gleichwohl war es ihm, als ob der Strahl irgendeiner lichten Hoffnung ihm im Finstern leuchtet. Er riß sich los und stürzte ins Haus zurück — zu ihr, wiederum zu ihr, seiner Königin auf ewig! „Ja, lohnt denn wirklich nicht eine Stunde, eine Minute ihrer Liebe das ganze übrige Leben, auch wenn es in den Qualen der Schande verbracht wird?“ Diese wilde Frage griff ihm ans Herz. „Zu ihr, zu ihr allein, sie sehen, hören und an gar nichts denken, alles vergessen, wenn auch nur für diese Nacht, für eine Stunde, für einen Augenblick!“

Dicht bei dem Eingang in den Vorraum, noch auf der kleinen Galerie, stieß er mit dem Wirt Triphon Borisowitsch zusammen. Der schien ihm irgendwie finster und bekümmert zu sein, und er war, so schien es, gekommen, ihn aufzusuchen.

„Was machst du hier, Borisütsch, hast du mich etwa gesucht?“

„Nein, nicht Sie“, und es war, als erschrecke plötzlich der Wirt. „Weshalb sollte ich Sie denn suchen? Sie aber. . . wo waren Sie?“

„Was bist du denn so betrübt? Zürnst du etwa? Warte nur, bald wirst du schlafen gehen . . . Wieviel Uhr ist es?“

„Ja, es wird schon drei Uhr sein. Es muß wohl die vierte Stunde sein.“

„Wir machen gleich Schluß, wir machen gleich Schluß!“

„Gott bewahre, das hat gar nichts zu bedeuten. Sogar soviel Sie wollen . . .“

„Was ist denn nur mit ihm los?“ dachte Mitja flüchtig und lief in das Zimmer, wo die Mädchen tanzten. Gruschenka war aber nicht dort. In dem blauen Zimmer war sie gleichfalls nicht; nur Kalganoff allein schlummerte auf dem Diwan. Mitja blickte hinter den Vorhang — dort war sie. Sie saß in der Ecke auf einem Koffer, hatte Arme und Haupt auf das nebenstehende Bett geneigt und weinte bitterlich, indem sie aus allen Kräften an sich hielt und ihre Stimme unterdrückte, damit man sie nicht höre. Als sie Mitja erschaute, winkte sie ihn zu sich heran. Der lief herbei, und sie faßte ihn fest an der Hand.

„Mitja, Mitja, ich habe ihn ja geliebt!“ begann sie flüsternd. „So sehr habe ich ihn geliebt, alle diese fünf Jahre hindurch, diese ganze, ganze Zeit über. Habe ich ihn geliebt oder nur meine Wut? Nein, ihn! Ach ja, ihn! Ich lüge ja, wenn ich sage, ich habe meine Wut geliebt, nicht aber ihn! Mitja, ich war ja damals erst siebzehn Jahre alt, er war damals mit mir so freundlich, so heiter, er sang mir Lieder . . . Oder schien er mir damals nur so, ich war ja eine Dumme, ein kleines Mädchen . . . Jetzt aber, mein Gott, ja, das ist gar nicht jener, sogar ganz und gar nicht er, nicht er. Ja, und auch von Gesicht ist das nicht er, durchaus nicht er. Ich habe ihn auch gar nicht nach dem Gesicht erkannt. Ich fuhr hierher mit Timophei und dachte immer nur daran, den ganzen Weg dachte ich nur: ‚Wie werde ich ihn denn nur empfangen, was werde ich denn sagen, wie werden wir

einer auf den andern schauen?' Meine ganze Seele erstarb mir, und da hat er mich gleichwie aus dem Kübel mit Spülicht übergossen, so ganz wie ein Lehrer spricht er: alles so gelehrt, gewichtig, er empfing mich so ernsthaft, und so geriet denn auch ich in Verlegenheit. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Ich dachte erst, er geniere sich vor diesem langen Polen. Ich sitze, schaue auf sie und denke: weshalb weiß ich denn jetzt so gar nichts mit ihm zu sprechen? Weißt du, so hat ihn seine Frau verdorben, die, derentwegen er mich damals sitzen ließ, ja, und die er dann heiratete . . . Da hat sie ihn dort zu einem solchen gemacht. Mitja, was ist das für eine Schande! Ach, ich schäme mich, Mitja, ich schäme mich, ach, ich schäme mich wegen meines ganzen Lebens! Verflucht, mögen verflucht sein diese fünf Jahre, mögen sie verflucht sein!" Und sie brach wiederum in Tränen aus, sie ließ aber Mitjas Hand nicht los und hielt sich fest an ihr.

„Mitja, Laubchen, warte doch, geh doch nicht weg, ich will dir ein einziges Wörtchen sagen“, flüsterte sie und erhob plötzlich ihr Gesicht zu ihm. „Höre, sage du mir, wen liebe ich? Ich liebe hier einen Menschen. Wer ist dieser Mensch? Das sage du mir jetzt!“ Auf ihrem vom Weinen geschwollenen Gesichte strahlte ein Lächeln, ihre Augen leuchteten im Halbdunkel. „Es trat vorhin ein Falke ein, da ist auch gleich das Herz in mir nur so gesunken: ‚Dumme du, da ist ja er, den du liebst!‘ so flüsterte mir auch sogleich schon mein Herz zu. Du tratest ein, und alles ward licht. ‚Ja, was fürchtet er denn?‘ denke ich. Du warst ja ganz erschrocken, ganz warst du in Angst geraten, du vermochtest gar nicht zu sprechen. ‚Fürchtet er nicht etwa jene?‘ denke ich. ‚Ja, aber kannst du denn vor irgendwem erschrecken? Da fürchtet er wohl mich,‘ denke ich, ‚nur mich!‘ So hat dir, Dummköpfchen, wohl Fenja erzählt, wie ich dem Alescha aus dem Fenster heraus zurief, daß ich ein Stündchen

Mitka geliebt habe, jetzt aber fahre . . . einen andern zu lieben. Mitja, Mitja, wie konnte ich Lörin denn nur glauben, daß ich einen andern lieben könne nach dir! Verzeihst du, Mitja? Verzeihst du mir oder nicht? Liebst du mich? Liebst du mich?"

Sie sprang auf und faßte ihn mit beiden Händen an den Schultern. Mitja, stumm vor Entzücken, schaute ihr in die Augen, ins Gesicht, auf ihr Lächeln, und plötzlich umarmte er sie heftig und fing an sie zu küssen.

„Aber verzeihst du denn auch, daß ich dich gequält habe? Ich habe ja aus Bosheit euch alle gequält. Ich habe ja jenes alte Männchen absichtlich aus Bosheit gequält. Entsindest du dich, wie du einmal bei mir Wein trankst und ein Glas zerbrachst. Ich habe mich daran erinnert und heute gleichfalls einen Pokal zerbrochen, auf ‚mein nichtswürdiges Herz‘ hatte ich getrunken. Mitja, mein Falke, was küßt du mich denn nicht? Einmal hat er mich geküßt und sich dann losgerissen, er schaut, er lauscht . . . Was lohnt es denn, mir zuzuhören! Küsse mich, küsse heftiger, siehst du, so! Wenn man schon liebt, dann schon so! Deine Sklavin werde ich jetzt sein, deine Sklavin fürs ganze Leben! Süß ist es, Sklavin zu sein! Küsse mich! Prügle mich, quäle mich! Mache mit mir, was du willst! . . . Ach ja, man muß mich auch gerade quälen . . . Halt, warte, später, ich will nicht so . . .“ Und sie stieß ihn plötzlich von sich: „Geh weg, Mitja, ich werde jetzt gehen Wein trinken, ich will betrunken sein; sobald ich betrunken bin, werde ich tanzen gehen, ich will, ich will!“

Sie riß sich von ihm los und trat aus dem Vorhang hervor. Mitja folgte ihr wie ein Trunkener. „Ja, möge es nur so sein, möge es nur so sein, was sich jetzt auch ereignen möge — für ein einziges Augenblickchen will ich die ganze Welt hingeben!“ bligte es ihm durch den Kopf. Gruschenka trank tatsächlich auf

einen Zug noch ein Glas Champagner aus und war auf einmal trunken geworden! Sie setzte sich auf den Sessel, auf ihren früheren Platz, mit seligem Lächeln. Ihre Wangen brannten, ihre Lippen glühten, ihre vorher so funkelnden Augen verloren ihren Glanz, ihr leidenschaftlicher Blick lodte. Es war, als ob sogar Kalganoff etwas ins Herz gebissen habe, und er trat zu ihr hin.

„Hast du denn gemerkt, wie ich dich vorhin küßte, als du schliefst?“ flüsterte sie ihm zu. „Ich bin jetzt trunken geworden, das ist es . . . Aber bist du denn nicht trunken geworden? Aber Mitja, weshalb trinkt er denn nicht? Was trinkst du denn nicht, Mitja, ich habe getrunken, aber du trinkst nicht . . .“

„Ich bin trunken! Auch so bin ich trunken . . . Von dir bin ich trunken, jetzt aber will ich es auch vom Weine sein!“ Er trank noch ein Glas und — es schien ihm selber seltsam — nur von diesem letzten Glase war auch er trunken worden, plötzlich trunken worden, bis dahin aber war er immer nüchtern geblieben, er selber entsann sich dessen. Von diesem Augenblick an drehte sich alles um ihn herum wie im Fiebertraum. Er ging umher, lachte, sprach mit allen und das alles, als ob er sich schon seiner selber nicht mehr erinnere. Nur ein einziges, unbewegliches und brennendes Gefühl offenbarte sich in ihm zu gewissen Augenblicken, „gleichwie eine glühende Kohle in der Seele“, erinnerte er sich später. Er trat zu ihr heran, setzte sich neben sie, schaute sie an, hörte auf sie . . . Sie aber ward plötzlich furchtbar redselig, rief alle zu sich, winkte plötzlich irgendeinem Mädchen aus dem Chor, die kam heran, und sie küßte sie und entließ sie oder bekreuzte sie auch bisweilen mit der Hand. Noch ein Augenblickchen, und sie konnte in Tränen ausbrechen. Es erheiterte sie gar sehr auch das „alte Männchen“, wie sie Maximoff nannte. Er kam jeden Augenblick herbeigelaufen, ihr die Händchen zu

küssen „und jedes Fingerchen“, und schließlich tanzte er noch einen Tanz zu der Melodie eines alten Liedchens, das er auch selber vorsang. Besonders mit Feuer tanzte er zu dem Refrain:

„Das Schweinchen chrü, chrü, chrü.
 Das Kälbchen mu=mu, mu=mu, mu.
 Das Entchen krja, krja, krja.
 Das Gänschen ga=ga, ga=ga, ga.
 Das Hühnchen ging im Hausflur auf und ab:
 Tjurju=rju, rju=rju sprach es immerzu,
 Ei, ei sprach es immerzu!“

„Gib ihm doch etwas, Mitja,“ sprach Gruschenka. „Schenk ihm doch etwas, er ist ja arm. Ach, die Armen, die Beleidigten! . . . Weißt du, Mitja, ich werde ins Kloster gehen. Nein, wirklich irgendwann werde ich das auch tun. Mir hat Alescha heute für mein ganzes Leben Worte gesagt . . . Ja . . . Heute aber laßt uns schon tanzen. Morgen ins Kloster, heute aber laßt uns tanzen! Ich will ausgelassen sein. Ihr guten Leute, nun, was ist denn auch dabei, Gott wird es verzeihen! Wenn ich Gott wäre, würde ich allen Menschen verzeihen: ‚Meine lieben Sünder, von heute an verzeihe ich allen.‘ Ich aber werde gehen um Verzeihung bitten: ‚Verzeiht, ihr guten Leute, einem dummen Weibe, so ist es!‘ Ein wildes Tier bin ich, ja, das ist schon so. Aber ich will beten. Ich habe eine Zwiebel geschenkt. Eine solche Übeltäterin wie ich verlangt es danach, zu beten. Mitja, mögen sie nur tanzen, störe nicht! Alle Menschen auf der Welt sind gut, alle ohne jede Ausnahme. Wenn wir auch ekelig sind, so ist es doch schön auf der Welt! Ekelig sind wir und doch gut, sowohl ekelig als auch gut . . . Nein, sagt mir doch, ich bitte euch, kommt alle herbei, und ich werde eines fragen, sagt mir alle folgendes: Weshalb bin ich so gut? Ich bin ja gut, ich bin sehr gut . . . Nun, so sagt

denn: Weshalb bin ich so gut?" So lispelte Gruschenka, die immer mehr betrunken ward, und endlich erklärte sie geradeheraus, sie wolle sogleich selber tanzen. Sie erhob sich und schwankte. „Mitja, gib mir keinen Wein mehr, ich werde darum bitten — du gib aber nicht. Der Wein gibt keine Ruhe. Und alles dreht sich, auch der Ofen, und alles dreht sich. Ich will tanzen. Meinetwegen können alle zusehen, wie ich tanze . . . wie gut und wie schön ich tanze.“

Die Absicht war aufrichtig: sie nahm ein weißes Batisttuchlein aus der Tasche heraus und faßte es an seiner Spitze mit der rechten Hand, um es während des Tanzes zu schwenken. Mitja sorgte für Ruhe, die Mädchen verstummten und bereiteten sich vor, beim ersten Wink im Chor das Tanzliedchen anzustimmen. Als Maximoff erfuhr, daß Gruschenka selber tanzen wolle, kreischte er vor Entzücken und trat gleich heran, um vor ihr herzuspringen, indem er sang:

„Füßchen — fein, Hüften — klingen,
„Schwänzchen ist geringelt!“

Gruschenka aber wehrte ihm mit dem Tuchlein ab und jagte ihn fort.

„Sch! Mitja, was kommen sie denn nicht? Alle mögen sie kommen — zuzuschauen. Ruf auch jene, die Eingeschlossenen . . . Weshalb hast du sie denn eingeschlossen? Sag ihnen, daß ich tanze, auch sie mögen schauen, wie ich tanze . . .“

Mitja schritt mit trunkenem Schwung zu der verschlossenen Tür und begann den polnischen Herren mit der Faust zu klopfen:

„Ei, ihr da . . . Podwisozkys! Kommt herein, sie will tanzen, sie ruft euch!“

„Strolch!“ schrie zur Antwort einer von den polnischen Herren.

„Du bist aber ein Strolchchen! Du bist ein ganz kleines Gausnerchen. Das bist du!“

„Hören Sie doch auf, über Polen zu spotten“, bemerkte belehrend Kalganoff, der gleichfalls über seine Kräfte getrunken hatte.

„Schweig still, Knabe! Wenn ich ihn einen Schuft genannt habe, so heißt das doch nicht, daß ich ganz Polen so schimpfe. Ein Strolch macht nicht ganz Polen aus. Schweig, du hübscher Knabe — isß ein Konfekt!“

„Ach, was seid ihr für welche! Gleich als ob sie nicht Menschen wären! Weshalb wollen sie sich denn nicht versöhnen?“ sprach Gruschenka und trat heraus, um zu tanzen. Der Chor brach los: „Ach du, meine Tenne, meine Tenne!“ Gruschenka warf eben ihren Kopf zurück, winkte, öffnete halb die Lippen, lächelte, schwenkte nur eben das Lächlein, und plötzlich wankte sie heftig auf ihrem Plaze und stand inmitten des Zimmers und wußte nicht, was sie tun sollte.

„Ich bin schwach . . .“ sprach sie mit einer ganz gequälten Stimme. „Verzeiht, ich bin schwach, ich kann nicht . . . ich bin schuldig . . .“

Sie verbeugte sich vor dem Chor und begann dann der Reihe nach sich nach allen vier Himmelsrichtungen zu verneigen.

„Ich bin schuldig, verzeiht!“

„Sie hat ein wenig getrunken, das Fräuleinchen hat ein wenig getrunken, das schöne Fräuleinchen“, erschallten Stimmen.

„Sie hat sich betrunken“, erklärte den Mädchen sichernd Maximoff.

„Mitja, führ mich fort . . . nimm mich, Mitja“, sprach kraftlos Gruschenka. Mitja stürzte auf sie zu, nahm sie auf seine Arme und lief mit seiner teuren Beute hinter den Vorhang. „Nun, jetzt werde auch ich schon weggehen“, dachte Kalganoff, er ver-

ließ das blaue Zimmer und schloß hinter sich beide Thürflügel. Über das Trinkgelage im Saale nahm seinen tobenden Fortgang, man lärmte immer mehr. Mitja legte Gruschenka aufs Bett und sog sich in einem Kuß an ihre Lippen.

„Rühr mich nicht an . . .“ flüsterte sie ihm mit flehender Stimme zu. „Rühr mich nicht an, vorderhand bin ich noch nicht die Deine . . . Ich sagte, daß ich die Deine sei, aber du rühre mich nicht an . . . schone mich . . . Jene sind nebenan, es geht nicht . . . Er ist dort . . . Ekelhaft wäre es . . . hier . . .“

„Ich gehorche! Ich denke nicht daran . . . Ich habe Ehrfurcht!“ murmelte Mitja. „Ja, häßlich wäre es hier, o, verächtlich!“ Und ohne sie aus den Armen zu lassen, ließ er sich neben dem Bett auf die Knie nieder.

„Ich weiß es, du bist zwar ein wildes Tier, aber du bist edelmütig,“ sprach Gruschenka mit schwerer Zunge; „es ist nötig, daß dies ehrenhaft vor sich gehe . . . hinfort wird alles ehrenhaft sein . . . und auch wir wollen ehrenhaft sein, auch wir wollen gut sein, keine wilden Tiere, vielmehr gute Menschen . . . Entführe mich, entführe mich weit von hier, hörst du? . . . Ich will nicht hier sein, aber daß es weit, weit sei . . .“

„O ja, ja, unbedingt!“ und Mitja preßte sie in seinen Armen. „Ich werde dich fortführen, wir werden entfliehen . . . O, mein ganzes Leben werde ich jetzt hingeben für ein Jahr — wenn ich nur von diesem Blute erfahren könnte!“

„Was für ein Blut?“ unterbrach ihn Gruschenka, die ihn nicht verstanden hatte.

„Das ist gar nichts!“ knirschte Mitja. „Gruschenka, du willst, daß alles ehrenhaft sei, ich aber bin ein Dieb. Ich habe der Katka Geld gestohlen . . . Schmach! Schande!“

„Der Katka? Das heißt dem Fräulein? Nein, du hast es nicht gestohlen! Gib es ihr ab, nimm es bei mir . . . Was schreist du

denn? Jetzt ist alles Meinige — das Deine. Was bedeutet für uns Geld? Wir verbummeln es ja auch ohnedies . . . Solches Geld wollen wir aber nicht mehr verprassen. Ich werde mit dir lieber gehen die Erde pflügen . . . Ich will die Erde hier mit diesen Händen fragen. Mühen muß man sich, hörst du? Alescha hat das befohlen. Ich werde dir nicht eine Geliebte sein, ich werde deine Sklavin sein, ich werde für dich arbeiten. Wir werden zu dem Fräulein gehen und uns beide vor ihr verneigen und sie bitten, uns zu verzeihen, und dann werden wir wegreisen. Wenn sie uns aber nicht verzeihen wird, werden wir auch so abreisen. Du aber bring ihr das Geld, und liebe mich . . . sie aber liebe nicht. Liebe sie nicht mehr! Wenn du sie aber lieb gewinnen wirst, werde ich sie erdroffeln . . . Ich werde ihr beide Augen mit einer Nadel ausstechen . . .“

„Dich liebe ich, dich allein, in Sibirien werde ich dich lieben . . .“

„Weshalb denn in Sibirien? Aber warum nicht, auch in Sibirien, wenn du willst, einerlei . . . wir werden arbeiten . . . In Sibirien liegt Schnee . . . Ich liebe es, über den Schnee zu fahren . . . und ein Glöckchen soll sein . . . Hörst du, es läutet ein Glöckchen . . . Wo klingt denn da ein Glöckchen? Es kommt irgendwer gefahren . . . da hat es denn auch aufgehört zu läuten!“

Sie schloß matt die Augen, und plötzlich war sie wie entschlummert, auf eine Minute. Ein Glöckchen war tatsächlich irgendwo in der Ferne erklungen und dann plötzlich verstummt. Mitja neigte sich mit dem Kopf auf ihre Brust. Er hatte nicht bemerkt, wie das Glöckchen zu läuten aufhörte, er hatte aber auch nicht bemerkt, wie plötzlich auch die Lieder verstummten, und statt ihrer und des trunkenen Lärmes im ganzen Hause wie auf einmal eine Totenstille eintrat. Gruschenka öffnete die Augen.

„Was ist denn das? Habe ich geschlafen? Ja . . . das Glöck-

chen. . . Ich schlief und hatte einen Traum. Es war mir, ich fahre über den Schnee . . . ein Glöckchen läutet, und ich träume vor mich hin. Mit einem lieben Menschen, mit dir fahre ich. Und weit, weit . . . Ich umarmte und küßte dich, ich schmiegte mich an dich, es war nur kalt, der Schnee aber leuchtet . . . Weißt du, so wie in der Nacht der Schnee glänzt, wenn der Mond scheint, und es war mir ganz so, als ob ich irgendwie nicht auf der Erde sei . . . Ich bin erwacht, mein Lieber aber ist neben mir, wie schön . . .“

„Neben dir“, murmelte Mitja, indem er ihr Kleid, ihre Brust, ihre Arme küßte. Und plötzlich zeigte sich ihm etwas Seltsames: es schien ihm, sie blicke geradeaus vor sich hin, aber nicht auf ihn, nicht ihm ins Gesicht, vielmehr über seinen Kopf hinweg, starr und seltsam unbeweglich. Staunen malte sich plötzlich in ihrem Gesichte, fast Schrecken.

„Mitja, wer blickt denn da, von dort, hierher zu uns?“ flüsterte sie plötzlich. Mitja wandte sich um und sah, daß tatsächlich irgendwer den Vorhang beiseite geschoben hatte, und es war so, als ob er auf sie blicke. Ja, und es war auch so, als ob er nicht allein sei. Mitja sprang auf und trat rasch auf den zu, der hineingeschaut hatte.

„Hierher, kommen Sie hierher zu uns!“ sprach zu ihm irgend jemandes Stimme, nicht laut, aber fest und eindringlich.

Mitja trat aus dem Vorhang hervor und erstarrte: das ganze Zimmer war voll von Menschen, aber nicht von denen von vorhin, vielmehr von völlig neuen. Ein plötzlicher Schauer lief ihm über den Rücken, und er erzitterte. Alle diese Menschen erkannte er in einem Augenblick. Dieser hohe und wohlbeleibte Greis, im Mantel und einer Mütze mit Kokarde — das ist der Kreisrichter Michael Makarowitsch. Aber dieser „schwindsüchtige“, peinlich saubere Ged, „immer in so blank gepußten Stiefeln“, das war der

Gehilfe des Staatsanwalts. „Seine Uhr kostet vierhundert Rubel, er zeigte sie mir.“ Aber dieser junge, kleine Bursche mit der Brille . . . Mitja hatte nur gerade seinen Namen vergessen, aber er kennt auch ihn, er hat ihn gesehen: das ist der Untersuchende, der Untersuchungsrichter, „von der Rechtswissenschaft“ war er erst unlängst hier angelangt. Aber dieser hier, das ist der Landkommissar Mawriky Mawrikitsch, diesen kennt er schon, er ist ihm ein guter Bekannter. Nun aber diese da mit den Blechzeichen, warum sind die denn dort? Und noch irgendwelche zwei Bauern . . . Aber dort in der Tür Kalganoff und Triphon Borisowitsch.

„Meine Herren . . . Was wollen Sie denn da, meine Herren?“ sprach nur eben Mitja, plötzlich aber rief er, wie außer sich, gleich als ob er das nicht wäre, laut, mit voller Stimme:

„Ich ver—ste—he!“

Der junge Mann mit der Brille trat plötzlich vor, kam auf Mitja zu und begann, wenn auch würdevoll, so doch wie etwas hastend:

„Wir haben an Sie . . . mit einem Worte, ich bitte Sie hierher, sehen Sie, hierhin zum Diwan . . . Es besteht die dringende Notwendigkeit, uns mit Ihnen auseinanderzusetzen!“

„Der alte Mann!“ rief Mitja außer sich. „Der alte Mann und sein Blut! Ich ver—ste—he!“

Und wie hingemäht setzte er sich, er fiel förmlich auf einen neben ihm stehenden Stuhl.

„Verstehest du? Er hat verstanden! Watermörder und Unmensch, das Blut deines greisen Vaters schreit nach dir!“ brüllte plötzlich auf Mitja zutretend der alte Kreisrichter. Er war außer sich, ganz braunrot im Gesicht, und zitterte nur so am ganzen Körper.

„Das ist aber doch ganz unmöglich!“ schrie der kleine junge

Mann. „Michael Makarowitsch, Michael Makarowitsch! Das ist nicht so, nicht so! Ich bitte zu erlauben, daß ich allein rede. Ich konnte durchaus nicht von Ihnen ein solches Vorgehen vermuten . . .“

„Das ist ja aber Fieberwahn, meine Herren, Fieberwahn“, rief der Polizeimeister aus. „Sehen Sie ihn doch an; nachts betrunken, mit einer lieberlichen Dirne, und im Blute seines Vaters . . . Fieberwahn! Fieberwahn!“

„Ich bitte Sie aus aller Kraft, Täubchen Michael Makarowitsch, diesmal Ihre Gefühle zu beherrschen!“ murmelte nur eben in raschem Geflüster der Gehilfe des Staatsanwaltes dem Greise zu. „Sonst werde ich gezwungen sein, Vorkehrungen . . .“

Aber der kleine Untersuchungsrichter ließ ihn nicht ausreden; er wandte sich an Mitja und sprach mit fester, lauter und gewichtiger Stimme:

„Herr Leutnant außer Dienst Karamasoff, ich muß Ihnen mitteilen, daß Sie des in dieser Nacht vorgefallenen Mordes Ihres Vaters, Fjedor Pawlowitsch Karamasoff, beschuldigt werden.“

Er sagte noch irgend etwas, es war auch so, als ob auch der Staatsanwalt noch etwas dazwischen redete; wenn aber auch Mitja alle diese Worte vernahm, so verstand er sie schon nicht mehr. Er ließ nur seinen wilden Blick von einem zum andern schweifen.

Die Voruntersuchung

1

Der Beginn der Karriere des Beamten Perchotin

Peter Iljitsch Perchotin, den wir verließen, als er eben aus aller Kraft an das festverschlossene Tor des Hauses der Kaufmannsfrau Morosoff pochte, brachte es natürlich schließlich dahin, daß ihm endlich geöffnet ward. Als Fenja, die sich zwei Stunden vordem so erschreckt hatte und sich immer noch nicht vor Aufregung und „Nachdenken“ entschließen konnte, schlafen zu gehen, ein so wütendes Klopfen am Tore vernahm, erschrak sie jetzt von neuem fast bis zur Hysterie: es kam ihr so vor, als ob da wiederum Dmitri Fjedorowitsch klopfte (ungeachtet dessen, daß sie doch selber gesehen hatte, wie er davonfuhr), weil derart „unverschämt“ zu klopfen niemand sich getraute außer ihm. Sie stürzte zu dem Hausknecht, der aufgewacht war und schon auf das Pochen hin zum Tore schritt, und begann ihn anzusehen, er möchte niemanden hereinlassen. Der Hausknecht fragte indes den Anklopfenden aus, und als er erfahren hatte, wer er sei, und daß er Fedosja Markowna in einer äußerst wichtigen Angelegenheit sehen wolle, entschloß er sich endlich, ihm zu öffnen. Peter Iljitsch ging zur Fedosja Markowna in ganz dieselbe Küche (wobei sie, da sie noch immer nicht traute, Peter Iljitsch bat, er möchte auch dem Hausknecht einzutreten erlauben), er begann sie auszufragen und kam augenblicklich auf das Allerhauptwichtigste: das heißt, daß, als Dmitri Fjedorowitsch davonlief, um Gruschenka zu suchen, er aus einem Mörtel einen Stößel genommen habe, aber zurückgekehrt sei schon ohne

den, dafür aber mit blutigen Händen: „Und das Blut tropfte noch, so tropfte es noch von ihnen, so tropft es noch!“ rief Fenja aus, die augenscheinlich sich selber diese furchtbare Einzelheit in ihrer erschütterten Vorstellung ausgedacht hatte. Die blutigen Hände hatte aber auch Peter Iljitsch selber gesehen, wenn es von ihnen auch nicht getropft hatte, und selber hatte er geholfen, sie abzuwaschen, ja, und auch nicht darauf kam es an, ob sie rasch getrocknet seien, vielmehr darauf, wohin denn eigentlich Dmitri Fjedorowitsch gelaufen sei, das heißt augenscheinlich zum Fjedor Pawlowitsch, und woraus man dies denn mit solcher Bestimmtheit schließen konnte. Auf diesem Punkte bestand Peter Iljitsch nachdrücklich, und obgleich er als Ergebnis der ganzen Unterredung nichts mit Sicherheit erfuhr, so trug er gleichwohl fast die Überzeugung davon, daß Dmitri Fjedorowitsch nirgendshin laufen konnte als in das Haus seines Vaters, und daß sich demnach dort zweifellos irgend etwas hatte ereignen müssen.

„Als er aber zurückkehrte“, fügte Fenja in Erregung hinzu, „und ich ihm alles eingestanden hatte und ihn auch schon ausfragte: ‚Weshalb, Täubchen Dmitri Fjedorowitsch, sind denn Ihre beiden Hände voll Blut?‘, da habe er ihr ungefähr so geantwortet: dies sei Menschenblut, und er habe eben erst einen Menschen ermordet, „so hat er auch eingestanden, so hat er mir in allem dort auch ein reines Geständnis abgelegt, ja, plötzlich ist er auch davongelaufen wie ein Berrückter. Ich setzte mich, ja, und ich begann nachzudenken: Wo ist er denn da jetzt wie ein Berrückter hingelaufen? Er wird nach Moskroje fahren, denke ich, und dort meine Herrin ermorden. Um ihn anzusehen, er möchte doch nicht die Herrin totschiagen, kam ich da zu ihm in die Wohnung gelaufen, ja, bei der Bude der Plotnikoffs schaue ich hin und sehe, daß er schon abfährt, und daß seine Hände schon

nicht mehr blutig sind.“ (Fenja hatte das bemerkt und sich dessen entsonnen.) Die Greisin, die Großmutter der Fenja, bekräftigte, soviel sie konnte, alle Aussagen ihrer Enkelin. Nachdem er sie dann noch nach diesem und jenem gefragt hatte, verließ Peter Iljitsch das Haus in noch größerer Aufregung und Unruhe, als er es betreten hatte.

Es sollte so scheinen, daß es für ihn am allernächstliegenden gewesen wäre, sich jetzt in das Haus des Fjedor Pawlowitsch zu begeben, um zu erfahren, ob sich dort nicht irgend etwas zugetragen habe; wenn das aber der Fall war, was das denn gewesen sei, und wenn er sich schon untrüglich überzeugt habe, dann erst zum Kreisrichter zu gehen, wie es Peter Iljitsch schon fest beschlossen hatte. Die Nacht war aber dunkel, das Thor bei Fjedor Pawlowitsch fest, man muß also wiederum klopfen, mit dem Fjedor Pawlowitsch war er zudem nur sehr entfernt bekannt, und da wird er denn endlich gehört werden, man öffnet ihm, und plötzlich hat sich dort gar nichts zugetragen, der spöttische Fjedor Pawlowitsch aber wird morgen in der Stadt herumgehen und eine Anekdote erzählen, wie um Mitternacht der ihm unbekannte Beamte Perchotin bei ihm hineingestürzt sei, um zu erfahren, ob ihn nicht irgendwer ermordet habe. Das wäre ein Skandal! Einen Skandal fürchtete aber Peter Iljitsch mehr als alles auf der Welt. Dessenungeachtet war das Gefühl, das ihn überkommen hatte, so mächtig, daß er wütend aufstampfte, sich selber ausschimpfte und sich sogleich auf einen neuen Weg machte, aber schon nicht zu Fjedor Pawlowitsch, vielmehr zur Frau Chochlaffoff. Wenn die, dachte er, ihm eine Antwort geben wird auf seine Frage: „Haben Sie Dmitri Fjedorowitsch vorhin dreitausend Rubel gegeben?“ so werde er, im Falle diese Antwort verneinend ausfalle, sogleich zum Kreisrichter gehen, ohne vorher Fjedor Pawlowitsch aufzusuchen; im entgegengesetzten Falle

werde er aber alles auf morgen aufschieben und nach Hause zurückkehren.

Hier fällt es natürlich sogleich auf, daß in dem Entschlusse des jungen Mannes: nachts, fast um elf Uhr, in das Haus einer ihm völlig unbekanntem Weltdame zu gehen, sie vielleicht aus dem Bette aufstehen zu lassen, um ihr jene ihrer Beziehung nach erstaunliche Frage vorzulegen, daß in diesem Entschlusse vielleicht noch bei weitem mehr Veranlassungen lagen, Skandal zu erregen, als darin, zu Fjedor Pawlowitsch zu gehen. So geht es aber gerade bisweilen, besonders in den vorliegenden ähnlichen Fällen, mit den Entschlüssen der allergenauesten und phlegmatischsten Menschen. Peter Iljitsch war indes in diesem Augenblick schon durchaus kein Phlegmatiker! Er entsann sich dann sein ganzes Leben daran, wie eine unüberwindliche Unruhe, die ihn allmählich überkommen hatte, in ihm endlich bis zur Qual sich gesteigert und ihn sogar gegen seinen Willen fortgerissen hatte. Es versteht sich, er schalt sich gleichwohl den ganzen Weg deswegen, daß er zu dieser Dame gehe, aber „ich werde es schon zu Ende führen, ja, ich werde es zu Ende führen!“ wiederholte er zum zehnten Male, mit den Zähnen knirschend, und er verwirklichte auch seine Absicht, er führte sie durch.

Es war genau elf Uhr, als er das Haus der Frau Chochlakoff betrat. Man ließ ihn ziemlich rasch in den Hof ein, aber auf die Frage: „Schläft die Herrin schon, oder hat sie sich noch nicht zur Ruhe begeben?“ vermochte der Hausknecht keine genaue Antwort zu geben, außer daß sie sich um diese Zeit gewöhnlich zur Ruhe begeben.

„Dort oben lassen Sie sich anmelden, wenn sie Sie empfangen will, wird sie es tun, wenn nicht — dann nicht.“ Peter Iljitsch begab sich nach oben, dort aber trat eine Schwierigkeit ein. Der Diener wollte ihn nicht anmelden, er rief endlich das Zimmer-

mädchen. Peter Iljitsch bat sie höflich aber eindringlich, ihrer Herrin mitzuteilen, es sei hier eben ein hiesiger Beamter, Perchotin, gekommen in einer besonderen Angelegenheit, und wenn die nicht eine so wichtige wäre, so hätte er es gar nicht gewagt, zu kommen: „Gerade so, gerade mit diesen Worten melden Sie mich an“, bat er das Mädchen. Es ging fort. Er wartete im Vorzimmer. Wenn nun auch Frau Chochlakoff selber sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte, so war sie doch schon in ihrem Schlafzimmer. Sie war noch verstimmt von dem Besuche des Mitja her und fühlte schon voraus, sie werde in der Nacht der Migräne nicht entgehen, die sie gewöhnlich in solchen Fällen befallt. Sie hörte den Bericht des Mädchens an, erstaunte, befahl aber gleichwohl gereizt, den Gast abzuweisen, ungeachtet dessen, daß der unerwartete Besuch eines ihr unbekanntes hiesigen Beamten zu einer solchen Zeit ihre weibliche Neugierde außerordentlich erregte. Peter Iljitsch war aber diesmal hartnäckig wie ein Maulthier. Als er die Abweisung vernommen hatte, bat er außerordentlich eindringlich, ihn noch einmal anzumelden und gerade „mit denselben Worten“ zu sagen „er sei in einer außerordentlich wichtigen Angelegenheit gekommen, und sie selber werde es vielleicht später bereuen, wenn sie ihn jetzt nicht empfangen werde“. „Ich bin damals gleich wie vom Berge herabgeflogen gekommen“, erzählte er später selber. Das Mädchen schaute ihn erstaunt an und ging, um ihn ein zweites Mal anzumelden. Frau Chochlakoff war betroffen: sie dachte nach, fragte, was er für einen Eindruck mache, und erfuhr, „er sei sehr anständig gekleidet, jung und so höflich“. Bemerken wir hier flüchtig in Klammern, daß Peter Iljitsch tatsächlich ein ganz hübscher junger Mann war und dies selber wußte. Frau Chochlakoff beschloß, herauszukommen. Sie war schon in ihrem Hauskleid und in Pantoffeln, sie hatte aber einen schwarzen

Schal über die Schultern geworfen. „Den Beamten“ bat man, ins Gastzimmer zu kommen, in jenes Zimmer, in dem man vorhin Mitja empfangen hatte. Die Hausherrin trat mit streng fragendem Blicke zu dem Gaste heraus, und ohne ihn zum Sitzen aufzufordern, begann sie sogleich mit der Frage: „Was ist Ihnen gefällig?“

„Ich beschloß, Sie, gnädige Frau, zu beunruhigen in betreff unseres gemeinsamen Freundes Dmitri Fjedorowitsch Karamasoff“, begann gerade Perchotin; kaum hatte er aber nur diesen Namen ausgesprochen, als sich plötzlich im Gesichte der Dame die heftigste Erregung malte. Sie hätte fast aufgeschrien und unterbrach ihn mit Wut:

„Wird man mich wohl noch lange, noch lange mit diesem furchtbaren Menschen quälen?“ schrie sie außer sich. „Wie wagten Sie es denn, mein Herr, wie entschlossen Sie sich nur, eine Ihnen unbekannte Dame in ihrem eigenen Hause und zu solcher Stunde zu belästigen, zu ihr zu kommen und von einem Menschen zu sprechen, der gerade hier, in diesem Gastzimmer, nicht länger als vor drei Stunden, mich zu töten kam, mit den Füßen aufstieß und so herauslief, wie niemand ein anständiges Haus verläßt. Wissen Sie, mein Herr, daß ich Sie verklagen werde, daß ich Ihnen das nicht durchlasse, geruhen Sie mich augenblicklich zu verlassen . . . Ich bin Mutter, ich werde sogleich . . . Ich . . . Ich . . .“

„Töten? So hat er denn auch Sie töten wollen?“

„Hat er denn wirklich schon irgendwen totgeschlagen?“ fragte angelegentlich Frau Chochlakoff.

„Haben Sie die Güte, gnädige Frau, mich nur eine halbe Minute anzuhören, und ich werde Ihnen in zwei Worten alles erklären“, antwortete mit Heftigkeit Perchotin. „Heute um fünf Uhr nachmittag entlieh Herr Karamasoff mir, als seinem Kame-

raden, zehn Rubel, und ich weiß bestimmt, daß er damals kein Geld hatte, aber noch am heutigen Tage um neun Uhr kam er zu mir und trug ein Bündel Hundertrubelscheine in Händen, im ganzen etwa Zwei- oder Dreitausend: seine Hände und sein Gesicht waren aber ganz voll Blut, und er selber machte den Eindruck eines Berrückten. Auf meine Frage, von woher er denn so viel Geld genommen habe, antwortete er mit Bestimmtheit, er habe das Geld soeben erst bei Ihnen aufgenommen. Sie hätten ihm eine Summe von Dreitausend geliehen, damit er zu den Goldgruben fahre!"

Im Gesichte der Frau Chochlakoff malte sich plötzlich eine außergewöhnliche und krankhafte Aufregung.

„Mein Gott! Da hat er denn seinen greisen Vater ermordet“, schrie sie und rang die Hände. „Gar kein Geld habe ich ihm gegeben! Gar keines! O, laufen Sie, laufen Sie . . . Sagen Sie weiter kein Wort mehr! Retten Sie den alten Mann, laufen Sie zu seinem Vater, laufen Sie!“

„Erlauben Sie, meine Gnädige, Sie haben ihm also kein Geld gegeben? Sie erinnern sich bestimmt daran, daß Sie ihm gar keine Summe gaben?“

„Ich habe ihm nichts gegeben, ich habe ihm nichts gegeben! Ich schlug es ihm ab, weil er es nicht zu schätzen wußte. Er verließ mich in rasender Wut und stampfte mit den Füßen. Er wollte sich auf mich stürzen, ich aber sprang von ihm fort . . . Und ich werde Ihnen noch sagen wie einem Menschen, vor dem ich jetzt schon nichts mehr zu verbergen entschlossen bin, daß er sogar auf mich gespuckt hat — können Sie sich das vorstellen? Aber was stehen Sie denn? Ach, setzen Sie sich doch! Verzeihen Sie, ich . . . Oder besser: laufen Sie, laufen Sie, Sie müssen laufen und den unglücklichen Greis vor einem furchtbaren Tod schützen!“

„Aber wenn er ihn schon getötet hat?“

„Ach, mein Gott, in der That! Was werden wir denn jetzt tun? Wie denken Sie, was man jetzt tun muß?“

Währenddessen hatte sie Peter Iljitsch einen Platz angewiesen und sich selber ihm gegenübergesetzt. Peter Iljitsch legte ihr in Kürze, aber ziemlich klar die Geschichte der Angelegenheit auseinander, wenigstens jenen Teil der Geschichte, deren Zeuge er selber heute gewesen war; er erzählte auch von dem Besuche, den er soeben erst Fenja abgestattet hatte, und er berichtete dabei von dem Stößel. Alle diese Einzelheiten erschütterten aufs äußerste die erregte Dame, die aufschrie und die Augen mit den Händen bedeckte . . .

„Stellen Sie sich nur vor, ich habe das alles ja vorausgeföhlt! Ich bin mit dieser Eigenschaft begabt, alles, was ich mir auch vorstelle, das trifft auch ein. Und wie oft, wie oft blickte ich auf diesen furchtbaren Menschen und dachte immer: das ist ein Mensch, der mich schließlich einmal töten wird. Und so hat es sich denn auch zugetragen . . . Das heißt, wenn er jetzt nicht mich tötete, vielmehr nur seinen Vater, so wahrscheinlich deswegen, weil die sichtbare Hand Gottes mich da beschützte, ja, und außerdem schämte er sich auch, mich zu töten, weil ich selber ihm, hier, auf diesem Platze, ein Heiligenbildchen von den Reliquien der großen Märtyrerin Warwara um den Hals gelegt hatte . . . Und wie denn, ich war in jener Minute dem Tode nahe, ich war ja ganz nahe zu ihm herantreten, ganz nahe, und er streckte mir seinen ganzen Hals entgegen! Wissen Sie, Peter Iljitsch (verzeihen Sie, Sie heißen, so scheint es, Sie sagten es, Peter Iljitsch?), wissen Sie, ich glaube nicht an Wunder, aber dies Heiligenbildchen und jetzt dies augenscheinliche Wunder mit mir, das erschütterte mich, und ich beginne wiederum an alles mögliche zu glauben. Haben Sie vom Greis Sosima gehört? Aber, übrigens — ich weiß nicht, was ich spreche . . .

Und stellen Sie sich nur vor, er hat ja auch mit dem Heiligenbildchen am Halse auf mich gespuckt . . . Natürlich, er hat nur gespuckt, mich aber nicht getötet und . . . dahin ist er also davon galoppiert? Aber wohin sollen denn wir, wohin sollen jetzt wir . . . Was glauben Sie wohl?"

Peter Iljitsch erhob sich und erklärte, er werde jetzt sogleich zum Kreisrichter gehen und ihm alles erzählen, dort aber werde die Sache schon so einen Verlauf nehmen, wie der selber es für gut hält.

„Ach, das ist ein trefflicher, ein trefflicher Mensch, ich kenne Michael Makarowitsch. Unbedingt, gerade zu ihm. Wie findig Sie sind, Peter Iljitsch, und wie schön Sie das alles durchdacht haben; wissen Sie, mir an Ihrer Stelle wäre das gar nicht eingefallen!“

„Um so mehr, als ich auch selber dem Kreisrichter gut bekannt bin“, bemerkte Peter Iljitsch, immer noch stehend und augenscheinlich von dem Wunsche beseelt, sich irgendwie möglichst rasch von der lebhaften Dame loszureißen, die ihn durchaus nicht dazu kommen ließ, sich von ihr zu verabschieden und fortzugehen.

„Und wissen Sie, wissen Sie,“ lispelte sie, „kommen Sie doch, mir mitzuteilen, was Sie dort sehen und hören werden . . . und was sich erweisen wird . . . und wie man mit ihm beschließen wird. Sagen Sie, bei uns besteht doch nicht mehr die Todesstrafe? Kommen Sie aber unbedingt, wenn auch um drei Uhr nachts, wenn auch um vier, sogar um halb fünf . . . Befehlen Sie, daß man mich aufwecke, aufwecke, mich aufrüttle, wenn ich nicht aufstehen werde . . . O, mein Gott, ja, ich werde sogar gar nicht einmal einschlafen. Wissen Sie, soll ich nicht lieber selber mit Ihnen gehen?“

„N—nein, wenn Sie aber mit eigener Hand sogleich jetzt auf

jeden Fall drei Zeilen schreiben würden, des Inhalts, daß Sie Dmitri Fjedorowitsch gar kein Geld gaben, so würde das, vielleicht, nicht überflüssig sein . . . auf jeden Fall . . .“

„Unbedingt!“ und Frau Chochlakoff sprang begeistert zu ihrem Schreibtisch. „Wissen Sie auch, Sie setzen mich geradezu in Erstaunen, Sie erschüttern mich einfach durch Ihren Scharfsinn und Ihr Verstehen in diesen Dingen . . . Sie dienen hier? Wie ist es mir angenehm, zu erfahren, daß Sie hier dienen . . .“

Und während sie dies noch sprach, schrieb sie rasch auf einen halben Bogen Briefpapier mit großer Schrift folgende drei Zeilen:

„Niemals in meinem Leben gab ich dem unglücklichen Dmitri Fjedorowitsch Karamasoff (denn gleichwohl ist er jetzt unglücklich) heute dreitausend Rubel, ja, und auch kein anderes Geld gab ich ihm jemals, jemals! Dies beschwöre ich bei allem, was es Heiliges auf unserer Welt gibt.

Frau Chochlakoff.“

„Da ist der Zettel!“ wandte sie sich rasch an Peter Iljitsch. „So gehen Sie denn! Retten Sie! Das ist ein großes Beginnen Ihrerseits!“

Und sie bekreuzte ihn dreimal. Sie lief sogar, ihn bis zum Vorzimmer zu begleiten.

„Wie bin ich Ihnen dankbar! Sie werden gar nicht glauben, wie ich Ihnen jetzt dankbar bin dafür, daß Sie zuerst zu mir kamen. Wie sind wir denn bisher einander nicht begegnet? Es wäre mir äußerst schmeichelhaft, Sie auch hinfort in meinem Hause zu empfangen. Und wie ist es angenehm, zu erfahren, daß Sie hier dienen . . . und mit solcher Genauigkeit, mit solchem Scharfsinn . . . Aber Sie muß man doch schätzen, Sie muß man doch endlich verstehen, und alles, was ich für Sie tun könnte, glauben Sie mir . . . O, ich liebe so die Jugend! Ich bin ver-

liebt in die Jugend. Die jungen Leute — das ist die Grundlage unseres ganzen heutigen leidenden Rußlands — seine ganze Hoffnung . . . O, gehen Sie, gehen Sie!“

Peter Iljitsch war aber bereits davongelaufen, sonst hätte sie ihn wohl nicht so rasch fortgelassen. Im übrigen hatte Frau Chochlakoff auch auf ihn einen ganz angenehmen Eindruck gemacht, und das hatte sogar ein wenig seinen Verdruß darüber besänftigt, daß er in eine so häßliche Sache hineingezogen worden war. Der Geschmack ist eben ganz außerordentlich verschieden, das ist bekannt. „Und sie ist überhaupt noch gar nicht so alt“, dachte er, und er hatte ein angenehmes Empfinden dabei. „Im Gegenteil, ich würde sie für ihre Tochter gehalten haben.“

Was aber Frau Chochlakoff selber anbetrifft, so war sie einfach bezaubert von dem jungen Manne. „Wieviel Wissen, wieviel Genauigkeit, und in einem so jungen Menschen in unserer Zeit, und das alles bei solchen Manieren und einem solchen Außern! Und dabei sagt man von den jetzigen jungen Leuten, sie verstehen gar nichts, da habt ihr ein Beispiel usw. usw. . . .“

So kam es denn auch, daß sie dieses „furchtbare Geschehnis“ sogar ganz einfach vergessen hatte und nur, als sie sich schon zu Bette gelegt hatte und sich plötzlich von neuem daran erinnerte, „wie nahe sie dem Tode gewesen sei“, flüsterte sie: „Ach, das ist furchtbar, furchtbar!“ Aber sogleich verfiel sie auch schon in den allertiefsten und süßesten Schlaf. Ich würde mich übrigens auch gar nicht über solche kleinliche und episodenhafte Einzelheiten verbreitet haben, wenn nicht diese von mir soeben beschriebene „exzentrische“ Begegnung des jungen Mannes mit der durchaus noch nicht alten Witwe in der Folge zur Grundlage gedient hätte für die ganze Lebenskarriere dieses peinlich genauen jungen Mannes, woran man sich bis jetzt noch mit Staunen erinnert in

unserm Städtchen, und worüber vielleicht auch wir noch ein Wörtchen reden werden, wenn wir unsere lange Erzählung von den Brüdern Karamasoff beendigen werden.

2

Der Alarm

Unser Kreisrichter Michael Makarowitsch Makaroff, ein verabschiedeter Oberstleutnant, der seinen militärischen Titel gegen den Titel Hofrat vertauscht hatte, war Witwer und ein guter Mensch. Er war dabei überhaupt erst vor drei Jahren zu uns übergesiedelt und hatte gleichwohl schon allgemeine Beliebtheit dadurch erlangt, und das ist die Hauptsache, daß er „die Gesellschaft zu vereinigen verstanden hatte“. Die Gäste hörten bei ihm nicht auf, und es schien, er hätte ohne sie auch selber gar nicht leben können. Unbedingt aß irgendwer täglich bei ihm zu Mittag, wenn auch nur zwei, wenn auch nur ein Gast da war. Ohne Gäste setzte man sich aber nie zu Tische. Es gab auch geladene Mittagessen, unter allen möglichen, bisweilen sogar völlig unerwarteten Vorwänden. Zu essen gab es zwar nichts Ausserlesenes, aber reichlich, die Pasteten wurden vorzüglich zubereitet, und wenn seine Weine auch nicht durch ihre Qualität glänzten, so zeichneten sie sich durch ihre Quantität aus. Im Empfangszimmer stand ein Billard in durchaus anständiger Umgebung, das heißt, es waren da sogar Abbildungen von englischen Rennpferden in schwarzen Rahmen an den Wänden, was bekanntlich den unumgänglich notwendigen Schmuck jedes Billardzimmers bei einem Junggesellen ausmacht. Jeden Abend spielte man Karten, wenn auch nur an einem Tischchen. Sehr häufig versammelte sich aber auch die ganze beste Gesellschaft

unserer Stadt mit den Mütterchen und jungen Mädchen, um zu tanzen. Wenn Michael Makarowitsch auch verwitwet war, so lebte er doch durchaus im Familienkreise, da er seine schon längst verwitwete Tochter bei sich hatte, die ihrerseits Mutter zweier junger Mädchen war, der Enkelinnen des Michael Makarowitsch. Diese jungen Mädchen waren schon erwachsen und hatten bereits ihre Erziehung beendet. Von nicht einnehmendem Außern, aber von froher Sinnesart hatten sie es fertiggebracht, daß ins Haus des Großvaters die ganze elegante Jugend kam, obgleich alle wußten, daß sie keinerlei Mitgift haben würden. In seinem Berufe war Michael Makarowitsch gerade nicht sehr weit her, er erfüllte aber seine Pflichten nicht schlechter als viele andere. Wenn man die Wahrheit sagen will, so war er gleichwohl ziemlich ungebildet, und sogar leichtsinnig in Hinsicht auf klares Verständnis der Grenzen seiner Amtsgewalt. Gewisse Reformen der heutigen Regierung vermochte er zwar durchaus zu begreifen, er verstand sie aber mit gewissen, bisweilen sehr bemerkbaren Fehlern, und das gar nicht etwa aus irgendwelcher besonderen Unfähigkeit, vielmehr ganz einfach aus persönlicher Sorglosigkeit, weil er niemals Zeit fand, in das Gesetz einzudringen. „Meine Seele, meine Herren, ist mehr soldatisch als bürgerlich“, pflegte er sich selber zu charakterisieren. Sogar von den eigentlichen Grundlagen der Bauernreform hatte er noch immer keinen endgültigen und festen Begriff erlangt, er erfuhr von ihnen sozusagen von Jahr zu Jahr mehr, indem er seine Kenntnisse durch die Praxis und unwillkürlich vermehrte, dabei war er aber auch selber Gutsbesitzer. Peter Iljitsch wußte ganz genau, daß er an diesem Abend bei Michael Makarowitsch unbedingt irgendwelche Gäste treffen werde, er wußte nur nicht, wer da sein werde. Dabei saßen aber gerade in diesem Augenblick bei ihm beim Kartenspiel der Staatsanwalt und unser Kreisarzt Warwinsky,

ein junger Mann, der eben erst aus Petersburg zu uns gekommen war, einer von denen, die die Petersburger medizinische Akademie glänzend beendet hatten. Der Staatsanwalt aber, das heißt eigentlich der Gehilfe des Staatsanwalts, den aber alle bei uns Staatsanwalt nannten, Hippolyt Kirillowitsch, war ein ganz besonderer Mensch, noch nicht bezehrt, nicht mehr als fünfunddreißig Jahre alt, aber stark beanlagt zur Schwindsucht, zudem verheiratet an eine sehr dicke und kinderlose Dame, ehrgeizig und reizbar, bei einem gleichwohl sehr soliden Verstand und sogar gutem Herzen. Es scheint, das ganze Unglück in seinem Charakter war darin beschlossen, daß er von sich selber ein wenig höher dachte, als es seine tatsächlichen Anlagen erlaubten. Und gerade darum schien er auch beständig in Unruhe zu sein. Er machte zudem aber auch einige höhere und sogar künstlerische Neigungen geltend, zum Beispiel zur Psychologie: er erhob den Anspruch auf eine besondere Kenntnis der menschlichen Seele, auf eine besondere Gabe, den Verbrecher und sein Verbrechen zu erkennen. In dieser Hinsicht hielt er sich für etwas gekränkt und im Dienste zurückgesetzt, und er war stets überzeugt davon, daß man ihn dort, in den höchsten Sphären, nicht zu schätzen wisse, und daß er Feinde habe. In Augenblicken der Schwermut drohte er sogar zu den Advokaten für Kriminalfälle überzugehen. Der unerwartete Fall Karamasoff betreffs Watermordes hatte ihn, so schien es, völlig aufgerüttelt: „Das ist eine solche Sache, daß sie in ganz Rußland bekannt werden könnte!“ Das aber sage ich schon, indem ich vorausseile.

In dem anstoßenden Zimmer, bei den jungen Mädchen, saß auch unser junger Untersuchungsrichter Nikolai Parphenowitsch Meljudoff, der erst vor zwei Monaten aus Petersburg zu uns gekommen war. Später hat man dann bei uns betont und war sogar darüber erstaunt, daß alle diese Personen sich wie absichtlich

am Abend „des Verbrechens“ im Hause der ausführenden Gewalt zusammengefunden hätten. Dabei war aber der Sachverhalt bei weitem einfacher, und er erklärte sich auf durchaus natürliche Weise: die Gattin des Hippolyt Kirillowitsch hatte schon den zweiten Tag Zahnweh, und er mußte irgendwohin davonlaufen vor ihrem Stöhnen; der Arzt konnte aber schon seinem ganzen Wesen nach abends nirgends anders als bei den Karten sein. Nikolai Parphenowitsch Neljudoff endlich hatte sogar schon vor drei Tagen beschlossen, an diesem Abend zu Michael Makarowitsch zu kommen, sozusagen zufällig, um plötzlich und hinterlistig dessen älteste Enkelin Olga Michailowna dadurch in Staunen zu setzen, daß ihm ihr Geheimnis bekannt sei, daß er wisse, daß heute ihr Geburtstag sei, und daß sie absichtlich gewünscht habe, dies vor unserer Gesellschaft geheimzuhalten, um nicht die ganze Stadt zum Tanz einladen zu müssen. Es waren viel Gelächter und mancherlei Anzüglichkeiten auf ihr Alter zu erwarten: es scheine, sie fürchte es zu verraten, jetzt aber, da er der Herr ihres Geheimnisses sei, werde er es morgen schon allen erzählen usw. usw. . . . Das liebe junge Männchen war in dieser Hinsicht ein großer Schelm, ihm hatten darum auch die Damen bei uns diesen Beinamen gegeben, und das hatte ihm, so scheint es, außerordentlich gefallen. Im übrigen war er aus guter Gesellschaft, aus guter Familie, gut erzogen und von guten Empfindungen, und wenn auch Lebemann, so doch in durchaus unschuldiger und immer anständiger Weise. Er war von kleinem Wuchs und von schwachem und zartem Körperbau. Auf seinen hageren und bläßlichen Fingern funkelten stets einige auffallend große Ringe. Wenn er aber seinen Beruf ausübte, so ward er außerordentlich gewichtig, gleich als ob er seine Bedeutung und seine Pflichten als etwas „heiliges“ betrachte. Besonders verstand er es, beim Verhör die Mörder und sonstigen

Uebelthäter aus dem einfachen Volke zu verblüffen, und tatsächlich erregte er in ihnen, wenn nicht Hochachtung für sich, so doch gleichwohl ein gewisses Staunen.

Als Peter Iljitsch beim Kreisrichter eintrat, war er einfach verduht: er erkannte plötzlich, daß man dort schon alles wisse. Tatsächlich hatte man die Karten hingeworfen, alle standen und berieten sich, und Nikolai Parphenowitsch hatte sogar die jungen Mädchen verlassen und war herbeigelaufen, und er hatte die allerkriegerischste und kampfbereiteste Miene aufgesetzt. Peter Iljitsch ward sogleich die erschütternde Nachricht, daß der greise Fjedor Pawlowitsch wirklich und in der That an diesem Abend in seinem Hause ermordet worden sei, ermordet und ausgeraubt. Es war dies aber eben erst bekannt geworden, und zwar auf folgende Weise:

Wenn auch Marpha Ignatjewna, die Gattin des Grigori, der beim Gartenhaus niedergeschlagen worden war, auf ihrem Bette einen tiefen Schlaf schlief und so auch noch bis zum Morgen hätte schlafen können, war sie gleichwohl plötzlich aufgewacht. Mitverursacht hatte dies das furchtbare epileptische Stöhnen des Smerdjakoff, der im Nachbarzimmer bewusstlos lag — jenes Stöhnen, mit dem stets seine Fallsuchtsanfälle begannen, und das immer, ihr ganzes Leben hindurch, Marpha Ignatjewna furchtbar erschreckt hatte und sie wie krank zu machen pflegte. Sie hatte sich niemals daran gewöhnen können. Halb noch im Schlafe war sie aufgesprungen und fast besinnungslos in die Kammer zu Smerdjakoff gestürzt. Dort war es aber dunkel, es war nur zu vernehmen, daß der Kranke furchtbar zu röcheln und um sich zu schlagen begonnen hatte. Da hatte denn Marpha Ignatjewna selber zu schreien angefangen, und sie rief gerade eben ihren Mann; plötzlich kam es ihr aber zum Bewußtsein, daß es ihr doch, als sie aufstand, so geschienen habe, als ob

Grigori gar nicht in seinem Bette gelegen habe. Sie lief zu dem Bette hin und betastete es wiederum, das Bett war aber tatsächlich leer. Er war demnach weggegangen, aber wohin denn nur? Sie lief zur Haustür und rief ihn schüchtern von der Schwelle aus. Antwort erhielt sie natürlich keine, dafür vernahm sie aber durch die nächtliche Stille hindurch von irgendwoher, wie von weither aus dem Garten, ein ganz bestimmtes Stöhnen . . . Sie horchte hin, das Stöhnen wiederholte sich, und es ward ihr klar, daß es in der That aus dem Garten komme. „Mein Gott, das ist ja ganz so wie damals Lisaweta, die Stinsfende!“ flog es ihr durch ihren verwirrten Sinn. Angsterfüllt stieg sie die Stufen hinab und erkannte, daß die in den Garten führende Pforte offen stand. „Wahrscheinlich ist er dort, der Liebe“, dachte sie, schritt zur Gartentür und vernahm plötzlich ganz deutlich, daß Grigori sie rufe, daß er: „Marpha, Marpha!“ schreie mit schwacher, stöhnender, schrecklicher Stimme. „Mein Gott, bewahre uns vor Unglück!“ flüsterte Marpha Ignatjewna und stürzte nach der Richtung hin, aus welcher der Ruf erklungen war, und so hatte sie denn auch Grigori aufgefunden . . . Sie fand ihn aber nicht beim Gartenzaun, nicht an dem Platz, wo er zu Boden geworfen worden war, vielmehr schon zwanzig Schritte vom Zaun entfernt. Später erwies es sich, daß, nachdem er sein Bewußtsein zurückerlangt hatte, er weitergekrochen war, und wahrscheinlich war er lange gekrochen, da er mehrere Male das Bewußtsein verloren hatte und wiederum in Ohnmacht gefallen war. Sie bemerkte augenblicklich, daß er ganz voll Blut war, und sie begann dort auch sogleich schon aus voller Kehle zu brüllen. Grigori aber flüsterte leise und zusammenhanglos: „Er hat erschlagen . . . seinen Vater hat er erschlagen . . . was schreißt du denn, du Dumme . . . lauf doch, rufe!“ Marpha Ignatjewna hörte aber nicht gut und schrie

immerfort, und plötzlich sah sie, daß beim Herrn das Fenster geöffnet und im Fenster Licht sei: sie lief heran und fing an, Fjedor Pawlowitsch zu rufen. Als sie aber ins Fenster schaute, bot sich ihr ein furchtbares Bild: ihr Herr lag mit dem Gesicht nach oben auf dem Boden, ohne Bewegung. Sein heller Schlafrock und sein weißes Hemd auf der Brust waren von Blut überströmt. Das Licht auf dem Tische erhellte grell das Blut und das unbewegliche, tote Gesicht des Fjedor Pawlowitsch. Da, schon auf der höchsten Stufe des Entsetzens, stürzte Marpha Ignatjewna vom Fenster fort, lief aus dem Garten hinaus, öffnete den Torriegel und lief, was sie laufen konnte, hinter das Haus zur Nachbarin Marja Kondratjewna. Beide Nachbarinnen, Mutter und Tochter, hatten sich damals schon zur Ruhe gegeben; als aber Marpha Ignatjewna immer heftiger und wie rasend an den Fensterladen pochte und dabei schrie, wachten sie auf und sprangen zum Fenster hin. Marpha Ignatjewna berichtete, wenn auch zusammenhanglos, winselnd und schreiend gleichwohl die Hauptsache und rief um Hilfe. Gerade in dieser Nacht übernachtete bei ihnen der sonst umherstreichende Thomas. Sofort weckte man ihn, und alle drei liefen zum Orte des Verbrechens. Unterwegs kam es Marja Kondratjewna in Erinnerung, daß sie vorhin, in der neunten Stunde, einen furchtbaren und die ganze Umgegend durchdringenden Schrei aus dem Garten des Fjedor Pawlowitsch vernommen habe, und das war natürlich gerade jener Schrei des Grigori, als er, das Bein des schon auf dem Zaun sitzenden Dmitri Fjedorowitsch erfassend, gerufen hatte: „Vatermörder!“

„Jrgend jemand brüllte ganz allein los und verstummte dann augenblicklich“, erzählte im Laufem Marja Kondratjewna. Als sie die Stelle erreicht hatten, wo Grigori lag, trugen ihn die beiden Frauen mit Hilfe des Thomas in den Seitenbau. Sie machten

Licht und sahen, daß Smerdjakoff sich noch immer nicht beruhigt habe und in seiner Kammer um sich schlage; die Augen hatte er verdreht, und von seinen Lippen floß Schaum. Dem Grigori wuschen sie den Kopf mit Essig, der mit Wasser verdünnt war. Von dem kalten Wasser kam er schon völlig zu sich und fragte sogleich: „Ist der Herr erschlagen oder nicht?“ Die beiden Frauen und Thomas gingen dann zu dem Herrn hin, und als sie in den Garten herauskamen, sahen sie diesmal, daß nicht nur das Fenster, vielmehr auch die aus dem Hause in den Garten führende Thür sperrweit aufstand, während doch der Herr nun schon die ganze Woche hindurch sich fest einzuschließen pflegte, sobald es nur Abend ward, und er sogar Grigori ein für allemal verboten hatte, ihm zu klopfen. Als sie diese geöffnete Thür erschauten, überkam sie alle, beide Frauen und Thomas, sogleich schon Furcht, zum Herrn zu gehen, „damit nicht später irgend etwas herauskomme“. Als sie aber zurückgekehrt waren, befahl Grigori, auf der Stelle geradewegs zum Kreisrichter zu laufen. Da war denn auch Marja Kondratjewna dorthin gelaufen und hatte alle, die beim Kreisrichter waren, in Bestürzung versetzt. Sie war aber im ganzen nur fünf Minuten früher gekommen als Peter Iljitsch, so daß dieser schon nicht mehr nur mit seinen Vermutungen und Schlüssen erschien, vielmehr wie ein augenscheinlicher Zeuge, der durch seine Erzählung nur noch mehr die allgemeine Vermutung darüber bekräftigte, wer der Verbrecher sei (woran zu glauben übrigens er, in der Tiefe seiner Seele, sich immer noch bis zur letzten Minute weigerte).

Man beschloß energisch vorzugehen. Dem Gehilfen des städtischen Polizeimeisters befahl man, sogleich schon Stüder vier Zeugen zu versammeln, und nach allen Regeln der Kunst, die ich hier schon nicht beschreibe, drang man ins Haus des Fjedor Pawlowitsch ein und vollführte die Untersuchung an Ort und

Stelle. Der Kreisarzt, ein leidenschaftlicher Mensch, der sein Amt erst kurze Zeit ausübte, hatte sich selber angeboten, den Kreisrichter, Staatsanwalt und Untersuchungsrichter zu begleiten. Ich werde nur in Kürze bemerken: Es erwies sich, daß Fjedor Pawlowitsch wirklich tot war, der Schädel war ihm eingeschlagen, aber womit? Am allerwahrscheinlichsten mit derselben Waffe, mit der später auch Grigori niedergeschlagen ward. Und da fanden sie denn auch gerade diese Waffe, nachdem man von Grigori, dem jede mögliche ärztliche Hilfe zuteil geworden war, die ziemlich zusammenhängende, wenn auch mit schwacher und stöhnender Stimme vorgetragene Erzählung davon, wie er niedergeschlagen worden war, vernommen hatte. Sie begannen mit der Laterne beim Zaune zu suchen und fanden den kupfernen Stößel, der geradewegs auf den Gartenweg geworfen war, an einer allen sichtbaren Stelle. In dem Zimmer, in dem Fjedor Pawlowitsch lag, bemerkte man keinerlei besondere Unordnung; aber hinter den Wandschirmen bei seinem Bette hob man ein großes Kuvert vom Boden auf, das aus starkem Papier war, Kanzleiformat hatte und die Aufschrift trug: „Ein Geschenkchen von dreitausend Rubeln meinem Engel Gruschenka, wenn sie kommen wollen wird“; unten war aber noch dazugeschrieben, wahrscheinlich schon später von des Fjedor Pawlowitsch eigener Hand: „und Küchelchen“. Auf dem Kuvert waren drei große Siegel von rotem Siegellack, das Kuvert aber war bereits zerrissen und leer: das Geld war ihm entnommen. Man fand auf dem Boden auch noch ein dünnes, rosafarbenes Bändchen, mit dem das Kuvert umbunden war. Unter den Aussagen des Peter Fljitsch machte ein Umstand unter anderen ganz besonderen Eindruck auf den Staatsanwalt und den Untersuchungsrichter, nämlich folgender: die Vermutung, daß Dmitri Fjedorowitsch sich unbedingt beim Morgengrauen erschießen werde, daß er selber dies beschloffen,

selber zu Peter Iljitsch davon gesprochen, die Pistole vor ihm geladen, den Zettel geschrieben und in die Tasche gesteckt habe usw. usw. Als aber Peter Iljitsch, der ihm noch immer nicht glauben wollte, ihm gedroht hatte, er werde gehen und das irgendwem sagen, um den Selbstmord zu verhindern, da habe ihm Mitja selber lächelnd geantwortet: „Du wirst zu spät kommen!“ Es war also nötig, an Ort und Stelle zu eilen, nach Mokroje, um den Verbrecher „zu überrumpeln“, bevor er am Ende gar in der Tat daran dächte, sich zu erschießen. „Das ist klar, das ist klar!“ wiederholte der Staatsanwalt in außerordentlicher Erregung. „Das trägt sich genau so zu bei derartigen Lumpen: Morgen werde ich mich töten, vor dem Tode aber ein Trinkgelage!“ Die Erzählung davon, wie Mitja in der Bude den Wein und die Eßwaren ausgesucht habe, erregte den Staatsanwalt nur noch mehr. „Erinnern Sie sich an jenen Burschen, meine Herrschaften, der den Kaufmann Olsufjeff ermordete, um Underthalbtausend beraubte und sogleich ging, sich die Haare kräuseln ließ und sich danach, ohne sogar das Geld ordentlich zu verstecken, es gleichfalls fast in den Händen tragend, zu Dirnen begab.“ Es hielt indes alle die Untersuchung auf, die Besichtigung im Hause des Sjedor Pawlowitsch, die Formalitäten usw. Das alles erforderte Zeit, und deshalb schickte man auch zwei Stunden, bevor man selber abfuhr, den Landkommisar Mawriki Mawrifewitsch Schmerzoff nach Mokroje, der gerade am Morgen desselben Tages in die Stadt gekommen war, um sein Gehalt zu empfangen. Dem Mawriki Mawrifewitsch gab man den Auftrag, nach Mokroje zu fahren und, ohne irgendwelchen Lärm zu schlagen, bis zur Ankunft der dazu bestellten Behörden unausgesetzt auf den „Verbrecher“ achtzugeben, ebenso wie auch die Zeugen vorzubereiten, die Dorfpolizisten usw. usw. . . . So verfuhr denn auch Mawriki Mawrifewitsch, er bewahrte das „Inkognito“, und nur

einzig und allein Triphon Borisowitsch, seinen alten Bekannten, weihte er, nur teilweise, in das Geheimnis dieser Angelegenheit ein. Das war gerade um jene Zeit, als Mitja in der Dunkelheit auf der Galerie dem Wirte begegnete, der ihn gesucht hatte, und Mitja dabei dort gleich schon bemerkt hatte, daß bei Triphon Borisowitsch plötzlich irgendeine Veränderung vor sich gegangen sei in seinem Gesichtsausdruck und in seiner Art zu sprechen. So hatte denn weder Mitja noch irgendwer gewußt, daß man ihn beobachte; seinen Pistolenkasten aber hatte längst schon Triphon Borisowitsch entwendet und an einem abgelegenen Platze versteckt. Und nur erst in der fünften Stunde des Morgens, fast schon bei Morgengrauen, traf die ganze Obrigkeit ein in zwei Equipagen und zwei Dreigespannen: der Kreisrichter, der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter. Der Doktor war aber im Hause des Fjedor Pawlowitsch geblieben, in der Absicht, am Morgen den Leichnam des Getöteten zu sezieren; aber vor allem interessierte er sich gerade für den Zustand des kranken Dieners Smerdjakoff: „So heftigen und so langandauernden Fallsuchtsanfällen, die sich ununterbrochen im Verlaufe zweier Tage wiederholen, begegnet man selten, und das gehört der Wissenschaft“, sprach er in Erregung zu seinen Partnern, als die fortfuhren, und sie beglückwünschten ihn lachend zu diesem „Fund“. Dabei entsannen sich der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter sehr wohl daran, daß der Doktor im allerentschiedensten Tone hinzugefügt hatte, Smerdjakoff werde nicht bis zum Morgen leben.

Nunmehr, nach dieser langen, aber, wie es scheint, unvermeidlichen Auseinandersetzung kehren wir gerade zu jenem Augenblick unserer Erzählung zurück, an dem wir sie im vorausgehenden Buche unterbrachen.

3

Das Schreiten der Seele durch die Qualen

Die erste Qual

So saß denn Mitja und schaute mit wildem Blick die Anwesenden an, ohne zu verstehen, was man zu ihm spreche. Plötzlich erhob er sich, warf die Arme nach oben und schrie laut: „Ich bin unschuldig! An diesem Blute bin ich unschuldig! Am Blute meines Vaters bin ich unschuldig . . . Ich wollte töten, ich bin aber unschuldig! Nicht ich!“

Aber kaum hatte er nur eben dies ausgerufen, als Gruschenka hinter dem Vorhang hervorsprang und dem Kreisrichter nur so gerade vor die Füße stürzte.

„Das bin ich, ich Ruchlose, ich bin schuldig!“ schrie sie mit einem herzerreißenden Schrei, ganz in Tränen, wobei sie zu allen flehend die Hände erhob. „Da hat er nur meinewegen gemordet! Da habe ich ihn gequält und bis dahin gebracht. Ich habe auch jenes arme, tote, alte Männchen so gequält, aus meiner Bosheit heraus, und es bis dahin gebracht! Ich bin schuldig, ich zuerst, ich vor allem, ich bin schuldig!“

„Ja, du bist schuldig! Du bist die Hauptverbrecherin! Du bist eine Rasende, du Unzüchtige, du bist die Hauptschuldige!“ brüllte ihr, mit der Faust drohend, der Kreisrichter zu; aber da beruhigte man ihn auch schon rasch und mit Entschiedenheit. Der Staatsanwalt umfaßte ihn sogar mit beiden Armen.

„Da wird schon völlige Unordnung herauskommen, Michael Makarowitsch!“ schrie er. „Sie mischen sich entschieden in die Untersuchung ein . . . Sie verderben die Sache . . .“ Er war fast außer Atem gekommen.

„Man muß Vorkehrungen treffen, Vorkehrungen treffen, Vorkehrungen treffen!“ schrie auch Nikolai Parphenowitsch in furchtbarer Erregung, „sonst ist es entschieden unmöglich!“

„Gemeinsam richtet uns!“ rief wieder Gruschenka außer sich, immer noch lag sie auf den Knien. „Gemeinsam richtet uns, ich werde jetzt mit ihm gehen, sei es auch zur Hinrichtung!“

„Gruscha, mein Leben, mein Blut, mein Heiligtum!“ rief Mitja aus, und auch er warf sich neben sie auf die Knie und hielt sie fest umschlungen. „Glaubt ihr nicht!“ schrie er. „Schuldig ist sie an gar nichts, an keinerlei vergossenem Blute und an gar nichts!“

Er entsann sich später, daß ihn mehrere Männer mit Gewalt von ihr weggerissen hatten, daß man sie plötzlich entführt habe, und daß er erst zu sich gekommen sei, als er schon am Tische saß. Neben ihm und hinter ihm standen Leute mit Blechzeichen an der Mütze. Ihm gegenüber, auf der anderen Seite des Tisches, auf dem Sofa, saß Nikolai Parphenowitsch, der Untersuchungsrichter, und bemühte sich, ihn zu überreden, aus einem Glas, das auf dem Tische stand, etwas Wasser zu trinken: „Das wird Sie erfrischen, das wird Sie beruhigen; fürchten Sie sich nicht, beunruhigen Sie sich nicht!“ fügte er außerordentlich höflich hinzu. Mitja aber, er entsann sich dessen später, fing plötzlich an, sich furchtbar für die großen Ringe des Untersuchungsrichters zu interessieren, einer hatte einen Amethyst zum Stein, der andere war aber ganz grellgelb, durchsichtig und von so schönem Glanze. Und noch lange nachher entsann er sich mit Staunen daran, daß diese Ringe seinen Blick unwiderstehlich angezogen hatten, sogar während der ganzen Zeit dieser furchtbaren Stunden des Verhörs, so daß er sich aus irgendeinem Grunde gar nicht von ihnen losreißen und sie gar nicht vergessen konnte als etwas, was doch in keinerlei Beziehung

stand zu seiner damaligen Lage. Zur Linken, seitwärts von Mitja, auf dem Platze, auf dem zu Beginn des Abends Maximoff gefessen hatte, saß jetzt der Staatsanwalt, aber zur Rechten von Mitja, auf dem Platze, wo damals Gruschenka saß, hatte ein rotwangiger junger Mensch Platz genommen; er trug ein einem sehr vertragenen Jagdrock ähnliches Kleidungsstück, und vor ihm stand ein Tintenfaß und lag Papier. Es erwies sich, daß dies der Schreiber des Untersuchungsrichters war, den der mit sich gebracht hatte. Der Kreisrichter aber stand jetzt am Fenster, am anderen Ende des Zimmers, neben Kalganoff, der sich gleichfalls auf einem Stuhle an demselben Fenster niedergelassen hatte.

„Trinken Sie doch etwas Wasser!“ wiederholte sanft zum zehnten Male der Untersuchungsrichter.

„Ich habe getrunken, meine Herren, ich habe getrunken . . . aber . . . wie denn . . . meine Herren, zermahlt, richtet hin, entscheidet das Geschick!“ rief Mitja aus, indem er einen furchtbaren, unbeweglichen, glänzenden Blick dem Untersuchungsrichter zuwarf.

„Sie behaupten also entschieden, daß Sie unschuldig sind an dem Tode Ihres Vaters Fjedor Pawlowitsch?“ fragte sanft, aber eindringlich der Untersuchungsrichter.

„Unschuldig! Schuldig bin ich an einem anderen Blute, dem eines anderen alten Mannes, nicht aber an dem meines Vaters. Und ich beweine das. Ich mordete, ich mordete einen alten Mann, ich mordete ihn und warf ihn zu Boden. Aber schwer ist es, zu verantworten für dies Blut durch ein anderes Blut, ein furchtbares Blut, an dem ich unschuldig bin. Mit einer furchtbaren Beschuldigung haben Sie mich da betäubt, meine Herren, gleichwie mit einem Schlage vor die Stirn! Aber wer hat denn den Vater ermordet, wer hat ihn ermordet? Wer konnte ihn denn

ermorden, wenn nicht ich? Das ist ein Wunder und eine Albernheit, eine Unmöglichkeit!"

„Ja, das ist es ja gerade, wer konnte ihn töten . . .“ begann der Untersuchungsrichter, aber der Staatsanwalt Hippolyt Kirillowitsch (der Gehilfe des Staatsanwalts, aber auch wir werden ihn der Kürze wegen Staatsanwalt nennen) warf dem Untersuchungsrichter einen Blick zu und sprach, zu Mitja gewandt:

„Sie beunruhigen sich ohne Grund über den Greis, den Diener Grigori Wassiljewitsch. Erfahren Sie, daß er lebt, zu sich gekommen ist und ungeachtet der schweren Verwundung, die Sie ihm nach seiner und Ihrer jetzigen Aussage zufügten, wie es scheint, zweifellos mit dem Leben davonkommen wird, wenigstens nach der Aussage des Arztes.“

„Er lebt? So lebt er denn?“ brüllte plötzlich Mitja hervor und warf die Arme in die Luft. Sein ganzes Gesicht strahlte: „Herr, ich danke dir für das höchste Wunder, das du an mir, einem Sünder und Missetäter, tatest auf mein Gebet hin! Ja, ja, das ist auf mein Gebet hin geschehen, ich betete die ganze Nacht!“ . . . und er bekreuzte sich dreimal. Er keuchte fast.

„So haben wir denn auch gerade von ganz demselben Grigori äußerst wichtige Aussagen erhalten in Hinsicht auf Sie, nämlich daß . . .“ begann gerade der Staatsanwalt fortzufahren, Mitja aber war plötzlich vom Stuhl aufgesprungen.

„Einen Augenblick, meine Herren, um Gottes willen, nur einen Augenblick, ich werde zu ihr laufen . . .“

„Erlauben Sie! In diesem Augenblick geht das keineswegs an!“ füstelte sogar fast Nikolai Parphenowitsch und sprang gleichfalls auf. Den Mitja aber erfaßten die Leute mit den Blechzeichen um die Brust. Übrigens setzte er sich auch von selbst wieder nieder.

„Meine Herren, wie schade! Ich wollte zu ihr, nur auf einen Augenblick . . . ich wollte ihr mitteilen, daß abgewaschen, entschwunden ist dieses Blut, das mir die ganze Nacht über am Herzen sog, und daß ich schon nicht mehr ein Mörder bin! Meine Herren, sie ist ja meine Braut!“ rief er plötzlich begeistert und ehrfurchtsvoll aus, indem er seine Augen von einem auf den andern richtete. „O, ich danke Ihnen, meine Herren! Wie haben Sie mich neugeboren werden, wie haben Sie mich auferstehen lassen in einem Augenblick! . . . Dieser Greis, er hat mich ja auf den Armen getragen, meine Herren, er hat mich als dreijähriges Kind im Waschtrog gebadet, als alle mich verlassen hatten, er war mir ein leiblicher Vater!“

„Also, Sie . . .“ begann gerade der Untersuchungsrichter.

„Erlauben Sie, meine Herren, erlauben Sie noch ein Augenblickchen“, unterbrach Mitja. Er hatte beide Ellbogen auf den Tisch gestützt und das Gesicht mit den Händen bedeckt. „Lassen Sie mich doch ein klein wenig meine Vorstellungen ordnen, lassen Sie mich doch aufatmen, meine Herren! Das alles erschüttert furchtbar, der Mensch ist doch kein Fell, das auf einer Trommel liegt, meine Herren!“

„Sie sollten wiederum ein wenig Wasser . . .“ lispelte Nikolai Parphenowitsch.

Mitja nahm die Hände vom Gesicht und brach in Lachen aus. Sein Blick war munter, es war, als habe er sich völlig verändert in einem Augenblicke. Geändert hatte sich auch seine ganze Art zu sprechen. Da saß nun wieder ein Mensch, der allen diesen Leuten, allen diesen seinen früheren Bekannten völlig gleichgestellt war, es war geradeso, wie wenn sie gestern, als sich noch nichts ereignet hatte, zusammengekommen wären, irgendwo in einer Gesellschaft. Bemerken wir indes bei dieser Gelegenheit, daß Mitja beim Kreisrichter anfangs, als er eben erst zu uns

gekommen war, freudig aufgenommen worden war, Mitja ihn aber in der Folge, besonders im letzten Monat, fast nicht mehr besucht hatte, und der Kreisrichter, wenn er ihm zum Beispiel auf der Straße begegnete, sein Gesicht sehr verzog und nur aus Höflichkeit seinen Gruß erwiderte, was Mitja sehr wohl bemerkt hatte. Mit dem Staatsanwalt war er noch entfernter bekannt, der Gattin des Staatsanwalts, einer nervösen und phantastischen Dame, hatte er mehrmals — wohlgemerkt — die allerkorrektesten Besuche gemacht, ohne sogar selber recht zu begreifen, weshalb er zu ihr gehe, und sie hatte ihn stets freundlich empfangen, da sie sich aus irgendeinem Grunde bis zur allerletzten Zeit für ihn interessierte. Mit dem Untersuchungsrichter aber bekannt zu werden hatte er noch keine Gelegenheit gehabt, er hatte indes auch ihn getroffen und sogar ein- oder zweimal sich mit ihm „über das weibliche Geschlecht“ unterhalten.

„Sie, Nikolai Parphenowitsch, sind, wie ich sehe, der allgeschickteste Untersuchungsrichter“, und Mitja lachte plötzlich heiter heraus. „Ich werde Ihnen aber trotzdem jetzt selber helfen. O, meine Herren, ich bin auferstanden . . . und seien Sie nur nicht darum böse, daß ich mich so einfach und so geradeswegs an Sie wende. Zudem bin ich aber auch ein wenig betrunken, das will ich Ihnen ganz aufrichtig sagen. Ich hatte, scheint es, die Ehre . . . die Ehre und das Vergnügen, Ihnen, Nikolai Parphenowitsch, bei meinem Verwandten Miussoff zu begegnen . . . Meine Herren, meine Herren, ich beanspruche nicht Gleichheit, ich begreife ja durchaus, in welcher Eigenschaft ich jetzt vor Ihnen sitze. Auf mir ruht . . . wenn nur Grigori über mich Ausfagen machte . . . dann ruht auf mir — ein furchtbarer Verdacht! Ein Entsetzen, ein Entsetzen — ich begreife das ja durchaus! Zur Sache, meine Herren, ich bin bereit, und wir werden das jetzt in einem Augenblick zu Ende bringen, denn

hören Sie, hören Sie doch, meine Herren! Wenn ich ja weiß, daß ich unschuldig bin, dann werden wir natürlich schon in einem Augenblick zu Ende sein! Nicht wahr? Nicht wahr?"

Mitja sprach rasch und wie nervös und expansiv, und es war so, als ob er seine Zuhörer entschieden für seine besten Freunde halte.

„Also, wir werden vorderhand niederschreiben, daß Sie die gegen Sie erhobene Beschuldigung entschieden und ein für allemal bestreiten“, sprach bedeutungsvoll Nikolai Parphenowitsch. Er wandte sich zum Schreiber hin und diktierte ihm halblaut, was er schreiben müsse.

„Niederschreiben? Sie wollen das niederschreiben? Warum denn nicht, tun Sie es nur, ich bin einverstanden, ich gebe mein volles Einverständnis, meine Herren . . . Nur sehen Sie . . . Halten Sie einmal, halten Sie einmal, schreiben Sie so: Schuldig ist er an Gewalttätigkeiten, schuldig ist er darin, daß er den armen Greis schwer schlug. Nun, und dort noch für mich, im Innern, in der Tiefe meines Herzens, bin ich auch noch schuldig — aber dies braucht man schon nicht niederzuschreiben (er wandte sich plötzlich an den Schreiber), das ist schon mein Privatleben, meine Herren, das geht Sie schon nichts mehr an, diese Tiefen meines Herzens nämlich, das heißt . . . Aber am Mord seines greisen Vaters — ist er unschuldig! Das ist ein wilder Gedanke! Das ist ein völlig wilder Gedanke! . . . Ich werde es Ihnen beweisen, und Sie werden sich augenblicklich davon überzeugen. Sie werden lachen, meine Herren, selber werden Sie lachen über diesen Verdacht!“

„Beruhigen Sie sich, Dmitri Fjedorowitsch“, ermahnte ihn der Untersuchungsrichter, und es war offenbar, daß er den außer sich Geratenen durch seine Ruhe zur Vernunft bringen wollte. „Bevor wir mit dem Verhör fortfahren werden, möchte ich,

wenn Sie bereit sind, mir zu antworten, von Ihnen die Bestätigung jener Thatfache vernehmen, daß Sie, so scheint es, den verstorbenen Fjedor Pawlowitsch nicht liebten, mit ihm sozusagen beständig in Streit lagen . . . Wenigstens haben Sie vor einer Viertelstunde, so scheint es, gerade hier geruht, sich zu äußern, daß Sie ihn sogar töten wollten: ‚Ich habe ihn nicht getödet‘, riefen Sie aus, ‚ich wollte ihn aber töten!‘“

„Ich habe das ausgerufen? Aber das kann wohl so sein, meine Herren! Ja, zum Unglück, ich wollte ihn totschiagen, oftmals habe ich das gewollt . . . zum Unglück, zum Unglück!“

„Sie wollten es also. Werden Sie nun nicht gewillt sein zu erklären, was denn eigentlich die Gründe waren, die Sie zu solchem Hasse gegen die Persönlichkeit Ihres Vaters bestimmten?“

„Wie soll man denn das erklären, meine Herren!“ Und Mitja zuckte verdrießlich die Achseln und senkte seine Augen. „Ich habe ja meine Empfindungen gar nicht verheimlicht, die ganze Stadt weiß ja davon — es wissen das alle im Wirtshaus. Noch unlängst im Kloster erklärte ich das, in der Zelle des Greises Sosima . . . An dem gleichen Tage, des Abends, schlug ich meinen Vater und erschlug ihn fast und schwor, ich werde wiederkommen und ihn totschiagen, das alles vor Zeugen . . . O, tausend Zeugen! Einen ganzen Monat schrie ich das, alle sind Zeugen! Die Thatfache liegt vor, die Thatfache spricht, sie schreit förmlich, aber, meine Herren, meine Gefühle, meine Gefühle, das ist schon etwas ganz anderes. Sehen Sie, meine Herren (und Mitja verzog finster sein Gesicht), mir scheint es, daß mich nach meinen Gefühlen zu fragen Sie überhaupt gar kein Recht haben . . . Wenn Sie auch von Amts wegen berufen sind, ich verstehe das, so ist dies aber doch schon meine Angelegenheit, meine intime, indes . . . da ich ja schon vordem meine Gefühle nicht verheim-

lichte . . . zum Beispiel im Wirtshaus, und sie allen und jedem kundgab, so . . . so werde ich auch jetzt hieraus kein Geheimnis machen. Sehen Sie, meine Herren, ich verstehe ja sehr wohl, daß in diesem Falle furchtbare Verdachtsgründe gegen mich vorliegen: allen sagte ich, daß ich ihn töten werde, und plötzlich hat man ihn auch getötet: wie sollte das dann nicht ich sein in einem solchen Falle? Ha, ha! Ich entschuldige Sie, meine Herren, ich entschuldige Sie völlig. Ich bin ja auch selber erschüttert bis zur Epidermis, denn wer hat ihn denn schließlich getötet, wenn nicht ich? Ist das nicht etwa so? Wenn nicht ich, so wer denn, wer denn? Meine Herren," rief er plötzlich aus, „ich will wissen, ich verlange das sogar von Ihnen, meine Herren: Wo ward er denn getötet? Wie ward er getötet, womit und wie? Sagen Sie es mir doch!" fragte er plötzlich, indem er abwechselnd den Staatsanwalt und den Untersuchungsrichter anschaute.

„Wir fanden ihn auf dem Boden liegen, mit dem Gesicht nach oben, in seinem Kabinett, mit eingeschlagenem Schädel", sprach der Staatsanwalt.

„Das ist furchtbar, meine Herren!" und Mitja fuhr plötzlich zusammen, er stützte sich auf den Tisch und bedeckte sein Gesicht mit der rechten Hand.

„Wir werden fortfahren", unterbrach Nikolai Parphenowitsch. „Was hat Sie also zu Ihren Haßgefühlen veranlaßt? Sie haben, scheint es, öffentlich erklärt, es sei das Gefühl der Eifersucht gewesen?"

„Nun ja, Eifersucht, und nicht nur das."

„Streitigkeiten wegen Geld?"

„Nun ja, auch wegen Geld."

„Es scheint, der Streit ging um dreitausend Rubel, die Ihnen von Ihrer Erbschaft nicht ausgezahlt worden seien."

„Wie denn drei! Mehr, mehr!" rief eifrig Mitja, „mehr als

sechs, mehr als zehn vielleicht. Ich habe das allen gesagt, allen ins Ohr geschrien! Ich hatte mich aber schon entschlossen, so solle es auch sein, mich mit Dreitausend zufriedenzugeben. Unumgänglich hatte ich diese Dreitausend nötig . . . derart, daß ich durchaus der Ansicht war, daß jenes Paket mit den dreitausend Rubeln, das, ich wußte es, bei ihm unter dem Kissen lag, vorbereitet für Gruschenka, bei mir gestohlen sei; so ist es, meine Herren, ich hielt es für mir gehörig, für ganz das gleiche wie mein Eigentum . . .“

Der Staatsanwalt warf dem Untersuchungsrichter einen bedeutamen Blick zu, und es gelang ihm, ihm unbemerkt zuzublinzen.

„Wir werden auf diesen Umstand noch zurückkommen,“ sprach sogleich der Untersuchungsrichter, „Sie aber erlauben uns wohl jetzt, uns anzumerken und niederzuschreiben gerade jenes Pünktchen: daß Sie nämlich dies Geld in jenem Umschlag gerade so betrachteten, als ob es Ihr Eigentum sei.“

„Schreiben Sie es nur nieder, meine Herren, ich verstehe ja sehr wohl, daß dies wiederum ein Verdachtsmoment gegen mich bedeutet; ich fürchte aber nicht die Verdachtsmomente und spreche selber gegen mich. Hören Sie, selber! Sehen Sie, meine Herren, Sie, scheint es, halten mich durchaus für einen andern Menschen, als ich tatsächlich bin“, fügte er plötzlich finstern und kummervoll hinzu. „Mit Ihnen spricht ein edler Mensch, die alleredelste Persönlichkeit, die Hauptsache — das behalten Sie wohl im Auge — ein Mensch, der zwar einen Abgrund von Gemeinheiten beging, immer aber das edelmütigste Geschöpf war und blieb, als Geschöpf meine ich, innerlich, in seiner Tiefe, nun, mit einem Worte, ich vermag mich nicht auszudrücken . . . Gerade darum habe ich mich aber auch gequält, daß ich dürstete mein ganzes Leben lang nach Edelmüt, ich war sozusagen ein Märtyrer des Edelmuten und einer, der ihn mit der Laterne

suchte, mit der Laterne des Diogenes, und dabei habe ich mein ganzes Leben lang nichts als Schweinereien gemacht, wie wir alle, meine Herren . . . das heißt, wie ich allein, meine Herren, nicht alle, vielmehr ich allein, ich irrte mich, ich allein, allein . . . ! Meine Herren, mir tut der Kopf weh" — und sein Gesicht nahm einen leidenden Ausdruck an — „sehen Sie, meine Herren, mir gefiel nicht sein Äußeres, irgend etwas Ehrloses war darin, ein Verhöhnern und Niedertreten von allem, was heilig ist. Hohn und Unglauben, ekelig, ekelig! Jetzt aber, da er schon gestorben ist, denke ich anders.“

„Wie denn anders?“

„Nicht gerade anders, ich bedaure nur, daß ich ihn haßte.“

„Empfinden Sie Reue?“

„Nein, nicht eigentlich Reue, schreiben Sie das nicht. Ich selber aber bin nicht gut, meine Herren, das ist es, selber bin ich nicht sehr vorbildlich, und deshalb hatte ich kein Recht, auch ihn für widerlich zu halten, das ist es! Das mögen Sie am Ende gar auch niederschreiben.“

Als Mitja dies gesagt hatte, ward er plötzlich außerordentlich traurig. Längst schon, je länger er auf die Fragen des Untersuchungsrichters antwortete, um so finsterner war er geworden. Und plötzlich, gerade in diesem Augenblicke, spielte sich wiederum eine unerwartete Szene ab. Die Sache war die, daß, wenn man auch Gruschenka vorhin entfernt hatte, man sie doch nicht weiter geführt hatte als in das dritte Zimmer, von jenem blauen Zimmer an gerechnet, in dem jetzt das Verhör vor sich ging. Das war ein kleines Zimmerchen mit nur einem Fenster, gleich hinter jenem großen Zimmer gelegen, in dem man in der Nacht getanzt und das Trinkgelage aus dem vollen heraus getobt hatte. Dort hatte sie gefessen, mit ihr aber war vorderhand nur der eine Maximoff, auf den das alles einen schrecklichen Eindruck gemacht

hatte, der furchtbar in Angst war und sich förmlich an sie angeklebt hatte, als ob er bei ihr Rettung suche. Vor ihrer Thür stand ein Bauer mit einem Blechzeichen auf der Brust. Gruschenka weinte, und da auf einmal, als der Gram schon allzu sehr ihre Seele bedrängte, sprang sie auf, rang die Hände und rief mit lautem Aufschrei: „Mein Kummer, mein Kummer!“ Sie stürzte aus dem Zimmer heraus zu ihm hin, zu ihrem Mitja, und das kam so unerwartet, daß niemand sie aufzuhalten vermocht hatte. Als aber Mitja ihren Schrei vernahm, war er nur so zusammengefahren. Er sprang auf, brüllte los und stürzte ihr Hals über Kopf entgegen, als ob er von Sinnen sei. Aber wiederum ließ man sie nicht zusammenkommen, wenn sie auch schon einander erschaut hatten. Man packte ihn fest an den Armen, er schlug um sich, riß sich los, und es waren drei oder vier Männer nötig, um ihn festzuhalten. Man faßte auch sie, und er sah, wie sie schreiend die Hände nach ihm ausstreckte, während man sie wegführte. Als die Szene beendet, und er wieder zu sich gekommen war, fand er sich wiederum auf dem früheren Platz am Tische sitzend, dem Untersuchungsrichter gegenüber, und er schrie, sich an alle wendend: „Was habt ihr denn mit ihr zu schaffen? Weshalb quält ihr sie denn? Sie ist unschuldig, unschuldig! . . .“

Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter suchten ihn zu beruhigen. So verging einige Zeit, etwa zehn Minuten; endlich kam Michael Makarowitsch, der sich eben erst entfernt hatte, eilig ins Zimmer gelaufen, und er sprach aufgeregt und laut zu dem Staatsanwalt:

„Sie ist entfernt worden, sie ist unten; werden Sie mir, meine Herren, nicht erlauben, nur ein einziges Wort diesem Unglücklichen zu sagen? In Ihrer Gegenwart, meine Herren, in Ihrer Gegenwart!“

„Seien Sie so gut, Michael Makarowitsch!“ antwortete der

Untersuchungsrichter. „In vorliegendem Fall haben wir nichts dagegen einzuwenden!“

„Dmitri Fjedorowitsch, höre, Väterchen,“ begann Michael Makarowitsch, indem er sich an Mitja wandte, und sein ganzes erregtes Gesicht brachte ein warmes, fast väterliches Mitgefühl für den Unglücklichen zum Ausdruck, „ich habe deine Agraphena Alexandrowna selber hinuntergeführt, sie den Wirtstöchtern übergeben, und mit ihr ist jetzt dort und weicht nicht von ihrer Seite jenes alte Männchen Maximoff, und ich habe sie beschwichtigt, hörst du? Ich habe sie beredet, sie beruhigt und ihr klargemacht, daß du dich dort rechtfertigen mußt, sie solle dich darum nicht stören, sie solle dich nicht betrübt machen, sonst könntest du dich verwirren und über dich nicht richtig aussagen, verstehst du das? Nun, mit einem Wort, ich sprach zu ihr, und sie verstand es. Sie ist, mein Bruder, eine Gescheite, sie ist gut, sie wollte mir altem Manne die Hände küssen, sie bat für dich. Selber schickte sie mich hierher, dir zu sagen, du möchtest dir ihretwegen keine Sorgen machen, ja, und es ist auch nötig, Täubchen, es ist nötig, daß auch ich gehe und ihr sage, du seist ruhig und hinsichtlich ihrer unbesorgt. Und so beruhige dich denn auch, verstehe du dies! Ich habe ihr unrecht getan, sie ist eine christliche Seele, ja, meine Herren, das ist eine fromme Seele und in nichts schuldig. Was soll ich ihr demnach sagen, Dmitri Fjedorowitsch, wirst du ruhig sein oder nicht?“

Der gute Kerl hatte viel Unnötiges gesprochen, ein menschlicher Kummer hatte seine gute Seele durchdrungen, und sogar Tränen standen ihm in den Augen. Mitja sprang auf und stürzte zu ihm hin.

„Verzeihen Sie, meine Herren, erlauben Sie, o, erlauben Sie!“ rief er aus. „Eine Engelseele, eine Engelseele sind Sie, Michael Makarowitsch! Ich danke Ihnen um ihretwillen! Ich werde,

ja, ich werde ruhig sein, heiter werde ich sein, teilen Sie ihr in der grenzenlosen Güte Ihrer Seele mit, daß ich heiter bin, heiter, ich werde sogar gleich zu lachen anfangen, da ich weiß, daß mit ihr ein solcher Schutzengel ist wie Sie. Sogleich werde ich alles zu Ende führen, und sobald ich nur frei sein werde, werde ich auch gleich zu ihr kommen, sie wird das sehen, möge sie nur warten! Meine Herren!“ wandte er sich plötzlich an den Staatsanwalt und den Untersuchungsrichter, „jetzt werde ich Ihnen meine ganze Seele öffnen, ganz werde ich sie ausströmen, wir werden dies alles sofort zu Ende führen, heiter werden wir es zu Ende führen — schließlich werden wir ja lachen, werden wir das? Aber, meine Herren, dieses Weib — ist die Königin meiner Seele! O, erlauben Sie mir, dies zu sagen, dies gerade werde ich Ihnen schon eröffnen . . . Ich sehe ja doch, daß ich es mit edelmütigen Menschen zu tun habe: das ist das Licht, das ist mein Heiligtum, und wenn Sie nur wüßten! Sie haben gehört, wie sie ausrief: ‚Mit dir, sei’s auch zum Nichtplatz!‘ Aber was habe ich ihr denn gegeben, ich, ein Bettler, ein Habenicht, wofür liebt sie mich denn so, verdiene ich denn, ich plumpe, schmachvolle Kreatur mit einem so schmählischen Antlitz, eine solche Liebe, daß sie mit mir sogar zur Zwangsarbeit gehen möchte? Für mich ist sie vorhin Ihnen zu Füßen gefallen, sie, eine Stolze, die in nichts schuldig ist. Wie soll ich sie denn nicht vergöttern, nicht schreien, nicht hinstreben zu ihr, wie soeben? O, meine Herren, verzeihen Sie! Jetzt aber, jetzt bin ich getröstet!“

Und er fiel auf seinen Stuhl zurück, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und brach in Schluchzen aus. Aber dies waren schon glückliche Tränen. Er kam sogleich wieder zu sich. Der greise Kreisrichter war sehr zufrieden, ja, es scheint, die Juristen gleichfalls: sie fühlten voraus, daß das Verhör sogleich in eine neue Phase eintreten werde. Nachdem er dem Kreisrichter

seinen Auftrag übergeben hatte, war Mitja geradezu heiter geworden.

„Nun, meine Herren, jetzt bin ich der Ihrige, völlig der Ihrige. Und . . . wenn nur nicht alle diese Kleinigkeiten wären, so würden wir auch sogleich schon zu Ende kommen . . . Ich spreche wiederum von Kleinigkeiten. Ich bin der Ihrige, meine Herren, aber ich schwöre es, gegenseitiges Vertrauen ist nötig — Sie müssen mir, ich Ihnen glauben — sonst werden wir niemals zu Ende kommen. Ich spreche ja für Sie. Zur Sache, meine Herren, zur Sache! Und die Hauptsache, wühlen Sie nicht derart in meiner Seele herum, quälen Sie sie nicht mit Kleinigkeiten, fragen Sie vielmehr einzig und allein, was die Angelegenheiten selber anbetrifft, und nur Tatsachen, und ich werde Sie sogleich schon zufriedenstellen. Die Kleinigkeiten aber zum Teufel!“ So rief Mitja aus. Das Verhör begann von neuem.

4

Die zweite Qual

Sie glauben gar nicht, Dmitri Fjedorowitsch, wie Sie uns selber ermutigen durch diese Ihre Bereitschaft . . .“ begann wiederum Nikolai Parphenowitsch mit belebter Miene und mit sichtbarer Freude, die ihm aus seinen großen, hellgrauen, hervortretenden und übrigens äußerst kurzsichtigen Augen herauschaute, von denen er erst, eine Minute vordem, die Brille heruntergenommen hatte. „Auch haben Sie durchaus mit Recht dieses unser gegenseitiges Vertrauen betont, ohne das es bisweilen sogar auch unmöglich ist in Fällen von derartiger Wichtigkeit, ich meine — solche Fälle, wenn die im Verdacht stehende Persönlichkeit sich zu rechtfertigen gewillt ist, es

zu tun hofft und auch kann. Unsererseits werden wir alles tun, was von uns abhängt, und Sie selber konnten sehen, sogar schon bisher, wie wir die Sache führen . . . Sie sind doch einverstanden, Hippolyt Kirillowitsch?" wandte er sich plötzlich an den Staatsanwalt.

„O, zweifellos!“ stimmte der Staatsanwalt bei, wenn das auch etwas trocken klang, verglichen mit dem Ausbruch des Nikolai Parphenowitsch.

Ich bemerke ein für allemal: der erst unlängst bei uns angekommene Nikolai Parphenowitsch empfand gleichwohl ganz vom Anfang seiner Laufbahn an eine ganz außergewöhnliche Hochachtung für unsern Hippolyt Kirillowitsch, den Staatsanwalt, und er war von Herzen mit ihm einverstanden. Er war fast der einzige Mensch, der fraglos an das ungewöhnliche Talent zur Psychologie und zur Rede unseres „im Dienste beleidigten“ Hippolyt Kirillowitsch glaubte, und der durchaus auch daran glaubte, daß jener beleidigt sei. Von ihm hatte er schon in Petersburg gehört. Dafür erwies sich seinerseits der noch so junge Nikolai Parphenowitsch auch als der einzige Mensch auf der ganzen Welt, den unser „beleidigter Staatsanwalt“ aufrichtig liebgewonnen hatte. Auf dem Wege hierher hatten sie dieses und jenes besprochen und untereinander ausmachen können hinsichtlich des bevorstehenden Falles, und nunmehr, am Tische sitzend, erfaßte Nikolai Parphenowitsch scharfen Geistes, im Fluge und begriff sogleich jeden Hinweis, jede Bewegung im Gesichte seines älteren Kollegen, aus einem halben Worte, aus dem Blicke, aus einem Zwinkern mit den Augen.

„Meine Herren, überlassen Sie es nur mir selber, alles zu erzählen, und unterbrechen Sie mich nicht mit Nichtigkeiten, dann werde ich Ihnen augenblicklich alles auseinandersetzen“, brachte Mitja kochenden Eifers hervor.

„Schön. Ich danke Ihnen. Bevor wir aber dazu übergehen, Ihre Mitteilung anzuhören, erlauben Sie mir nur noch eine kleine Tatsache festzustellen, die uns sehr interessiert, nämlich in betreff jener zehn Rubel, die Sie gestern gegen fünf Uhr unter Verfaß Ihrer Pistolen bei Ihrem Freunde Peter Iljitsch Perchotin entliehen.“

„Ich habe sie verseht, meine Herren, ich habe sie verseht für zehn Rubel, und was denn weiter? Das ist ja auch alles. Als ich von meiner Fahrt in die Stadt zurückgekehrt war, da habe ich sie auch sogleich verseht.“

„Sie kehrten also von einer Fahrt zurück? Sie hatten die Stadt verlassen?“

„So ist es, meine Herren, ich hatte vierzig Werst zurückgelegt. Sie aber haben das nicht gewußt?“

Der Staatsanwalt und Nikolai Parphenowitsch wechselten rasche Blicke.

„Und überhaupt, wenn Sie Ihre Erzählung mit der systematischen Beschreibung Ihres ganzen gestrigen Tages von ganz früh an beginnen würden? Erlauben Sie zum Beispiel zu erfahren: Weshalb haben Sie sich aus der Stadt entfernt, und wann sind Sie eigentlich abgefahren und wieder angelangt . . . und alle diese Tatsachen . . .“

„So hätten Sie doch ganz von Anfang an fragen sollen,“ rief Mitja und brach in lautes Lachen aus, „und wenn Sie wollen, so muß man die Angelegenheit nicht vom gestrigen Tage beginnen, vielmehr vom vorgestrigen, ganz vom Morgen an, dann werden Sie auch begreifen, wohin, wie und weshalb ich ging und fuhr. Ich ging, meine Herren, vorgestern morgen zu dem hiesigen Kaufmann Samsonoff, um ihm dreitausend Rubel zu entleihen unter sicherstem Unterpfand — dies, meine Herren, war plötzlich nötig geworden, plötzlich nötig geworden . . .“

„Erlauben Sie, Sie zu unterbrechen“, mischte sich höflich der Staatsanwalt ein. „Weshalb war Ihnen denn so plötzlich dieses Geld nötig geworden, und gerade eine solche Summe, das heißt dreitausend Rubel?“

„Ach, meine Herren, es wäre nicht nötig, sich bei Kleinigkeiten aufzuhalten! Wie, wann und weshalb, und weshalb gerade so viel Geld und nicht so viel, und diese ganze Geschichte, so wird man das ja in drei Bänden nicht zu Ende schreiben, ja, und es wird auch noch eine Nachschrift nötig sein!“

Das alles brachte Mitja hervor mit der gutmütigen, aber ungedultigen Familiarität eines Menschen, der die ganze Wahrheit sagen will und von den allerbesten Absichten erfüllt ist.

„Meine Herren,“ es war, als ob er sich plötzlich an etwas erinnert habe, „seien Sie nicht böse auf mich wegen meiner Gewohnheit ‚auszuschlagen‘, ich bitte wiederum darum: glauben Sie noch einmal, daß ich völlige Ehrfurcht empfinde und die wirkliche Sachlage durchaus begreife. Glauben Sie auch nicht, daß ich betrunken sei. Ich bin jetzt schon nüchtern geworden. Ja, und wenn ich auch betrunken wäre, so würde dies ganz und gar nicht stören. Bei mir ist es ja so:

„Er ward nüchtern, ward gescheiter — ward dumm.

Er betrank sich, ward dumm — ward gescheit!“

Ha, ha! Ich sehe aber übrigens, meine Herren, daß es sich für mich vorderhand noch nicht paßt, vor Ihnen Witze zu machen, das heißt, bis wir uns auseinandergesetzt haben. Erlauben Sie auch mir die persönliche Würde zu wahren. Ich verstehe ja durchaus den Unterschied: Ich sitze ja jetzt gleichwohl vor Ihnen als ein Verbrecher, demnach bin ich Ihnen im höchsten Grade nicht gleich, Ihnen ist es aber aufgetragen, mich zu beurteilen: Sie werden mich ja schon nicht über das Köpfchen

sireicheln wegen des Grigori, man darf doch tatsächlich nicht alten Männern die Köpfe einschlagen! Sie werden mich ja feinetwegen verurteilen und festsetzen, nun, für ein halbes Jahr, nun, für ein Jahr ins Zuchthaus, ich weiß nicht, wie man dort bei Ihnen verurteilt, doch wohl ohne Verlust der Rechte, Herr Staatsanwalt? Nun, so sehen Sie, meine Herren, ich verstehe ja diesen Unterschied . . . Aber stimmen Sie auch darin mir bei, daß Sie ja Gott selber aus dem Konzept bringen könnten mit solchen Fragen: Wo hast du einen Schritt getan, wie hast du ihn getan, wann hast du ihn getan, und worauf hast du ihn getan? Ich werde ja in Verwirrung geraten, wenn das so vor sich geht. Sie aber werden alles wörtlich nehmen und niederschreiben, und was wird dann dabei herauskommen? Ja endlich, wenn ich schon jetzt zu lügen begann, so werde ich auch bis zu Ende lügen. Sie aber, meine Herren, als Leute von höchster Bildung und größtem Edelmut, werden mir verzeihen. Ich werde nämlich mit einer Bitte schließen: Verlernt, ihr Herren, diese bureaukratische Routine im Verhör, das heißt im Anfang, sehen Sie so: ‚Beginne mit irgend etwas Klöglichem, Wichtigem: wie er sozusagen aufstand, was er aß, wie er spuckte, wohin er spuckte und ‚wenn du die Aufmerksamkeit des Verbrechers eingeschläfert hast‘, so überromple ihn mit der betäubenden Frage: ‚Wen hast du getötet, wen hast du beraubt?‘ Ha, ha! Sehen Sie, das ist Ihre bureaukratische Routine, dies ist ja bei Ihnen die Regel, das ist es ja, worauf alle Ihre Schlaubeit sich gründet! Ja, da werden Sie wohl Bauern einschläfern mit solchen Listigkeiten, aber nicht mich. Ich verstehe ja die Sache, ich diene selber. Ha, ha! Zürnen Sie nicht, meine Herren, verzeihen Sie die Freiheit!“ rief er, indem er sie mit fast erstaunlicher Gutmütigkeit anschaute. „Es hat ja Mitja Karamasoff gesprochen, demnach kann man

auch verzeihen, denn bei einem gescheitern Menschen ist unverzeihlich, was für den Mitja verzeihlich ist! Ha, ha!"

Nikolai Parphenowitsch hörte zu und lachte gleichfalls. Wenn der Staatsanwalt aber auch nicht lachte, so sah er doch Mitja scharf an, ohne die Augen von ihm abzuwenden, als ob er weder das geringste Wörtchen, noch die geringste Bewegung von ihm, noch das kleinste Erzittern des kleinsten Zügels in seinem Gesichte übersehen wollte.

„Wir haben indes so auch ursprünglich mit Ihnen angefangen,“ äußerte sich immer noch lachend Nikolai Parphenowitsch, „um Sie nicht zu verwirren durch Fragen wie etwa: ‚Wie sind Sie morgens aufgestanden, und was haben Sie gegessen?‘ wir haben vielmehr sogar mit allzu Wichtigem begonnen.“

„Ich verstehe, habe verstanden und gewürdigt, und noch immer würdige ich Ihre wirkliche Güte mit mir, die grenzenlos ist und würdig der edelsten Seelen. Es sind sich da in uns drei edle Menschen begegnet, und möge alles bei uns so auch verlaufen im gegenseitigen Vertrauen gebildeter Leute von Welt, die verbunden sind durch Adel und Ehre. Auf jeden Fall erlauben Sie mir, Sie für meine besten Freunde zu halten in diesem Augenblick meines Lebens, in diesem Augenblick der Erniedrigung meiner Ehre! Dies ist Ihnen doch nicht beleidigend, meine Herren, nicht etwa beleidigend?“

„Im Gegenteil, Sie haben das alles so schön ausgedrückt, Dmitri Fjedorowitsch“, stimmte ernst und billigend Nikolai Parphenowitsch bei.

„Aber die Kleinigkeiten, meine Herren, alle diese sophistischen Kleinigkeiten, fort mit ihnen!“ rief begeistert Mitja. „Sonst aber wird einfach weiß der Teufel was herauskommen, ist das nicht so?“

„Ich folge durchaus Ihren vernünftigen Ratschlägen,“ mischte

sich plötzlich der Staatsanwalt ein, wobei er sich an Mitja wandte, „aber gleichwohl werde ich nicht auf meine Frage Verzicht leisten. Es ist uns allzu sehr aus wesentlichen Gründen notwendig, zu erfahren, wozu Sie eigentlich eine solche Summe benötigten, das heißt gerade Dreitausend?“

„Wozu ich sie nötig hatte? Nun, für dieses, für jenes, nun, um eine Schuld abzutragen.“

„Wem denn?“

„Dies weigere ich mich entschieden zu sagen, meine Herren! Sehen Sie, nicht deshalb, weil ich es nicht sagen könnte, oder wagte, oder fürchtete — denn alles dies ist Lumperei und völlige Nichtigkeit — vielmehr deshalb will ich es nicht sagen, weil hier ein Grundsatz von mir berührt wird: das ist mein Privatleben, und ich erlaube niemandem, sich in mein Privatleben zu mischen. Das ist mein Grundsatz. Ihre Frage hat keine Beziehung zur Sache, alles aber, was sich nicht auf die Sache bezieht, ist mein Privatleben! Eine Schuld wollte ich begleichen, eine Ehrensuld wollte ich zurückerstatten, wem aber — das werde ich nicht sagen!“

„Erlauben Sie uns das niederzuschreiben!“ sprach der Staatsanwalt.

„Seien Sie so gut. So schreiben Sie denn, daß ich es nicht sage und nicht sagen werde. Schreiben Sie, meine Herren, daß ich es sogar für ehrlos halte, dies zu sagen. Ach, Sie haben ja Zeit, viel zu schreiben!“

„Erlauben Sie, mein Herr, Sie darauf aufmerksam zu machen und noch einmal Sie daran zu erinnern, wenn Sie dies nicht wissen sollten,“ sprach der Staatsanwalt mit ganz besonderer und äußerst strenger Betonung, „daß Sie durchaus das Recht haben, auf die Fragen, die Ihnen jetzt vorgelegt werden, nicht zu antworten, wir aber im Gegenteil keinerlei Recht haben,

Ihnen Antworten zu erpressen, wenn Sie selber sich weigern, aus diesem oder jenem Grunde zu antworten. Das ist Sache Ihrer persönlichen Überlegung. Unsere Pflicht ist es aber wiederum, Sie in einem Falle wie dem vorliegenden darauf aufmerksam zu machen und Ihnen zu erklären, welcher großen Schaden Sie sich selber antun, wenn Sie sich weigern, diese oder jene Aussage zu machen. Hiernach bitte ich fortzufahren."

"Meine Herren, ich zürne ja gar nicht . . . ich . . ." murmelte Mitja gleich wie etwas verwirrt durch die ihm gewordene Belehrung. „Sehen Sie, meine Herren, dieser selbe Samsonoff, zu dem ich damals ging . . ."

Wir werden natürlich nicht im einzelnen seine Erzählung wiedergeben von dem, was dem Leser schon bekannt ist. Der Erzähler wollte in seiner Ungeduld alles bis zu den kleinsten Zügen berichten und alles auf einmal, damit er möglichst rasch fertig sei. Man schrieb aber seine Aussagen laufend nieder, und so ward es demnach notwendig, ihm hier und da Einhalt zu gebieten. Dmitri Fjedorowitsch verurteilte dies, fügte sich jedoch, ärgerte sich, wenn auch vorderhand noch auf gutmütige Weise. Freilich schrie er bisweilen auf: „Meine Herren, dies würde sogar Gott selber in Raserei versehen!“ oder „Meine Herren, wissen Sie denn auch, daß Sie mich nur ganz umsonst quälen?“; aber gleichwohl hatte er, wenn er dies ausrief, seine freundschaftlich expansive Stimmung immer noch nicht verloren. In dieser Weise erzählte er, wie ihn vorgestern Samsonoff „angeführt“ habe. (Er hatte jetzt schon völlig erraten, daß man ihn damals angeführt habe.) Daß er seine Uhr für sechs Rubel verkauft hatte, um Geld für die Reise zu erlangen, war dem Untersuchungsrichter und dem Staatsanwalt noch völlig unbekannt und erregte auf der Stelle ihre ganz außerordentliche Aufmerksamkeit, und das schon zum maßlosen Unwillen des Mitja:

sie fanden es notwendig, diese Tatsache bis in alle Einzelheiten niederzuschreiben, in Hinsicht darauf, daß hierdurch zum zweiten Male der Umstand bestätigt werde, daß Mitja auch schon am Tage vorher fast keinen Groschen Geld besessen habe. Allmählich begann Mitja mürrisch zu werden. Als er dann die Reise zum Ljagawi beschrieb und die Nacht, die er in der mit Kohlendunst erfüllten Hütte zugebracht hatte usw., führte er seine Erzählung auch bis zur Rückkehr in die Stadt weiter, und da begann er selber, schon ohne besonders darum gebeten zu sein, die Qualen seiner Eifersucht wegen der Gruschenka zu schildern. Man hörte ihn schweigend und aufmerksam an; besondere Beachtung erwies man dem Umstand, daß er lange schon in Hinsicht auf Gruschenka einen Beobachtungsposten eingerichtet hatte, hinter dem Garten des Fjedor Pawlowitsch im Hause der Marja Kondratjewna, sowie dem Umstande, daß Smerdjakoff ihm die Nachrichten übermittelt hatte. Dies fiel ihnen schon sehr auf, und sie schrieben es auch nieder. Über seine Eifersucht sprach er heftig und ausführlich, und wenn er sich auch innerlich darüber schämte, daß er seine intimsten Gefühle sozusagen der „allgemeinen Schmach“ preisgebe, so tat er offenbar seiner Scham Gewalt an, um gerecht zu sein. Die teilnahmlose Strenge in den während seiner Erzählung starr auf ihn gerichteten Blicken des Untersuchungsrichters und besonders des Staatsanwalts ärgerten ihn endlich recht heftig.

„Dieser Knabe Nikolai Parphenowitsch, mit dem ich vor nur ganz wenigen Tagen Dummheiten über die Frauen sprach, und dieser fränkliche Staatsanwalt sind es gar nicht wert, daß ich ihnen dies erzählte!“ So blißte es ihm traurig im Geiste auf: „Was für eine Schande!“ „Dulde, demütige dich und schweige!“ mit diesem Vers beendete er seine Überlegung, und wiederum nahm er sich zusammen, um weiter fortzufahren. Als er auf die

Erzählung von der Hochlakoff überging, ward er sogar von neuem lustig und wollte sogar über diese Dame eine gewisse, unlängst aufgekommene kleine Anekdote erzählen, die gar nicht zur Sache gehörte; der Untersuchungsrichter unterbrach ihn aber und bat ihn höflich, zu „Wesentlicherem“ überzugehen. Nachdem er endlich seine Verzweiflung beschrieben und von jenem Augenblick erzählt hatte, als er, von der Hochlakoff heraustretend, sogar gedacht hatte, „lieber irgendwen zu ermorden, aber nur die Dreitausend zu erlangen“, da unterbrach man ihn von neuem und schrieb nieder, daß er „hatte morden wollen“. Mitja ließ es zu, ohne ein Wort zu sagen. Endlich kam er zu dem Punkte in der Erzählung, als er plötzlich erfuhr, daß Gruschenka ihn betrogen habe und sogleich von Samsonoff fortgegangen sei, nachdem er sie dahin begleitet hatte, damals, als sie selber gesagt hatte, sie werde bis Mitternacht bei dem Greise sitzen: „Wenn ich, meine Herren, damals jene Fenja nicht totschiug, so nur deshalb, weil ich keine Zeit hatte!“ entrang es sich ihm plötzlich an dieser Stelle der Erzählung. Und auch dies schrieben sie sorgfältig nieder. Mitja wartete mit finsterner Miene und wollte eben davon berichten, wie er zu seinem Vater in den Garten gelaufen war, als ihn plötzlich der Untersuchungsrichter unterbrach, sein großes Portefeuille öffnete, das neben ihm auf dem Sofa lag, und ihm den kupfernen Stößel entnahm.

„Ist Ihnen dieser Gegenstand bekannt?“ und er zeigte ihn dem Mitja.

„Ach ja!“ und Mitja lächelte finster. „Wie sollte er mir denn nicht bekannt sein? Lassen Sie mich ihn doch anschauen . . . Ach, der Teufel, es ist nicht nötig!“

„Sie vergaßen seiner zu erwähnen“, bemerkte der Untersuchungsrichter.

„Ach, der Teufel! Ich habe ihn Ihnen gar nicht verheimlicht,

ohne ihn wäre es doch wohl schon nicht abgegangen, was glauben Sie wohl? Er ist mir nur aus dem Gedächtnis entschlüpft."

„Seien Sie so gütig, ausführlich zu erzählen, wie Sie sich mit ihm bewaffneten.“

Und Mitja erzählte, wie er den Stößel erfaßt habe und mit ihm fortgelaufen sei.

„Welche Absicht hatten Sie aber im Sinne, als Sie sich mit diesem Werkzeug bewaffneten?“

„Welche Absicht? Gar keine! Ich nahm ihn und lief davon . . .“

„Weshalb aber, wenn Sie keine Absicht hatten?“

In Mitja kochte der Verdruß. Er blickte den „Knaben“ durchdringend an und lächelte finster und böse. Die Sache war die, daß er sich immer mehr darüber schämte, daß er noch soeben so aufrichtig und mit solchen Ergüssen „solchen Leuten“ die Geschichte seiner Eifersucht erzählt hatte.

„Ich spucke auf den Stößel!“ entrang es sich ihm plötzlich.

„Indessen . . .“

„Nun, der Hunde wegen nahm ich ihn mit. Nun, wegen der Dunkelheit . . . Nun so, auf jeden Fall . . .“

„Aber haben Sie denn auch früher schon, wenn Sie nachts ausgingen, irgendeine Waffe mitgenommen, wenn Sie die Finsternis so fürchteten?“

„Ach, zum Teufel! Pfui, meine Herren, mit Ihnen kann man schlechterdings gar nicht sprechen!“ rief Mitja auf der letzten Stufe der Erregung; er wandte sich zum Schreiber, ganz rot vor Wut, und sagte ihm plötzlich mit einem Klang in der Stimme, als ob er völlig außer sich sei:

„Schreibe sogleich . . . sogleich . . ., daß ich den Stößel mit mir genommen habe, um meinen Vater totzuschlagen . . . den Fjedor Pawlowitsch . . . durch einen Schlag auf den Kopf! Nun,

sind Sie jetzt zufrieden, meine Herren? Haben Sie Ihr Herz erleichtert?" rief er aus, indem er herausfordernd den Untersuchungsrichter und den Staatsanwalt anblickte.

„Wir begreifen allzu gut, daß Sie diese Aussage soeben in der Erregung über uns machten und im Verdruß über die Fragen, die wir Ihnen stellten, und die Sie für unbedeutend halten, während sie tatsächlich sehr wesentlich sind“, gab ihm trocken der Staatsanwalt zur Antwort.

„Ja, erbarmen Sie sich doch, meine Herren! Nun denn, ich nahm also den Stößel . . . Nun, wozu nimmt man denn in solchen Fällen irgend etwas in die Hand? Ich weiß nicht, wozu. Ich nahm ihn und lief fort. Und das ist auch alles. Schämt euch, ihr Herren, passons, sonst, ich schwöre es, werde ich ganz aufhören zu erzählen!“

Er neigte sich auf den Tisch und stützte den Kopf mit der Hand. Er wandte sich von ihnen fort und blickte auf die Wand, wobei er ein häßliches Gefühl niederzukämpfen sich bemühte. Tatsächlich verlangte es ihn furchtbar danach, aufzustehen und zu erklären, er werde weiter kein Wort mehr sagen, „und wenn Sie mich auch zum Richtplatz führen werden“.

„Sehen Sie, meine Herren,“ sprach er plötzlich, indem er sich mit Mühe beherrschte, „sehen Sie, ich höre Ihnen zu, und es träumt mir . . . Ich, wissen Sie, sehe manchmal im Schlafe einen Traum . . . einen einzigen solchen Traum, und er träumt mir oft, er wiederholt sich, es ist mir dann so, als ob mir jemand nachlaufe: irgendein solcher, den ich furchtbar fürchte, läuft in der Finsternis in der Nacht, sucht mich; ich aber verstecke mich irgendwohin vor ihm, hinter der Thür, oder hinter einem Schrank, ich verstecke mich in erniedrigender Weise, die Hauptsache aber: es ist ihm durchaus bekannt, wohin ich mich vor ihm verbarg, er gibt sich nur absichtlich den Anschein, als wisse er nicht, wo ich sitze, um

mich nur um so länger zu quälen, um sich zu weiden an meiner Angst . . . Sehen Sie, so tun auch Sie jetzt! Das ist durchaus dem ähnlich!"

„Da sehen Sie also solche Träume?“ erkundigte sich der Staatsanwalt.

„Ja, ich sehe solche Träume . . . Aber wollen Sie schon nicht etwa auch dies niederschreiben?“ sagte Mitja mit schiefem Lachen.

„Nein, wir werden es nicht niederschreiben, aber gleichwohl haben Sie interessante Träume!“

„Jetzt ist das schon kein Traum mehr! Wirklichkeit ist es, meine Herren, die Wirklichkeit des tatsächlichen Lebens! Ich bin der Wolf, und Sie die Jäger, nun, so heßen Sie denn den Wolf!“

„Sie haben ohne Grund einen solchen Vergleich gewählt . . .“ begann gerade mit außerordentlicher Weichheit Nikolai Parphenowitsch.

„Nicht ohne Grund, meine Herren, durchaus nicht ohne Grund!“ brauste wiederum Mitja auf, wenn er auch offenbar seine Seele erleichtert hatte durch die Äußerung seiner plötzlichen Wut, und er schon wiederum mit jedem Worte milder zu werden begann: „Sie sind außerstande, einem Verbrecher oder Angeklagten zu glauben, der durch Ihre Fragen gefoltert wird; aber dem edelsten Menschen, Ihr Herren, den edelsten Ausbrüchen der Seele — ich schreie das kühn heraus — nein! dem dürfen Sie nicht mißtrauen! Sie haben ja gar kein Recht dazu . . . indes . . .“

,Schweig, mein Herz,
Dulde in Demut und schweige!“

Nun wie, soll ich denn fortfahren?“ unterbrach er sich selber finster.

„Wie denn? Haben Sie die Güte“, antwortete Nikolai Parphenowitsch.

Dritte Stufe der Qual

Wenn nun auch Mitja in barschem Tone seine Aussagen machte, so begann er doch offensichtlich noch mehr sich zu bemühen, auch nicht den kleinsten Zug aus dem Wiedergegebenen zu vergessen oder auszulassen. Er erzählte, wie er über den Zaun in den Garten des Vaters geklettert, und wie er zu des Vaters Fenster geschritten sei, und endlich auch von allem, was unter dem Fenster vor sich ging. Deutlich, genau, gleichsam jedes Wort für sich sprechend, berichtete er von den Gefühlen, die ihn erregt hatten in jenen Augenblicken im Garten, als es ihn so furchtbar danach verlangte, zu erfahren: ist Gruschenka bei dem Vater — oder nicht? Aber das war seltsam: es war ganz so, als ob sowohl der Staatsanwalt wie der Untersuchungsrichter diesmal furchtbar gemessen zuhörten, trocken dreinschauten und bei weitem weniger Fragen stellten. Mitja vermochte keinen Schluß zu ziehen aus ihren Gesichtern. „Sie sind böse geworden und fühlen sich gekränkt, nun, und der Teufel hol es!“ Als er aber erzählte, wie er sich entschlossen habe, endlich dem Vater das „Zeichen“ zu geben, daß Gruschenka gekommen sei, und jener das Fenster öffnen solle, da gaben der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter überhaupt nicht acht auf das Wort „Zeichen“, gleich als ob sie überhaupt nicht verstanden hätten, welche Bedeutung hier dies Wort habe, so daß dies sogar Mitja auffiel. Als er endlich auf den Augenblick zu sprechen kam, als er den sich aus dem Fenster herausbeugenden Vater erschaute und vor Haß kochte, und er aus der Tasche den Stößel nahm, war es plötzlich so, als ob er absichtlich eine Pause mache. Er saß da und blickte auf die

Wand und wußte, daß jene sich mit ihren Augen nur so in ihn eingesogen hatten.

„Nun,“ sprach der Untersuchungsrichter, „Sie nahmen also die Waffe und . . . und was ereignete sich dann?“

„Dann? Aber dann habe ich ihn getödet . . . ihn auf den Kopf geschlagen und ihm den Schädel zertrümmert . . . Sehen Sie, so ist es doch Ihrer Meinung nach, gerade so!“ und plötzlich funkelten seine Augen. Die ganze Wut, die sich eben erst gelegt hatte, erhob sich plötzlich in seiner Seele mit ungewöhnlicher Gewalt.

„Unserer Ansicht nach“, sprach Nikolai Parphenowitsch. „Nun, aber wie ist es Ihrer Meinung nach gewesen?“

Mitja senkte die Augen und versank in ein langes Schweigen.

„Meiner Ansicht nach, ihr Herren, meiner Ansicht nach war es so,“ begann er leise. „Waren es irgend jemandes Tränen, hat meine Mutter zu Gott gefleht, hat ein lichter Geist mich in diesem Augenblick umarmt — ich weiß es nicht, aber der Teufel war besiegt. Ich stürzte vom Fenster fort und lief zum Zaune hin . . . Mein Vater erschrak, und da hat er mich auch dort zum ersten Male erschaut, er schrie auf und sprang vom Fenster fort — ich entsinne mich dessen sehr wohl. Ich aber laufe durch den Garten zum Zaune . . . und gerade da hat mich auch Grigori eingeholt, als ich schon auf dem Zaune saß . . .“

Bei diesen Worten erhob er endlich die Augen auf die Zuhörer. Jene blickten, so schien es, mit völlig ruhiger Aufmerksamkeit auf ihn. Ein förmlicher Krampf des Unwillens erfaßte die Seele Mitjas.

„Aber Sie, meine Herren, Sie lachen ja über mich, in diesem Augenblick!“ unterbrach er sich plötzlich.

„Woraus schließen Sie das?“ bemerkte Nikolai Parphenowitsch.

„Keinem einzigen Worte glauben Sie, sehen Sie, daraus! Ich verstehe ja aber sehr wohl, daß ich zur Hauptsache gekommen war: der alte Mann liegt jetzt dort mit eingeschlagenem Schädel — ich aber, ich aber beschreibe tragisch, wie ich ihn töten wollte, wie ich schon den Stößel erfaßt hatte, plötzlich aber vom Fenster weglaufe Ein Gedicht! In Versen! Da kann man dem jungen Burschen aufs Wort glauben! Ha, ha! Spottvögel seid ihr, ihr Herren!“

Und er drehte sich mit seinem ganzen Körper auf dem Stuhle so um, daß der Stuhl krachte.

„Haben Sie aber nicht bemerkt,“ begann der Staatsanwalt so, als ob er der Aufregung des Mitja sogar nicht einmal Aufmerksamkeit schenke, „haben Sie nicht bemerkt, als Sie vom Fenster wegliefen: war da die in den Garten führende Türe, die sich am anderen Ende des Anbaus befindet, offen oder nicht?“

„Nein. Sie war nicht offen.“

„Nicht?“

„Sie war im Gegenteil geschlossen, und wer hätte sie denn auch öffnen können? Bah, die Türe, warten Sie einmal!“ Es war, als entsinne er sich plötzlich, und fast wäre er zusammengefahren: „Haben Sie denn die Türe geöffnet gefunden?“

„Ja!“

„Wer konnte sie dann aber öffnen, wenn Sie sie nicht selber öffneten?“ fragte Mitja, und er war plötzlich furchtbar erstaunt.

„Die Türe stand offen, und der Mörder Ihres Vaters war zweifellos durch diese Türe eingetreten, und nachdem er den Mord vollbracht hatte, ging er auch durch dieselbe Türe wieder hinaus“, sprach, jedes Wort für sich, langsam und gedehnt der Staatsanwalt. „Das ist uns völlig klar. Der Mord ward augenscheinlich im Zimmer vollbracht, nicht aber durch das Fenster. Dies geht ganz deutlich hervor aus der vorgenommenen Be-

sichtigung, aus der Lage des Körpers und allem übrigen. Zweifel an diesem Umstande sind unmöglich."

Mitja war furchtbar erschüttert.

„Ja, das ist aber doch ganz unmöglich, meine Herren!“ rief er aus, und er hatte sich völlig verloren. „Ich . . . ich ging nicht hinein . . . ich versichere es Sie entschieden, ich sage es Ihnen mit Bestimmtheit, daß die Türe die ganze Zeit über geschlossen blieb, während ich im Garten war, und als ich aus dem Garten herauslief. Ich stand nur unter dem Fenster und sah ihn im Fenster, und nur das, nur das . . . bis zum letzten Augenblick entsinne ich mich dessen. Ja, und wenn ich mich auch nicht erinnern würde, so weiß ich es gleichwohl, weil die ‚Zeichen‘ ja nur mir bekannt waren, dem Smerdjakoff und ihm, dem Verstorbenen, und er ohne diese Zeichen niemandem in der Welt geöffnet hätte!“

„Zeichen? Was sind denn das für Zeichen“, fragte mit gieriger, fast hysterischer Neugierde der Staatsanwalt, und augenscheinlich hatte er seine ganze gehaltene Würde verloren. Er fragte, gleichsam schüchtern herankriechend. Er ahnte eine wichtige Tatsache, die ihm noch unbekannt war, und sogleich empfand er auch die lebhafteste Angst davor, daß Mitja sie vielleicht nicht völlig werde eröffnen wollen.

„Sie haben also auch das nicht gewußt!“ Mitja zwinkerte ihm zu, nachdem er höhnisch und boshaft gelächelt hatte. „Wie aber, wenn ich es nicht sagen werde? Von wem soll man es dann erfahren? Es wußten ja von diesen Zeichen der Verstorbenen, ich, ja, Smerdjakoff, und das sind auch alle, ja, und auch noch der Himmel wußte es, ja, aber er wird es Ihnen nicht sagen. Dies ist aber doch ein interessantes Tatsächelchen, der Teufel weiß, was man alles auf ihm aufbauen kann. Ha, ha! Trösten Sie sich, meine Herren, ich werde es mitteilen, Dummheiten haben

Sie da im Kopfe. Sie wissen nicht, mit wem Sie es zu tun haben! Sie haben es zu tun mit einem solchen Angeklagten, der selber gegen sich Aussagen macht, der zum Schaden für sich Aussagen macht! Ja, so ist es, denn ich bin ein Ritter der Ehre — Sie aber nicht!”

Der Staatsanwalt verschluckte alle diese Pillen, er zitterte nur vor Ungeduld, von der neuen Tatsache zu erfahren. Mitja erklärte ihnen genau und ausführlich alles, was die Zeichen anbetrifft, die Fjedor Pawlowitsch für den Smerdjakoff erfunden hatte; er erzählte, was eigentlich jedes Klopfen ans Fenster zu bedeuten hatte, er klopfte sogar diese Zeichen auf den Tisch, und auf die Frage des Nikolai Parphenowitsch: was demnach gerade er, Mitja, geklopft habe, als er dem Greis ans Fenster klopfte, klopfte er gerade jenes Zeichen auf den Tisch, das bedeutete: „Gruschenka ist gekommen.“ Er antwortete mit Bestimmtheit, daß er ganz genau so auch geklopft habe, was sozusagen bedeutet: „Gruschenka ist gekommen!”

„Da habt ihr es, jetzt baut einen Turm auf!” brach Mitja ab und wandte sich wiederum mit Verachtung von ihnen.

„Und es wußten von diesen Zeichen nur Ihr verstorbener Vater, Sie und der Diener Smerdjakoff? Und sonst niemand?“ erkundigte sich noch einmal Nikolai Parphenowitsch.

„Ja, der Diener Smerdjakoff und noch der Himmel. Schreiben Sie auch das vom Himmel; es wird nicht überflüssig sein, dies zu schreiben. Ja, und auch Ihnen selber wird Gott nötig sein!”

Und natürlich begannen sie auch schon niederzuschreiben. Da sprach auf einmal der Staatsanwalt, ganz so, als ob er plötzlich auf einen neuen Gedanken gekommen sei:

„Aber sehen Sie, wenn von diesen Zeichen auch Smerdjakoff wußte, Sie aber durchaus jede Schuld am Tode Ihres Vaters in Abrede stellen, hat dann nicht etwa er die verabredeten

Zeichen geklopft und so Ihren Vater veranlaßt, ihm zu öffnen, und dann . . . das Verbrechen begangen?"

Mitja blickte ihn an mit einem tiefhöhnischen, dabei aber auch furchtbar haßerfüllten Blick. Er blickte lange und schweigend, so daß dem Staatsanwalt die Augen zu blinzeln anfangen.

„Wieder haben Sie einen Fuchs gefangen!“ sprach endlich Mitja; „Sie haben den Schurken am Schwanz eingeklemmt. Ha, ha! Ich schaue Sie durch und durch, Herr Staatsanwalt! Sie haben ja so auch geglaubt, ich werde sogleich aufspringen, mich an das hängen, was Sie mir da vorsagen, und aus voller Kehle rufen: ‚Ja, das ist Smerdjakoff, er ist der Mörder!‘ Gestehen Sie, daß Sie dies glaubten, gestehen Sie es, dann werde ich auch fortfahren!“

Der Staatsanwalt gestand das aber nicht. Er schwieg und wartete.

„Sie täuschten sich: ich werde nicht schreien, daß es Smerdjakoff war!“ sprach Mitja.

„Sie haben ihn sogar überhaupt nicht im Verdacht? Man hat auch ihn im Verdacht gehabt.“

Mitja richtete seine Augen zur Erde.

„Scherz beiseite!“ sprach er düster. „Hören Sie: Ganz von Anfang an, ja, fast sogar noch damals, als ich vorhin zu Ihnen hinlief hinter diesem Vorhang hervor, da blitzte mir schon der Gedanke auf: ‚Smerdjakoff!‘ Hier saß ich dann am Tische und schrie, ich sei unschuldig am vergossenen Blute, selber aber denke ich immer: ‚Smerdjakoff!‘ Und Smerdjakoff wich nicht von meiner Seele. Endlich jetzt dachte ich plötzlich gleichfalls: ‚Smerdjakoff!‘ Aber nur für einen Augenblick: sogleich schon dachte ich dabei: ‚Nein, nicht Smerdjakoff!‘ Nicht sein Werk ist dies, meine Herren!“

„Haben Sie in diesem Falle nicht auch noch irgendeine andere

Person im Verdacht?" fragte nur eben vorsichtig Nikolai Parphenowitsch.

„Ich weiß es nicht, wer oder welche Person es war, die Hand des Himmels oder des Satans, aber . . . nicht Smerdjakoff!“ schnitt Mitja entschlossen das Wort ab.

„Weshalb behaupten Sie aber so fest und mit solcher Beharrlichkeit, daß nicht er es sei?“

„Aus Überzeugung. Dem Eindruck nach. Weil Smerdjakoff ein Mensch von niedrigstem Charakter und ein Feigling ist. Ja, das ist kein Feigling, das ist der Inbegriff aller Feiglinge in der ganzen Welt zusammengenommen, der auf zwei Beinen geht. Er ward von einem Huhn geboren. Wenn er mit mir sprach, zitterte er jedesmal, ich möchte ihn totschiagen, und dabei habe ich nicht einmal die Hand gegen ihn erhoben. Er fiel mir zu Füßen und weinte, er küßte mir hier die Stiefel, wörtlich genommen, indem er mich anflehte, ich möchte ihn nicht erschrecken. Hören Sie: ‚Nicht erschrecken!‘ – Was ist denn das für ein Wort? Ich habe ihn aber sogar noch beschenkt. Das ist ein kränkliches Huhn, das an Fallsucht leidet, mit schwachem Verstand, das ein achtjähriger Knabe verprügeln kann. Ist das denn Charakter? Nicht Smerdjakoff ist es, meine Herren, ja, und er liebt auch nicht das Geld, Geschenke hat er von mir überhaupt nicht angenommen . . . Ja, und wozu sollte er auch den alten Mann töten? Er ist ja, vielleicht, sein Sohn, sein unehelicher Sohn, wissen Sie das?“

„Wir haben diese Geschichte gehört. Aber sehen Sie, Sie sind ja doch auch der Sohn Ihres Vaters, und Sie haben dabei doch selber allen gesagt, daß Sie ihn töten wollten.“

„Ein Stein in ein fremdes Gemüsesfeld? Und ein niedriger, eckiger Stein! Ich fürchte mich nicht! O, ihr Herren, vielleicht ist es viel zu gemein für Sie, gerade mir dies ins Gesicht zu

sagen! Gemein deshalb, weil ich selber Ihnen dies gesagt habe. Ich wollte nicht nur, ich konnte ihn vielmehr auch töten, ja, ich habe auch noch freiwillig gegen mich ausgesagt, daß ich ihn fast getötet habe. Aber ich habe ihn ja doch nicht getötet, es hat mich ja mein Schutengel davor bewahrt — gerade das haben Sie ja auch nicht in Betracht gezogen . . . Aber eben deshalb ist es von Ihnen gemein, gemein! Weil ich ihn nicht totschlug, nicht totschlug! Hören Sie, Herr Staatsanwalt: ich schlug ihn nicht tot!"

Er war fast außer Atem gekommen. Während der ganzen Zeit des Verhörs war er nicht in solcher Erregung gewesen.

„Was hat er Ihnen erzählt, meine Herren, Smerdjakoff, meine ich?“ schloß er plötzlich, nachdem er etwas geschwiegen hatte. „Kann ich Sie danach fragen?“

„Sie können uns nach allem fragen,“ antwortete der Staatsanwalt mit kalter und strenger Miene, „nach allem, was sich auf die tatsächliche Seite der Sache bezieht, wir aber, ich wiederhole es, sind sogar verpflichtet, Ihnen auf jede Frage eine befriedigende Antwort zu geben. Wir fanden den Diener Smerdjakoff, nach dem Sie fragen, besinnungslos in seinem Bette liegen, in einem außerordentlich heftigen, sich vielleicht zum zehnten Male hintereinander wiederholenden Anfalle von Fallsucht. Ein Arzt, der mit uns war und den Kranken untersucht hatte, sagte uns sogar, er werde vielleicht nicht einmal bis zum Morgen leben.“

„Wenn dem so ist, dann hat den Vater der Teufel totgeschlagen!“ entrang es sich plötzlich Mitja, und das war so, als ob sogar er bis zu diesem Augenblicke sich immerzu gefragt habe: „Smerdjakoff oder nicht Smerdjakoff?“

„Wir werden auf diese Tatsache noch zurückkommen“, entschied Nikolai Parphenowitsch. „Wollen Sie aber jetzt nicht weiter fortfahren in Ihren Aussagen?“

Mitja bat, man möchte ihn sich etwas erholen lassen. Man bewilligte ihm dies höflich. Als er sich erholt hatte, begann er fortzufahren. Es fiel ihm aber offensichtlich schwer. Er war in seinem moralischen Sein gequält, beleidigt und erschüttert. Zudem begann der Staatsanwalt, und jetzt war es schon so, als ob dies mit Absicht geschehe, ihn jeden Augenblick zu reizen, indem er sich an „Kleinigkeiten“ anklammerte. Kaum hatte nur eben Mitja beschrieben, wie er, rittlings auf dem Zaun sitzend, Grigori, der sich an sein linkes Bein angeklammert hatte, mit dem Stößel auf den Kopf geschlagen hatte und dann sogleich darauf zu ihm, der zu Boden gefallen war, herabgesprungen sei, als ihn der Staatsanwalt unterbrach und ihn bat, ihm doch genauer zu beschreiben, wie er auf dem Zaun gefessen habe. Mitja wunderte sich.

„Nun, gerade so habe ich gefessen: ich saß rittlings, ein Bein hier, das andere dort . . .“

„Aber der Stößel?“

„Den Stößel hielt ich in der Hand.“

„Nicht in der Tasche? Sie erinnern sich dessen so genau? Wie kräftig holten Sie denn mit dem Arme aus?“

„Es muß wohl kräftig gewesen sein; aber wozu müssen Sie das wissen?“

„Wenn Sie sich vielleicht auf den Stuhl setzen wollen, ganz ebenso, wie Sie damals auf dem Zaune saßen, und es uns anschaulich vormachen wollten, zur Erklärung, wie und wohin Sie mit dem Arme ausfuhren, nach welcher Seite?“

„Ja, machen Sie sich nicht schon über mich lustig?“ fragte Mitja, indem er von oben herab auf den Frager blickte. Der aber zuckte nicht einmal mit der Wimper. Mitja drehte sich krampfhaft weg, setzte sich rittlings auf den Stuhl und fuhr mit der Hand aus:

„Sehen Sie, wie ich schlug! Sehen Sie, wie ich totschlug! Was wollen Sie noch?“

„Ich danke Ihnen. Werden Sie sich jetzt nicht bemühen zu erklären: weshalb sprangen Sie eigentlich hinunter, in welcher Absicht, und was hatten Sie dabei im Sinne?“

„Nun, zum Teufel . . . zu dem Niedergeschlagenen sprang ich hinab . . . ich weiß nicht weshalb!“

„Während Sie selber in solcher Erregung waren? Und während Sie schon davonliefen?“

„Ja, in Erregung, und während ich schon davonlief.“

„Sie wollten ihm Hilfe bringen?“

„Wie denn Hilfe bringen! . . . Ja, vielleicht wollte ich auch Hilfe bringen, ich entsinne mich nicht genau . . .“

„Sie waren Ihrer selber nicht bewußt? Das heißt, Sie waren sogar in einer Art von Besinnungslosigkeit?“

„O nein, durchaus nicht, ich entsinne mich an alles, an alles ‚bis zum Fädchen‘. Ich sprang hinab, um ihn anzuschauen, und wischte ihm mit dem Taschentuch das Blut ab.“

„Wir sahen Ihr Taschentuch. Hofften Sie den von Ihnen Niedergeschlagenen wieder zum Bewußtsein zu bringen?“

„Ich weiß nicht, ob ich das hoffte. Ich wollte mich einfach überzeugen, ob er noch lebte oder nicht.“

„Aber wie wollten Sie sich denn überzeugen? Nun, und wie denn?“

„Ich bin kein Arzt, ich vermochte es nicht zu entscheiden. Ich lief davon und glaubte, ich habe ihn getötet — aber da ist er denn zu sich gekommen!“

„Sehr gut“, schloß der Staatsanwalt. „Ich danke Ihnen. Weiter ist mir nichts nötig gewesen. Bemühen Sie sich fortzufahren.“

O weh! Mitja kam es gar nicht in den Sinn, zu erzählen, obgleich er sich dessen durchaus entsann, daß er aus Mitleid hinabgesprungen war und bei dem Niedergeschlagenen stehend sogar einige bedauernde Worte gesprochen hatte: „Es traf den alten Mann, da ist nichts zu machen, nun, so liege denn auch!“ Der Staatsanwalt aber zog nur den einen Schluß, daß ein Mann „in einem solchen Augenblick und in solcher Aufregung“ nur zu dem einen Zwecke herabgesprungen sei, um sich mit Sicherheit zu überzeugen: Lebt der „einzige“ Zeuge seines Verbrechen, oder ist er tot? Und wie denn, wie groß war demnach die Kraft, die Entschlossenheit, die Kaltblütigkeit und die Überlegung dieses Menschen, sogar in einem solchen Augenblick usw. usw. Der Staatsanwalt war zufrieden: „Er hatte einen fränklichen Menschen durch ‚Kleinigkeiten‘ in Aufregung gebracht, und da hat er sich denn auch verplappert.“

Mitja fuhr fort, und es war ihm eine Qual. Aber sogleich unterbrach ihn schon wiederum Nikolai Parphenowitsch:

„Wie konnten Sie denn nur zur Dienstmagd Fedosja Markowna laufen, da Sie doch so blutige Hände und, wie sich später herausstellte, auch ein so blutiges Gesicht hatten?“

„Ja, ich hatte es damals gar nicht einmal bemerkt, daß ich voll Blut war!“ antwortete Mitja.

„Darin kommt er der Wahrheit nahe, so kommt es auch vor“, sagte der Staatsanwalt und warf Nikolai Parphenowitsch einen Blick zu.

„Ich hatte es eben nicht bemerkt, das haben Sie vortrefflich ausgedrückt, Herr Staatsanwalt!“ stimmte plötzlich auch Mitja bei. Aber weiter kam dann die Geschichte von dem plötzlichen Entschluß des Mitja, „zu verschwinden“ und „die Glücklichen an sich vorüber zu lassen“. Und er brachte es schon keinesfalls mehr über sich, wiederum, wie vorhin, sein Herz zu enthüllen und von „der

Königin seiner Seele" zu erzählen. Ihm war es widerlich vor diesen kalten Menschen, „die sich wie Wanzen in ihn einsaugten“. Und deshalb antwortete er auf wiederholte Fragen kurz und scharf:

„Nun, ich beschloß mich zu töten. Was hatte es für einen Zweck, leben zu bleiben? — Diese Frage erhob sich ganz von selber. Es war ihr Früherer, ihr Unbestrittener, ihr Beleidiger gekommen; er war herbeigeeilt in Liebe, um nach fünf Jahren die Beleidigung zu sühnen durch die gesetzliche Ehe. Nun, und ich verstand, daß für mich alles aus sei . . . Aber hinter mir lag Schande, und dort eben jenes Blut, das Blut des Grigori! Weshalb dann noch leben? Nun, und so ging ich denn die versetzten Pistolen auszulösen, sie zu laden und mir gegen Morgengrauen eine Kugel in den Kopf zu jagen . . .“

„In der Nacht aber ein Trinkgelage aus dem vollen?“

„In der Nacht ein Trinkgelage aus dem vollen! Ach, zum Teufel, ihr Herren, macht doch rascher ein Ende! Lotschießen wollte ich mich ganz gewiß. Sehen Sie, nicht weit von hier, hinter dem Gehege dort, hätte ich mich um fünf Uhr morgens umgebracht, in meiner Tasche hatte ich das Zettelchen vorbereitet, bei Perchotin hatte ich es geschrieben, als ich die Pistole lud. Da ist es, lesen Sie es. Nicht für Sie erzähle ich!“ fügte er plötzlich verächtlich hinzu. Er nahm den Zettel aus seiner Westentasche und warf ihn auf den Tisch; die Untersuchungsführenden lasen ihn mit Neugierde und fügten ihn dem Protokoll bei, wie das so üblich ist.

„Aber Ihre Hände: dachten Sie die noch immer nicht zu waschen, nicht einmal dann, als Sie bei Herrn Perchotin eintraten? Sie fürchteten demnach durchaus nicht, Verdacht zu erregen?“

„Was denn für einen Verdacht? Hätte man mich verdächtigt

oder nicht, ich wäre gleichwohl hierhergeeilt und hätte mich um fünf Uhr erschossen, und Sie hätten auch gar nichts dagegen zu tun vermocht. Wenn nicht der Fall mit dem Vater gewesen wäre, so hätten Sie ja gar nichts erfahren und wären nicht hierhergekommen. O, das hat der Teufel getan, der Teufel hat den Vater getötet, durch den Teufel haben auch Sie es so rasch erfahren! Wie sind Sie denn so rasch hierhergekommen? Wunderbar, das ist ganz unglaublich!“

„Herr Perchotin hat uns mitgeteilt, daß, als Sie zu ihm kamen, Sie in Händen . . . in blutigen Händen . . . Ihr Geld hielten . . . viel Geld . . . ein Bündel Hundertrubelscheine, und daß dies auch der Knabe gesehen habe, der ihm dient.“

„So ist es, meine Herren, ich entsinne mich, daß es so ist . . .“

„Jetzt stoßen wir hier auf eine kleine Frage. Können Sie uns nicht mitteilen,“ begann außerordentlich weich Nikolai Parphenowitsch, „von woher Sie plötzlich so viel Geld nahmen, während es doch aus dem Sachverhalt hervorgeht, sogar wenn man die Zeiten berechnet, daß Sie gar nicht nach Hause gingen?“

Der Staatsanwalt runzelte etwas die Stirne bei der Frage, die „wie auf der Kante“ gestellt war, aber er unterbrach Nikolai Parphenowitsch nicht. „Von woher konnten Sie denn auf einmal eine solche Summe herbekommen, während Sie doch nach Ihrem eigenen Geständnisse noch um fünf Uhr desselben Tages . . .“

„Zehn Rubel nötig hatte und meine Pistolen bei Perchotin versetzte, dann zur Chochlakoff ging, um Dreitausend zu leihen, die aber nichts gab, und so weiter und allerhand solcher Kram“, unterbrach Mitja scharf. „Ja, es ist so, ich war in Not, und da sind plötzlich Tausende zum Vorschein gekommen, wie? Wissen Sie, meine Herren, Sie sind ja jetzt alle beide in Angst: wie aber, wenn er nicht sagen wird, woher er das Geld nahm? So ist es

aber auch: ich werde es nicht sagen, meine Herren, Sie haben es erraten, Sie werden es nicht erfahren!" sprach plötzlich Mitja, jedes Wort für sich aussprechend, mit außerordentlicher Entschlossenheit. Die Untersuchungsführenden schwiegen eine Weile.

„Begreifen Sie nur, Herr Karamasoff, daß es uns in wesentlicher Hinsicht notwendig ist, dies zu wissen“, sprach leise und sanft Nikolai Parphenowitsch.

„Ich begreife das wohl, ich werde es aber gleichwohl nicht sagen.“

Es mischte sich nun auch der Staatsanwalt ein und erinnerte wiederum daran, daß der Verhörte natürlich nicht auf die Fragen zu antworten brauche, wenn er dies für sich für vorteilhafter halte usw., aber in Hinsicht darauf, welchen Schaden der im Verdacht Stehende sich selber durch sein Schweigen zufügen kann, und besonders in Hinsicht auf Fragen von solcher Wichtigkeit, welche . . .“

„Und so weiter, meine Herren, und so weiter. Genug, ich vernahm diese Predigt auch vordem schon!“ unterbrach wiederum Mitja. „Selber verstehe ich es durchaus, von welcher Wichtigkeit die Sache ist, und was dort der allerwesentlichste Punkt ist, aber gleichwohl werde ich es nicht sagen!“

„Sehen Sie, was liegt uns daran, das ist ja nicht unsere Sache, vielmehr die Ihrige, selber werden Sie sich schaden“, bemerkte nervös Nikolai Parphenowitsch.

„Sehen Sie, meine Herren, Scherz beiseite!“ Mitja erhob die Augen und blickte sie beide fest an: „Ich fühlte ganz von Anfang an schon voraus, daß wir bei diesem Punkte mit den Stirnen aneinanderstoßen werden. Aber im Anfang, als ich vorhin meine Aussagen begann, war dies alles noch in fernstem Nebel, alles schwamm noch, und ich war sogar so naiv, daß ich mit dem Vorschlag ‚gegenseitigen Vertrauens‘ begann . . . Jetzt sehe ich

selber, daß ein solches Vertrauen gar nicht sein konnte, denn wir würden gleichwohl zu dieser verfluchten Schranke gelangt sein! Nun, und so sind wir denn auch da angelangt! Es geht nicht, und damit Schluß! Ubrigens beschuldige ich Sie ja gar nicht, es ist ja auch für Sie unmöglich, mir aufs Wort zu glauben, ich verstehe das sehr wohl!"

Er verfiel in finsternes Schweigen.

„Könnten Sie aber nicht, ohne irgendwie Ihrem Entschlusse, über das Wichtigste zu schweigen, untreu zu werden, könnten Sie nicht dabei doch uns, wenn auch nur den geringsten Hinweis darauf geben: was denn eigentlich die so starken Beweggründe sind, die Sie zum Schweigen veranlassen konnten, in einem für Sie so gefährlichen Augenblicke des gegenwärtigen Verhörs?“

Witja lächelte gramvoll und wie in Gedanken.

„Ich bin bei weitem gütiger, als Sie glauben, meine Herren. Ich werde Ihnen mitteilen, weshalb, und Ihnen diesen Hinweis geben, obgleich Sie das gar nicht wert sind. Deshalb, meine Herren, verschweige ich es, weil hier für mich eine Schmach liegt. In der Antwort auf die Frage: woher ich dies Geld nahm, ist für mich eine solche Schmach enthalten, mit der sich sogar nicht einmal die Ermordung, sogar die Beraubung des Vaters vergleichen kann, wenn ich ihn nämlich ermordet und beraubt hätte. Das ist es, weshalb ich nicht sprechen kann. Vor Scham kann ich es nicht. Wie, Sie wollen dies niederschreiben, meine Herren?“

„Ja, wir werden es niederschreiben“, murmelte Nikolai Parphenowitsch.

„Es würde sich für Sie nicht ziemen, dies niederzuschreiben, von der ‚Schande‘ meine ich. Das habe ich Ihnen nur aus Seelengüte ausgesagt, ich konnte es auch nicht ausfagen, ich habe Ihnen sozusagen ein Geschenk gemacht; Sie aber nehmen

es sogleich auch wörtlich. Nun, schreiben Sie es nur, schreiben Sie, was Sie wollen“, schloß er verächtlich und mit Ekel. „Ich fürchte mich nicht vor Ihnen und . . . bin stolz vor Ihnen.“

„Werden Sie aber vielleicht nicht doch sagen, welcher Art diese Schmach ist?“ murmelte eben nur Nikolai Parphenowitsch.

Der Staatsanwalt verzog furchtbar sein Gesicht.

„Nein. Nun, c'est fini, geben Sie sich keine Mühe. Ja, und es lohnt auch gar nicht, sich zu beschmieren. So schon habe ich mich an Ihnen beschmuht. Sie sind es ja gar nicht wert, weder Sie noch irgendwer . . . Genug, meine Herren, ich breche ab . . .“

Es war dies schon allzu entschlossen gesprochen. Nikolai Parphenowitsch hörte auf, ihm zuzusehen, aber aus den Blicken des Hippolyt Kirillowitsch vermochte er augenblicklich zu ersehen, daß er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe.

„Können Sie nicht wenigstens erklären, von welcher Größe die Summe war, die Sie in Ihren Händen trugen, als Sie bei Herrn Perchotin eintraten, das heißt, wieviel Rubel eigentlich?“

„Ich kann dies nicht sagen . . .“

„Herrn Perchotin haben Sie, so scheint es, von Dreitausend erzählt, die Sie von Frau Eochlakoff erhalten hätten?“

„Vielleicht habe ich das auch erzählt. Genug, ihr Herren, ich werde nicht sagen, wieviel.“

„Bemühen Sie sich, in diesem Falle zu beschreiben, wie Sie hierherfahren, und alles, was Sie taten, nachdem Sie hier angekommen waren . . .?“

„Ach, darüber fragen Sie doch alle aus, die hier sind. Übrigens will ich es aber am Ende gar selber erzählen.“

Er tat dies, wir werden aber seine Erzählung nicht mitteilen. Er erzählte trocken, flüchtig. Von den Entzündungen

seiner Liebe sprach er überhaupt nicht. Er erzählte indes, wie der Entschluß, sich zu erschießen, in ihm geschwunden sei „in Hinsicht auf neue Tatsachen“. Er erzählte, ohne zu begründen, ohne in Einzelheiten einzugehen. Ja, und auch die Untersuchungsführenden beunruhigten ihn diesmal nicht gar zu sehr: es war klar, daß auch für sie jetzt nicht darin die Hauptsache bestehe.

„Wir werden das alles noch nachprüfen, auf das alles werden wir noch zurückkommen bei der Vernehmung der Zeugen, die natürlich in Ihrer Anwesenheit vor sich gehen wird“, schloß Nikolai Parphenowitsch das Verhör. „Jetzt erlauben Sie uns aber, uns an Sie mit der Bitte zu wenden, hierher auf den Tisch alle Ihre Sachen zu legen, die Sie bei sich haben, und die Hauptsache, alles Geld, das Sie jetzt besitzen!“

„Das Geld, meine Herren? Erlauben Sie, ich verstehe, daß es nötig ist. Ich wundere mich sogar, daß Sie nicht früher neugierig waren. Freilich, ich bin nirgendshin gegangen, ich sitze vor aller Augen. Nun, da ist es jetzt, nehmen Sie es, es ist alles, scheint es.“

Er nahm alles aus seinen Taschen, sogar das Kleingeld, zwei Zwanzigkopfenstücke, nahm er aus seiner Westentasche. Man zählte das Geld zusammen, es ergab achthundertdreißig Rubel vierzig Kopfen.

„Das ist auch alles?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Alles!“

„Sie geruhten soeben zu sagen, als Sie Ihre Aussagen machten, daß Sie im Laden der Plotnikoffs dreihundert Rubel zurückließen. Dem Perchotin gaben Sie zehn, dem Fuhrmann zwanzig, hier verspielten Sie zweihundert, dann . . .“

Nikolai Parphenowitsch zählte alles her. Mitja half ihm be-

reitwillig. Man entsann sich an jede Kopeke und stellte alles in Rechnung. Nikolai Parphenowitsch zog rasch die Endsumme.

„Mit diesen Achthundert besaßen Sie demnach alles in allem ursprünglich Anderthalbtausend?“

„Es muß wohl so sein“, schnitt Mitja das Wort ab.

„Wie behaupten denn da aber alle, es sei bei weitem mehr?“

„Meinetwegen können sie es behaupten.“

„Ja, und auch Sie selber behaupteten es!“

„Auch ich selber behauptete es.“

„Wir werden dies alles noch an den Aussagen der noch nicht verhörten Personen nachprüfen. Hinsichtlich Ihres Geldes seien Sie ohne Sorge, es wird aufbewahrt werden, so wie es sich gehört, und Ihnen zur Verfügung stehen, wenn das alles beendet ist . . . was jetzt seinen Anfang nahm . . . wenn es sich erweisen wird, daß Sie ein unbestreitbares Recht auf dies Geld haben. Nun, aber jetzt . . .“

Nikolai Parphenowitsch stand plötzlich auf und erklärte mit fester Stimme Mitja, er sei „genötigt und verpflichtet“, die allergenaueste und peinlichste Untersuchung „sowohl seiner Kleidung wie auch von allem andern vorzunehmen“.

„Erlauben Sie, meine Herren, ich werde alle Taschen umdrehen, wenn Sie es wollen.“

Und tatsächlich machte er sich eben daran, seine Taschen umzudrehen.

„Es ist nötig, sogar die Kleider abzulegen.“

„Wie? Ausziehen? Psui Teufel! Ja, untersuchen Sie doch so! Ist es nicht möglich so?“

„Um keinen Preis, Dmitri Fjedorowitsch! Man muß die Kleider ablegen.“

„Wie Sie wollen.“ Mitja unterwarf sich finster. „Nur bitte

nicht hier, vielmehr hinter dem Vorhang. Wer wird die Untersuchung vornehmen?"

„Natürlich hinter dem Vorhang“, und Nikolai Parphenowitsch nickte zum Zeichen der Billigung mit dem Kopfe. Sein Gesicht drückte sogar eine ganz besondere Wichtigkeit aus.

6

Der Staatsanwalt hat Mitja erwischt

Es begann etwas, was Mitja völlig unerwartet kam und ihn erstaunte. Er hätte um nichts in der Welt vordem, ja nur eine Minute vordem, vermuten können, daß irgendwer mit ihm so umgehen könne, mit ihm, mit Mitja Karamasoff! Die Hauptsache: es kam da etwas Erniedrigendes zum Vorschein, und ihrerseits etwas „Hochmütiges und ihm gegenüber Verächtliches“. Es wäre noch nichts daran gewesen, den Überrock abzulegen, man bat ihn aber, sich noch weiter auszuziehen. Und sie baten eigentlich gar nicht darum, sie befahlen es geradezu — er begriff dies durchaus. Aus Stolz und Verachtung unterwarf er sich völlig ohne Widerrede. Hinter den Vorhang trat außer Nikolai Parphenowitsch auch noch der Staatsanwalt; es waren aber auch noch einige Bauern anwesend. „Natürlich um im Notfall Gewalt zu gebrauchen“, dachte Mitja. „Aber vielleicht auch noch für irgend etwas.“

„Wie denn, soll ich wirklich auch das Hemd ausziehen?“ fragte er eben nur mit barscher Stimme; aber Nikolai Parphenowitsch antwortete ihm nicht: er und der Staatsanwalt waren ganz in die Untersuchung des Rockes, der Hose, der Weste und der Mütze vertieft, und es war deutlich zu sehen, daß sie sich beide gar sehr für die Untersuchung interessierten: „Sie machen ganz und

gar keine Umstände," blizte es Mitja durch den Kopf; „sie beobachten nicht einmal die unumgängliche Höflichkeit.“

„Ich frage Sie zum zweiten Male, muß ich das Hemd ausziehen oder nicht?“ sprach er noch rascher und erregter.

„Seien Sie unbesorgt, wir werden es Ihnen schon sagen“, antwortete Nikolai Parphenowitsch, und sein Ton war sogar befehlshaberisch. Wenigstens schien es Mitja so.

Währenddessen führten der Untersuchungsrichter und der Staatsanwalt halblaut eine eingehende Beratung. Es erwies sich, daß auf dem Überrock, besonders auf dem linken Rockschöß hinten, gewaltige Blutsflecken waren, die getrocknet, verhärtet und noch nicht recht weichgedrückt waren. Auf den Hosen ebenfalls. Außerdem betastete Nikolai Parphenowitsch eigenhändig in Gegenwart der Zeugen den Kragen, die Aufschläge und alle Nähte des Überrockes und der Hosen, wobei er augenscheinlich nach irgend etwas suchte — natürlich nach Geld. Die Hauptsache, man verbarg gar nicht vor Mitja den Argwohn, er könnte Geld in seine Kleider einnähen, er sei wirklich dazu fähig. „Das ist schon geradezu, als ob sie es mit einem Diebe zu tun hätten, nicht aber mit einem Offizier“, brummte er vor sich hin. Sie tauschten zudem in seiner Anwesenheit ihre Gedanken aus mit einer Offenheit, die geradezu seltsam war. So machte zum Beispiel der Protokollführer, der sich gleichfalls hinter dem Vorhang befand, sich dort zu schaffen machte und überall hinhorchte, Nikolai Parphenowitsch auf die Mühe aufmerksam, die sie dann gleichfalls betasteten: „Entsinnen Sie sich an Gridenko, den Schreiber“, bemerkte der Protokollführer. „Diesen Sommer war er gefahren, um für die ganze Kanzlei das Gehalt in Empfang zu nehmen, und als er zurückkehrte, erklärte er, er habe das Geld in betrunkenem Zustande verloren — wo hat man es aber gefunden? Gerade hier, in diesen selben Kanten: die Hundert-

rubelscheine waren zu Röhrchen gedreht und in die Kanten eingeklebt.“ An den Vorfall mit Gridenko erinnerten sich sehr wohl auch der Untersuchungsrichter und der Staatsanwalt, und deshalb legten sie auch die Mütze des Mitjka beiseite und entschieden, daß es nötig sein werde, das alles nachher ernsthaft durchzusehen, ja, und auch den ganzen Anzug.

„Erlauben Sie,“ schrie plötzlich Nikolai Parphenowitsch, als er den nach innen eingeschlagenen rechten Aufschlag des rechten Arms am Hemde des Mitja bemerkte, der ganz mit Blut besudelt war, „erlauben Sie einmal, dies — wie denn, ist das Blut?“

„Blut“, bemerkte Mitja kurz.

„Das heißt, das ist was für welches . . . und weshalb ist denn der Armel nach innen eingeschlagen?“

Mitja erzählte, wie er, als er sich mit Grigori abgab, den Umschlag befleckt und ihn dann nach innen umgebogen habe, als er sich bei Perchotin die Hände wusch.

„Ihr Hemd muß man ebenfalls mitnehmen, das ist sehr wichtig . . . für die sachlichen Beweisstücke.“ Mitja errötete und ward wütend.

„Wie denn, soll ich denn nackt bleiben?“ rief er aus.

„Seien Sie unbesorgt . . . wir werden das irgendwie in Ordnung bringen; vorderhand aber bemühen Sie sich, auch die Socken ausziehen.“

„Sie scherzen nicht? Das ist tatsächlich so nötig?“ Und Mitjas Augen funkelten.

„Uns ist es nicht ums Scherzen zu tun!“ entgegnete streng Nikolai Parphenowitsch.

„Warum nicht, wenn es nötig ist . . . ich . . .“ murmelte Mitja, setzte sich aufs Bett und begann sich die Socken ausziehen. Es war ihm unerträglich peinlich: alle sind angekleidet, er allein hat seine Kleider abgelegt, und, das ist seltsam, da er ausgezogen ist,

ist es ihm so, als fühle er sich selber vor ihnen schuldig, und die Hauptsache, selber war er fast einverstanden damit, daß er tatsächlich plögllich niedriger stehe als sie alle, und daß sie jetzt schon das volle Recht hätten, ihn zu verachten. „Wenn alle ausgezogen sind, so braucht man sich nicht zu schämen, wenn man aber allein ausgezogen ist, und alle zuschauen — so ist das eine Schande!“ ging es ihm immer und immer wieder durch den Kopf. „Das ist so wie im Traume, ich habe bisweilen im Traume solche Schande für mich erlebt.“

Seine Socken auszuziehen war ihm dabei sogar qualvoll: sie waren durchaus nicht sauber, ja, und seine Unterwäsche gleichfalls, und jetzt sahen das alle. Aber die Hauptsache, er selber liebte seine Füße nicht, weil er sein ganzes Leben hindurch seine großen Zehen an beiden Füßen mißgestaltet gefunden hatte, besonders einen plumpen, platten und wie nach unten gekrümmten Nagel am rechten Fuß, und da sehen dies jetzt alle! Vor unerträglicher Scham wurde er plögllich noch mehr und schon absichtlich grob. Er riß sich selber das Hemd herunter.

„Wollen Sie nicht noch irgendwo suchen, wenn Sie sich nicht schämen?“

„Nein, vorderhand ist es nicht nötig.“

„Wie denn, soll ich denn so auch nackt bleiben?“ fügte er wütend hinzu.

„Ja, das ist vorderhand nötig . . . Bemühen Sie sich, einstweilen hier niederzusetzen, Sie können sich ja vom Bett eine Decke nehmen und sich einhüllen, ich aber . . . ich werde dies alles weglegen.“

Alle diese Dinge zeigten sie den Zeugen, setzten ein Untersuchungsprotokoll auf, und endlich ging Nikolai Parphenowitsch hinaus, die Kleider aber trug man ihm nach. Hippolyt Kirillowitsch entfernte sich gleichfalls. Es blieben mit Mitja nur

die Bauern, und sie standen schweigend da, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Mitja hüllte sich in die Decke, es fror ihn. Seine nackten Beine hingen heraus, und er brachte es durchaus nicht fertig, die Decke so um sie zu schlagen, daß sie verhüllt waren. Nikolai Parphenowitsch kehrte aus irgendeinem Grunde lange Zeit nicht zurück, „folternd lange, er hält mich für einen Hund“. Mitja knirschte mit den Zähnen. „Dieser Dreck von einem Staatsanwalt ist ebenfalls fortgegangen, wahrscheinlich aus Verachtung, es ward ihm widerlich, auf einen Nackten zu schauen.“ Mitja vermutete gleichwohl, man werde seine Kleider dort irgendwie besichtigen und sie ihm dann zurückbringen. Wie groß war aber seine But, als Nikolai Parphenowitsch plötzlich mit ganz anderen Kleidern zurückkehrte, die ein Bauer ihm nachtrug.

„Nun, da haben Sie auch Kleider“, sprach er lässig, augenscheinlich sehr zufrieden mit dem Erfolg seines Ganges. „Dies opfert Herr Kalganoff für diesen interessanten Fall, ebenso wie auch ein reines Hemd für Sie. Alles dieses fand sich zum Glück gerade in seinem Koffer. Was Unterwäsche und Socken anbetrifft, so können Sie das Ihrige behalten.“

Mitja fuhr furchtbar auf. „Ich will keinen fremden Anzug!“ schrie er drohend; „geben Sie mir den meinigen!“

„Unmöglich!“

„Gebt mir meine Kleider, zum Teufel mit Kalganoff, seinen Kleidern und ihm selber!“

Man redete lange auf ihn ein. Irgendwie beruhigten sie ihn schließlich. Man belehrte ihn darüber, daß seine Kleider, da sie mit Blut besleckt seien, „der Sammlung der sachlichen Beweisstücke“ beigefügt werden müßten, und die Untersuchenden jetzt „sogar nicht einmal ein Recht hätten, sie ihm zu lassen . . . in Hinsicht darauf, womit die Sache endigen kann“. Mitja begriff dies schließlich irgendwie. Er verfiel in finsternes Schweigen und

begann sich rasch anzuziehen. Er bemerkte nur, als er diesen Anzug anlegte, daß er eleganter sei als seine alten Kleidungsstücke, und daß er nicht „einen Vorteil haben wolle“. Außerdem sei der Anzug „erniedrigend eng“. „Soll ich etwa den Hanswurst in ihm spielen . . . zu Ihrem Vergnügen?“

Man belehrte ihn wiederum darüber, daß er auch hier übertreibe, daß, wenn Herr Kalganoff auch größer sei als er, so doch nur ein wenig, und höchstens die Hosen etwas zu lang erscheinen werden. Der Rock erwies sich aber tatsächlich als zu schmal an den Schultern.

„Der Teufel hols, selbst zuzuknöpfen ist schwer“, brummte von neuem Mitja. „Seien Sie so gütig, geruhen Sie meinerseits sogleich dem Herrn Kalganoff mitzuteilen, daß nicht ich um seinen Anzug bat, und daß man mich selber zu einem Narren maskiert habe.“

„Er versteht das sehr gut und bedauert es . . . das heißt, er bedauert nicht etwa, seinen Anzug gegeben zu haben, vielmehr eigentlich diesen ganzen Vorfall . . .“ stotterte gerade Nikolai Parphenowitsch hervor.

„Ich spude auf sein Mitleid! Nun, wohin jetzt? Oder soll ich immer hier sitzen?“

Man bat ihn, wiederum in „jenes Zimmer“ zu kommen. Mitja trat ein, aschgrau vor Wut und indem er sich Mühe gab, niemanden anzublicken. In dem fremden Anzug fühlte er sich völlig mit Schmach bedeckt, sogar vor diesen Bauern und vor Triphon Borisowitsch, dessen Gesicht plötzlich aus irgendeinem Grunde in der Tür aufblitzte und verschwand. „Er kam, um auf den Maskierten zu blicken!“ dachte Mitja. Er setzte sich auf seinen früheren Stuhl. Es kam ihm vor, als träume er etwas, was einem Alpdruck ähnlich und dabei noch albern sei, es schien ihm, er sei nicht völlig bei Bewußtsein.

„Nun, was denn jetzt, jetzt werden Sie wohl beginnen, mich mit Ruten zu schlagen, weiter ist ja schon nichts übriggeblieben“, sprach er zähneknirschend, indem er sich an den Staatsanwalt wandte. Nach Nikolai Parphenowitsch wollte er sich überhaupt nicht einmal mehr umwenden, gleich als ob er ihn gar nicht einmal seiner Ansprache würdige.

„Schon allzu aufmerksam hat er meine Socken betrachtet, ja, und er hat noch befohlen, der Halunke, sie umzudrehen; das hat er absichtlich getan, um allen zu zeigen, was ich für schmutzige Wäsche trage.“

„Ja, jetzt wird man zum Verhör der Zeugen übergehen müssen“, sprach Nikolai Parphenowitsch, wie zur Antwort auf die Frage des Dmitri Fjedorowitsch.

„Ja“, sprach in Gedanken der Staatsanwalt, und es war so, als ob er an irgend etwas denke.

„Wir, Dmitri Fjedorowitsch, haben alles getan, was wir in Ihrem Interesse tun konnten“, fuhr Nikolai Parphenowitsch fort; „da wir aber von Ihrer Seite eine so kategorische Absage erhielten, uns Aufklärungen zu geben betreffs der Herkunft der Summe, die sich bei Ihnen vorfand, können wir in diesem Augenblicke . . .“

„Aus was ist denn da der Ring bei Ihnen?“ unterbrach ihn plötzlich Mitja, gleich als ob er aus einer Benommenheit erwache, und er zeigte mit dem Finger auf einen von den drei großen Ringen, welche das rechte Händchen des Nikolai Parphenowitsch schmückten.

„Der Ring?“ fragte erstaunt Nikolai Parphenowitsch.

„Ja, der da . . . da auf dem Mittelfinger mit Aderchen drauf, was ist das für ein Stein?“ fragte seltsam erregt, ganz wie ein eigensinniges kleines Kind, Mitja.

„Das ist Rauchtopas“, und Nikolai Parphenowitsch lächelte. „Wollen Sie ihn anschauen, so werde ich ihn abnehmen . . .“

„Nein, nein, nehmen Sie ihn nicht ab!“ schrie wild Mitja, der plötzlich zu sich gekommen und auf sich selber böse geworden war. „Nehmen Sie ihn nicht ab, es ist nicht nötig. Teufel . . . Meine Herren, Sie haben meine Seele besudelt! Glauben Sie denn wirklich, daß ich es Ihnen verheimlichen würde, wenn ich tatsächlich meinen Vater getötet hätte, daß ich dann Ausflüchte suchen, lügen und mich verstecken würde? Nein, nicht so ist Dmitri Karamasoff, er hätte das nicht ausgehalten, und wenn ich schuldig wäre, ich schwöre es, so hätte ich nicht Ihre Ankunft hierher und den Ausgang der Sonne erwartet, wie ich es anfangs beabsichtigte, ich hätte mich vielmehr vorher schon vernichtet, ohne erst das Morgengrauen zu erwarten! Ich fühle das jetzt von mir. Ich hätte in zwanzig Jahren nicht so viel gelernt, wie ich erfuhr in dieser einen verfluchten Nacht! Und wäre ich wohl ein solcher Mensch, wäre ich wohl ein solcher gewesen in dieser Nacht, und jetzt in diesem Augenblicke, da ich vor Ihnen sitze — hätte ich dann wohl so gesprochen, so mich bewegt, so auf Sie und die Welt geblickt, wenn ich tatsächlich ein Vatermörder wäre, da doch sogar jener zufällige Mord des Grigori mir nicht Ruhe gab die ganze Nacht hindurch — nicht aus Furcht, o, nicht aus Furcht vor Ihrer Strafe! Schmach! Und Sie wollen, daß ich solchen Spöttern wie Sie, die nichts sehen und an nichts glauben, blinden Maulwürfen und höhnischen Menschen, noch eine neue Niedertracht von mir eröffnen und erzählen soll, noch eine neue Schmach, und wenn mich das auch retten würde vor Ihrer Anklage? Ja, lieber ins Zuchthaus! Der, welcher zum Vater die Tür öffnete und durch diese Tür eintrat, der hat ihn auch getötet, der hat ihn auch bestohlen. Wer das ist — darüber verliere ich mich in Vermutungen und quäle mich, das ist aber nicht Dmitri Karamasoff, wissen Sie das — und das ist auch alles, was ich Ihnen sagen kann, und genug, genug, setzen Sie mir nicht weiter zu . . .

Schicken Sie mich nur in die Verbannung, richten Sie mich nur hin, aber quälen Sie mich nicht mehr. Ich bin verstummt. Rufen Sie Ihre Zeugen!"

Mitja hatte seinen plötzlichen Monolog so gesprochen, als ob er schon völlig entschlossen sei, hinfort endgültig zu schweigen. Der Staatsanwalt hatte ihn die ganze Zeit über nicht aus den Augen gelassen, und kaum war er verstummt, als er plötzlich mit der allerältesten und allerruhigsten Miene zu reden anhub, gleich als ob es sich um die allergewöhnlichste Sache handle.

„Eben gerade hinsichtlich dieser geöffneten Türe, an die Sie soeben erinnerten, können wir, und gerade zur rechten Zeit, nämlich eben jetzt, eine Aussage des von Ihnen verwundeten greisen Grigori Wassiljewitsch mitteilen, die außerordentlich interessant und in höchstem Grade wichtig ist für Sie und uns. Als er nämlich zu sich gekommen war, erklärte er uns auf unsere Frage klar und eindringlich, daß schon zu jener Zeit, als er auf die Treppe getreten sei und im Garten einen gewissen Lärm vernommen habe, und als er beschlossen habe, durch die Gartentür, die offen stand, in den Garten zu gehen, daß er, in den Garten tretend, bevor er noch Sie bemerkt habe (der Sie, wie Sie es uns bereits mitteilten, im Dunkeln davonliefen), von dem geöffneten Fenster, in welchem Sie Ihren Vater erblickt hatten, einen Blick nach links geworfen habe und tatsächlich das geöffnete Fenster gesehen, in demselben Augenblicke aber auch, bei weitem näher zu sich, die sperrweit geöffnete Türe bemerkt habe, von der Sie erklärt hatten, sie sei die ganze Zeit über, während Sie im Garten waren, geschlossen gewesen. Ich werde Ihnen nicht verheimlichen, daß Grigori Wassiljewitsch selber mit Bestimmtheit schließt und aussagt, Sie hätten aus der Türe herauslaufen müssen, wenn er auch natürlich nicht mit eigenen Augen gesehen hatte, wie Sie herausliefen, da er Sie ja im

ersten Augenblicke schon in einiger Entfernung von sich bemerkt hatte, inmitten des Gartens laufend nach der Seite des Zaunes hin."

Mitja war bereits in der Mitte der Rede vom Stuhl aufgesprungen.

"Unsinn!" brüllte er plötzlich außer sich. „Nackter Betrug! Er konnte gar nicht die Lüre offen sehen, weil sie damals geschlossen war . . . Er lügt!"

"Ich erachte es als meine Pflicht, Ihnen zu wiederholen, daß diese Aussage von ihm in bestimmter Form gemacht wurde. Er schwankt nicht. Er besteht auf ihr. Wir haben ihn einige Male gefragt!"

"Ja, das ist so, ich habe ihn mehrere Male gefragt!" bestätigte mit Feuer auch Nikolai Parphenowitsch.

"Das ist nicht wahr, nicht wahr! Das ist entweder eine Verleumdung meiner Person oder die Halluzination eines Verrückten!" fuhr Mitja fort zu schreien. „Es hat ihm ganz einfach im Fieberwahn, als er verwundet in seinem Blute lag, so geschienen, als er erwachte . . . Da phantasiert er denn auch."

"Ja . . . er hat aber doch die geöffnete Lüre nicht erst dann bemerkt, als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, vielmehr schon vordem, als er nur eben aus dem Seitenbau in den Garten getreten war."

"Ja, das ist aber doch gar nicht wahr, das ist nicht wahr, das kann gar nicht sein! Da verleumdet er mich aus Wut auf mich . . . Er konnte es nicht sehen . . . Ich bin ja gar nicht aus der Lüre herausgelaufen", keuchte Mitja.

Der Staatsanwalt wandte sich an Nikolai Parphenowitsch und sprach zu ihm mit ganz besonderer Betonung:

"Zeigen Sie es vor!"

"Ist Ihnen dieser Gegenstand bekannt?" fragte Nikolai Parphe-

nowitsch und legte plötzlich ein großes Kuvert auf den Tisch. Es war in Kanzleiformat und aus dickem Papier, auf dem noch drei Siegel zu sehen waren. Das Kuvert selber aber war leer und von einer Seite aufgebrochen. Mitja riß die Augen auf.

„Dies . . . dies muß wohl das Kuvert des Vaters sein,“ murmelte er, „daselbe, in dem diese Dreitausend lagen . . . und wenn die Aufschrift, erlauben Sie: ‚dem Hühnchen‘ . . . da steht es ja: Dreitausend!“ rief er, „Dreitausend — sehen Sie es?“

„Wie denn, wir sehen es wohl, wir haben aber schon kein Geld mehr darin gefunden, es war leer und lag auf dem Boden, beim Bett, hinter den Wandschirmen.“

Einige Augenblicke stand Mitja wie betäubt:

„Meine Herren, das ist Smerdjakoff!“ rief er plötzlich aus aller Kraft, „der hat ihn ermordet, der hat ihn beraubt! Er allein wußte ja nur, wo der alte Mann das Kuvert versteckt hatte. Das ist er gewesen, jetzt ist es klar!“

„Aber auch Sie wußten ja von diesem Kuvert und davon, daß es unter dem Kissen lag.“

„Niemals wußte ich das; ich habe es überhaupt niemals gesehen, ich sehe es eben zum ersten Male, ich habe vordem nur von Smerdjakoff gehört . . . Er allein wußte, wo es der alte Mann verborgen hielt, ich aber wußte es nicht!“

Mitja war völlig außer Atem geraten.

„Gleichwohl haben Sie selber uns vorhin ausgesagt, daß das Kuvert bei Ihrem verstorbenen Vater unter dem Kissen lag. Sie haben gerade gesagt, unter dem Kissen, demnach wußten Sie, wo es lag.“

„Wir haben so auch niedergeschrieben!“ bekräftigte Nikolai Parphenowitsch.

„Unsinn! Albernheit! Ich wußte durchaus nicht, daß es unterm Kissen lag. Ja, vielleicht lag es überhaupt gar nicht

unter dem Kissen. Ich habe aufs Geratewohl gesagt, daß es unter dem Kissen liege. Was sagt Smerdjakoff? Haben Sie ihn gefragt, wo es lag? Was sagt Smerdjakoff? Das ist die Hauptsache . . . Ich aber habe absichtlich gegen mich gelogen . . . Ich habe Ihnen die Unwahrheit gesagt, ohne nachgedacht zu haben, als ich behauptete, daß es unter dem Kissen lag. Sie aber jetzt . . . Nun, wissen Sie, es reißt sich einem manchmal etwas von der Zunge los, und man lügt. Es wußte aber allein Smerdjakoff, nur Smerdjakoff allein und sonst niemand! Er hat auch mir nicht eröffnet, wo das Kuvert liegt! Aber das ist er, das ist er gewesen; da hat zweifellos er den Mord verübt, das ist mir jetzt klar wie das Licht!" rief mehr und mehr außer sich geratend Mitja, indem er sich immer wiederholte, aus dem Zusammenhang kam, in Eifer geriet und wütend ward. „Begreifen Sie das doch, und arretieren Sie ihn so rasch als möglich, so rasch als möglich . . . Er ist es ja gerade, der den Mord beging, als ich fortlief, und Grigori besinnungslos dalag, das ist jetzt klar . . . Er gab die Zeichen, und der Vater öffnete ihm . . . Denn nur er allein kannte die Zeichen, ohne die Zeichen hätte aber der Vater niemandem geöffnet . . ."

„Sie vergessen aber wiederum den Umstand," bemerkte zwar noch immer ebenso gehalten, aber doch schon, als ob er bereits triumphiere, der Staatsanwalt, „daß es nicht einmal nötig war, die Zeichen zu geben, wenn die Türe schon offen stand, schon in Ihrer Anwesenheit, schon, als Sie sich im Garten befanden."

„Die Türe, die Türe . . .", murmelte Mitja und schaute den Staatsanwalt schweigend und unverwandt an; er ließ sich kraftlos wiederum auf seinen Stuhl fallen. Alle verstummten. „Ja, die Türe! Das ist ein Phantom! Gott ist gegen mich!" rief er aus, indem er schon gedankenlos vor sich hinstarrte.

„Sie sehen also,“ sprach mit Wichtigkeit der Staatsanwalt, „und urteilen Sie selber, Dmitri Fjedorowitsch: von der einen Seite diese Aussage von der offenen Tür, aus der Sie herausgelaufen seien, diese Aussage, die Sie und uns niederdrückt, von der anderen Seite — Ihr unverständliches, trotziges und fast erbittertes Schweigen in Hinsicht auf die Herkunft des Geldes, das sich plötzlich in Ihren Händen erwies, während Sie noch drei Stunden vorher, Ihrer eigenen Aussage nach, Ihre Pistolen ver-setzten, um nur zehn Rubel zu erlangen. In Hinsicht auf dies alles entscheiden Sie doch selber: an was sollen wir denn glauben, und wobei sollen wir bleiben? Und werfen Sie uns nicht vor, daß wir ‚kalte Zyniker und höhnische Menschen‘ seien, die nicht imstande sind, den Ausbrüchen des Edelmutes von Ihrer Seite Glauben zu schenken . . . Versetzen Sie sich doch auch in unsere Lage . . .“

Mitja war in einer unbeschreiblichen Erregung, er war ganz bleich geworden.

„Gut!“ rief er plötzlich aus, „ich enthülle Ihnen mein Geheimnis, ich eröffne Ihnen, von woher ich das Geld nahm! Ich enthülle die Schmach, damit ich späterhin weder Ihnen noch mir einen Vorwurf zu machen brauche.“

„Und glauben Sie nur, Dmitri Fjedorowitsch,“ ergriff mit einem ganz gerührt frohen Stimmchen Nikolai Parphenowitsch das Wort, „daß jedes aufrichtige und volle Geständnis Ihrerseits, wenn es gerade im jetzigen Augenblick geschieht, späterhin eine ganz außerordentliche Erleichterung Ihres Geschickes zur Folge haben kann und sogar außerdem . . .“

Der Staatsanwalt hatte ihn aber leicht unter dem Tische angestoßen, und er hatte rechtzeitig einhalten können. Mitja freilich hatte ihn nicht einmal gehört.

7

Das große Geheimnis des Mitja.

Man pfiß ihn aus.

„Meine Herren,“ begann er immer noch in der gleichen Erregung, „dieses Geld . . . ich will ein völliges Geständnis ablegen . . . dieses Geld gehörte mir.“

Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter machten lange Gesichter; ganz und gar nicht das hatten sie erwartet.

„Wie gehörte es denn Ihnen?“ lispelte Nikolai Parphenowitsch, „während doch noch um fünf Uhr, nach Ihrem eigenen Geständnis . . .“

„Ach, zum Teufel wiederum fünf Uhr an jenem Tage und mein eigenes Geständnis, nicht darum handelt es sich jetzt! Diese Gelder waren mein, mein, das heißt meine gestohlenen . . . das heißt nicht eigentlich die meinigen, vielmehr gestohlene, von mir gestohlene, und es waren ihrer anderthalb Tausend, und ich hatte sie bei mir, die ganze Zeit über bei mir . . .“

„Ja, wo haben Sie sie aber denn hergenommen?“

„Von meinem Halse, meine Herren, nahm ich sie, von meinem Halse. Sehen Sie, von diesem meinem eigenen Halse . . . Hier war das Geld bei mir am Halse, eingendht in einen Lappen hing es mir am Halse, lange ist es schon her, schon einen Monat, daß ich es am Halse trug, zu meiner Scham und meiner Schmach!“

„Aber von wem haben Sie denn das Geld . . . sich angeeignet?“

„Sie wollten sagen: gestohlen? Sprechen Sie doch jetzt dies Wort geradeheraus. Ja, ich halte dafür, daß es ganz so ist, als ob ich dies Geld gestohlen habe, aber wenn Sie wollen, habe ich es mir tatsächlich nur ‚angeeignet‘. Indessen meiner Ansicht nach

habe ich es gestohlen. Doch gestern, am Abend, da habe ich dies Geld auch schon völlig gestohlen."

„Gestern abend? Sie haben aber eben erst gesagt, daß es schon ein Monat her ist, daß Sie dies Geld . . . erlangten!"

„Ja, aber nicht bei meinem Vater, nicht bei meinem Vater; beunruhigen Sie sich nicht, nicht bei meinem Vater habe ich dies Geld gestohlen, vielmehr bei ihr. Lassen Sie mich erzählen und unterbrechen Sie mich nicht! Das fällt einem doch nicht leicht! Sehen Sie: Vor einem Monat ruft mich Katharina Iwanowna Werchowzeff, meine frühere Braut . . . Kennen Sie sie?"

„Wie denn, natürlich!"

„Ich weiß, daß Sie sie kennen. Die edelste Seele ist sie, die edelste von den edeln, mich aber haßte sie lange schon, o längst schon . . . Und ich hatte es verdient, ich hatte es verdient, daß sie mich haßte."

„Katharina Iwanowna?" fragte mit Staunen der Untersuchungsrichter. Der Staatsanwalt machte gleichfalls große Augen.

„O, sprechen Sie ihren Namen nicht unnütz aus! Ich bin ein Schuft, daß ich sie erwähne. Ja, ich sah, daß sie mich haßte . . . längst . . . von der allerersten Begegnung an, von jener ersten Begegnung an bei mir in meiner Wohnung, noch dort. Aber genug davon, genug, dies zu wissen sind sogar Sie nicht würdig, das ist überhaupt nicht nötig . . . Nötig ist aber nur das eine, daß sie mich vor einem Monat rief, mir dreitausend Rubel gab, um sie ihrer Schwester und noch einer Verwandten nach Moskau zu schicken (und ganz so, als ob sie es nicht selber abschicken könnte), ich aber . . . das war gerade zu jener verhängnisvollen Stunde meines Lebens, als ich . . . nun, mit einem Worte, als ich nur eben eine andere lieb gewann, sie, die jetzige, sie sitzt ja gerade jetzt bei Ihnen da drunten, Gruschenka . . . Ich nahm sie damals hierher nach Mokroje mit und verbummelte hier in zwei Tagen

die Hälfte dieses verfluchten Geldes, das heißt anderthalb Tausend, die andere Hälfte aber behielt ich mir. Nun sehen Sie, diese anderthalbtausend Rubel, welche ich zurückbehalten hatte, trug ich auch mit mir am Halse zusammen mit dem Kreuzchen. Gestern aber entsiegelte ich dies Geld und verbummelte es. Was übrigblieb, in der Höhe von achthundert Rubel, haben Sie jetzt in Händen, Nikolai Parphenowitsch, das ist alles, was übrigblieb von den gestrigen anderthalb Tausend."

„Erlauben Sie, wie ist denn das? Sie haben ja hier, vor einem Monat, Dreitausend verbummelt, nicht aber anderthalb Tausend. Alle wissen das!"

„Wer weiß es denn? Wer zählte mein Geld? Wem gab ich es zu zählen?"

„Erbarmen Sie sich doch, ja, Sie selber sagten doch allen, daß Sie damals genau Dreitausend verbummelten."

„Freilich habe ich das gesagt, der ganzen Stadt habe ich es gesagt, und die ganze Stadt hat es gesagt, und alle haben sie gemeint, auch sogar hier in Mokroje haben gleichfalls alle so gemeint, daß es Dreitausend gewesen seien. Aber gleichwohl habe ich nicht drei, vielmehr nur anderthalb Tausend verbummelt, die andern anderthalb nähte ich aber in ein Säckchen ein; sehen Sie, so ist die Sache gewesen, meine Herren, sehen Sie jetzt, von woher dies gestrige Geld . . ."

„Das ist fast wunderbar . . ." lispelte Nikolai Parphenowitsch.

„Erlauben Sie zu fragen," sprach endlich der Staatsanwalt: „haben Sie nicht irgendwem, früher als uns, von diesem Umstand erzählt . . . das heißt, daß Sie diese anderthalb Tausend damals schon, vor einem Monat, bei sich behielten?"

„Niemandem habe ich es gesagt."

„Das ist seltsam. Wirklich durchaus niemandem?"

„Durchaus niemandem. Niemand und niemandem."

„Wozu aber ein solches Verschweigen? Was hat Sie denn veranlaßt, hieraus ein solches Geheimnis zu machen? Ich werde mich deutlicher ausdrücken: Sie haben uns nunmehr endlich Ihr Geheimnis enthüllt, das nach Ihren Worten so ‚schmachvoll‘ ist, obgleich tatsächlich — das heißt nur relativ gesprochen — diese Handlung, das heißt eben gerade das Sichaneignen fremden Geldes, von dreitausend Rubeln, und zweifellos nur auf eine gewisse Zeit — obgleich also diese Handlung, meiner Ansicht nach wenigstens, nur im höchsten Grade leichtsinnig ist, nicht aber so schmachvoll, wenn man zudem auch noch Ihren Charakter berücksichtigt . . . Nun, nehmen wir an, dies sei sogar auch eine tadelnswerte, eine, ich gestehe es, im höchsten Grade tadelnswerte Handlung, so ist sie aber gleichwohl nicht schmachvoll . . . Das heißt, ich beziehe mich nämlich darauf, daß schon viele im Verlaufe dieses Monats auch ohne Ihr Geständnis erraten haben, daß Sie diese Dreitausend von Fräulein Werchowzeff für sich verausgabten, ich selber hörte dies Gerücht . . . Michael Markarowitsch hat es z. B. auch gehört, so daß dies schließlich fast schon nicht mehr nur ein Gerücht, vielmehr ein offenes Stadtgespräch war. Außerdem gibt es Hinweise darauf, daß auch Sie selber, wenn ich nicht irre, irgendwem dies eingestanden haben, das heißt gerade eben, daß dieses Geld von Fräulein Werchowzeff . . . Deshalb aber erstaunt es mich schon allzu sehr, daß Sie bis jetzt, das heißt bis gerade zur jetzigen Minute, ein so außergewöhnliches Geheimnis machten aus diesen, wie Sie sagen, zurückbehaltenen anderthalb Tausend, wobei Sie mit diesem Ihrem Geheimnis sogar ein gewisses Entsetzen verknüpften . . . Es ist nicht wahrscheinlich, daß es Ihnen so viel Qualen kostete, ein solches Geheimnis zu bekennen . . . Sie haben ja sogar eben erst geschrien: lieber zum Zuchthaus als einzugestehen!“

Der Staatsanwalt verstummte. Er war in Feuer geraten. Er

verbarg keineswegs seinen Verdruß, fast seine Wut, und er kramte alles aus, was sich in ihm angesammelt hatte, sogar ohne sich um die Schönheit des Stiles zu kümmern, das heißt, zusammenhanglos und fast unklar, verworren.

„Nicht in den anderthalb Tausend war die Schmach beschlossen, vielmehr darin, daß ich diese anderthalb Tausend von jenen drei Tausend wegnahm“, sprach mit fester Stimme Mitja.

„Aber wie denn?“ und der Staatsanwalt lächelte gereizt. „Was ist denn Schmachvolles darin, daß Sie von den Dreitausend, die Sie schon in tadelnswerter Weise nahmen (oder wenn Sie wollen, so ist das schon schmachvoll), daß Sie von diesen Dreitausend die Hälfte zurückbehielten, wie es Ihnen gut schien? Wichtiger ist es, daß Sie sich Dreitausend aneigneten, nicht aber, wie Sie über sie verfügten. Weshalb haben Sie übrigens so verfügt, das heißt, jene Hälfte beiseitegelegt? Wofür, in welcher Absicht haben Sie so gehandelt, können Sie uns das erklären?“

„O, meine Herren, ja, in der Absicht ist auch die ganze Kraft!“ rief Mitja aus. „Ich legte dies Geld beiseite aus Niedertracht, das heißt aus Berechnung, denn Berechnung ist gerade in solchem Falle auch Niedertracht. . . Und einen ganzen Monat verharrete ich in dieser Niedertracht!“

„Das ist unverständlich!“

„Ich wundere mich über Sie. Ich drücke mich aber übrigens vielleicht tatsächlich unverständlich aus. Sehen Sie, folgen Sie mir: Ich eigne mir Dreitausend an, die meiner Ehre anvertraut sind, bummle für das Geld, verbummle es völlig, komme am nächsten Morgen zu ihr und spreche: ‚Katja, verzeih mir, ich habe deine Dreitausend verbummelt.‘ — Nun wie, ist das schön? Nein, nicht schön — ehrlos und kleinmütig ist es, ein wildes Tier handelt so und ein Mensch, der sich nicht zu halten versteht, bis er zum Tiere herabsinkt, ist es so? Ist es so? Aber gleichwohl ist das kein

Dieb. Wenigstens nicht ein direkter Dieb, kein unmittelbarer, gestehen Sie das ein? Ich habe das Geld verbummelt, nicht aber es gestohlen! Nunmehr der zweite, noch vorteilhaftere Fall; folgen Sie mir, sonst komme ich am Ende gar wiederum aus dem Konzept — es ist mir so, als ob mir schwinde —, also der zweite Fall: Ich verbummelte hier nur anderthalb Tausend von drei, das heißt die Hälfte. Am nächsten Tage komme ich zu ihr und bringe ihr diese Hälfte. „Katja, nimm von mir, einem Schurken und leichtsinnigen Schuft, diese Hälfte des mir anvertrauten Geldes, weil ich die andere Hälfte verbummelte, und ich demnach auch diese Hälfte verbummeln werde, damit ich nicht mehr in Versuchung gerate!“ Nun, wie ist es in solchem Falle? Alles, was Sie wollen, ist ein solcher Mensch, ein wildes Tier und ein Schuft, aber schon kein Dieb, kein Dieb endgültig, denn wenn er ein Dieb wäre, so hätte er wahrscheinlich die andere Hälfte des Geldes auch nicht zurückgebracht, sie sich vielmehr gleichfalls angeeignet. In diesem Falle erkennt sie vielmehr, daß, wenn er so rasch die eine Hälfte zurückerstattete, er auch den Rest ersetzen werde, das heißt das Geld, das er verbummelte, daß er sein Leben lang danach suchen und dafür arbeiten und es endlich auch finden und zurückgeben werde. Auf diese Weise ist er zwar ein Schurke, nicht aber ein Dieb, kein Dieb, in jedem Falle kein Dieb!“

„Nehmen wir an, daß da tatsächlich ein gewisser Unterschied ist. . .“ und der Staatsanwalt lächelte kalt; „aber gleichwohl ist es seltsam, daß Sie darin einen schon so verhängnisvollen Unterschied sehen.“

„Ja, ich sehe da einen so verhängnisvollen Unterschied! Ein Schuft kann jeder sein, ja, und ist auch am Ende gar jeder, ein Dieb kann aber nicht jeder sein, vielmehr nur ein Erzschuft. Nun ja, ich verstehe mich da nicht auf solche Feinheiten. . . Aber nur das eine: ein Dieb ist nichtswürdiger als ein Schuft, das ist meine

Überzeugung. Hören Sie! Ich trage einen ganzen Monat Geld bei mir, morgen schon kann ich mich entschließen, es zurückzugeben, und ich bin dann schon kein Schurke mehr; aber ich kann mich eben nicht dazu entschließen, das ist ja gerade die Sache, wenn ich mich auch jeden Tag entscheiden will, wenn ich auch jeden Tag mich selber anfeuere: „Entscheide dich, entscheide dich doch, du Schuft!“ so kann ich mich eben den ganzen Monat nicht entscheiden, das ist es ja! Wie, ist das Ihrer Ansicht nach gut so, ist es gut so?“

„Nehmen wir an, es ist nicht gut so, dies vermag ich durchaus einzusehen, und darüber streite ich auch gar nicht“, antwortete gemessen der Staatsanwalt. „Ja, und überhaupt wollen wir auf jeden Streit über diese Feinheiten und Unterscheidungen verzichten und vielmehr, wenn es Ihnen gefällig wäre, wiederum zur Sache übergehen. Die Sache ist aber gerade die, daß Sie noch nicht geruhten, uns zu erklären, obgleich wir danach fragten, weshalb Sie denn eigentlich ursprünglich eine solche Teilung bei diesen Dreitausend vornahmen, das heißt, die eine Hälfte verbummelten, die andere aber versteckten? Wozu haben Sie eigentlich dies Geld zurückbehalten, wozu wollten Sie eigentlich diese anderthalb Tausend verwenden, die Sie beiseitegelegt hatten? Auf dieser Frage bestehe ich, Dmitri Fjedorowitsch!“

„Ach ja, und in der That!“ schrie Mitja, und er schlug sich auf die Stirne. „Verzeihen Sie, ich quäle Sie, ohne Ihnen die Hauptsache zu erklären, sonst hätten Sie augenblicklich verstanden, denn im Zweck, gerade in diesem Zweck liegt ja auch die Schande. Sehen Sie, da ist immer dieser selbe Greis, der Verstorbene, er hatte immer Agraphena Alexandrowna beunruhigt; ich aber war eifersüchtig, ich dachte damals, sie schwankte zwischen mir und ihm. Und da denke ich denn auch jeden Tag: Wie, wenn sie sich plötzlich entscheiden wird, wie, wenn sie es müde wird, mich zu quälen, und mir plötzlich sagen wird: „Dich liebe ich, nicht aber

ihn, entführe du mich bis ans Ende der Welt! Ich aber habe nur zwei Zwanziglopfenstücke. Womit wird man sie entführen, was soll man dann tun? — Da habe ich mich denn auch zugrunde gerichtet. Ich kannte sie ja damals nicht und verstand sie nicht, ich glaubte, sie habe Geld nötig, und sie werde mir meine Armut nicht verzeihen. Und da zähle ich denn tückischerweise die Hälfte von den Dreitausend ab und nähe sie kaltblütig ein, ich nähe sie ein in einer ganz bestimmten Absicht, ich nähe sie ein, bevor ich noch betrunken war; darauf aber, als ich sie schon eingenäht hatte, fahre ich hinaus, um die andere Hälfte zu verbummeln! Nun, das ist doch Schufsterei! Haben Sie jetzt begriffen?"

Der Staatsanwalt lachte laut auf, der Untersuchungsrichter gleichfalls.

„Meiner Ansicht nach ist es sogar vernünftig und sittlich, daß Sie sich beherrschten und nicht gleich alles Geld verbummelten,“ kicherte Nikolai Parphenowitsch; „denn was ist da eigentlich Derartiges dabei?“

„Ja das, daß ich stahl, das ist es! O mein Gott, Sie entsetzen mich durch Ihr Unverständnis! Die ganze Zeit über, während ich diese anderthalb Tausend eingenäht auf der Brust trug, sagte ich mir jeden Tag und jede Stunde: ‚Du bist ein Dieb! Du bist ein Dieb!‘ Ja, deshalb war ich auch so wild und wütend diesen Monat über, deshalb habe ich auch im Wirtshaus gerauft, deshalb habe ich auch meinen Vater verprügelt, weil ich mir eben wie ein Dieb vorkam! Ich habe mich sogar nicht einmal entschließen können und es nicht gewagt, Mescha, meinem Bruder, von diesen anderthalb Tausend zu erzählen: bis zu dem Grade fühlte ich, daß ich ein Schuft und ein Gauner bin! Wissen Sie aber, daß, während ich dies Geld bei mir trug, ich mir um diese selbe Zeit jeden Tag und jede Stunde sagte: ‚Nein, Dmitri Fjedorowitsch, du bist vielleicht doch noch nicht ein Dieb! Wes-

halb? Aber gerade deshalb, weil du morgen gehen und diese anderthalb Tausend Katja abgeben kannst.' Und da habe ich denn erst gestern beschlossen, mein Geldsäckchen mir vom Hals zu reißen, als ich von Fenska zum Perchotin ging, bis zu diesem Augenblick hatte ich mich dazu nicht entschließen können, und als ich es nur eben zerriß, in diesem selben Augenblick ward ich auch schon ein endgültiger und zweifelloser Dieb, ein Dieb und ein ehrloser Mensch fürs ganze Leben. Weshalb? Weil ich zugleich mit dem Geldsäckchen auch meine Absicht zerrissen hatte, zu Katja zu gehen und ihr zu sagen: 'Ich bin ein Schuft, aber kein Dieb!' Verstehen Sie es jetzt, verstehen Sie es?"

„Weshalb haben Sie sich aber gerade gestern abend dazu entschlossen?“ unterbrach ihn nur eben Nikolai Parphenowitsch.

„Weshalb? Es ist lächerlich, danach zu fragen: Weil ich mich selber dazu verurteilt hatte, zu sterben, um fünf Uhr morgens, hier, beim Tagesgrauen: 'Es ist doch völlig einerlei,' dachte ich, 'als Schuft oder als edler Mensch zu sterben!' Es ist aber keineswegs so, es hat sich erwiesen, daß das nicht einerlei ist! Glauben Sie, meine Herren, nicht das, nicht das hat mich mehr als alles andere in dieser Nacht gequält, daß ich den greisen Diener niederschlug, und daß mir Sibirien drohte, und noch zu welcher Zeit? Als meine Liebe eben gekrönt ward, und der Himmel sich mir von neuem öffnete! O, auch dies hat mich gequält, aber doch nicht so; dennoch nicht so wie dieses verfluchte Bewußtsein, daß ich endlich dies verdammte Geld mir von der Brust gerissen und verausgabt hatte, und ich demnach jetzt schon ein endgültiger Dieb bin! O, meine Herren, ich wiederhole es Ihnen mit blutigem Herzen: Vieles habe ich erfahren in dieser Nacht! Ich habe erkannt, daß es nicht nur unmöglich ist, als Schuft zu leben, nein, daß es auch unmöglich ist, als Schuft zu sterben . . . Nein, meine Herren, sterben muß man in Ehren.“

Mitja war bleich geworden. Sein Gesicht hatte einen erschöpften und gequälten Ausdruck angenommen ungeachtet dessen, daß er sich aufs äußerste ereifert hatte.

„Ich beginne Sie zu verstehen, Dmitri Fjedorowitsch,“ sprach gedehnt, weich und sogar als ob er Mitleid empfinde, der Staatsanwalt; „aber dies alles, wie Sie auch darüber denken mögen, sind meines Erachtens nur Nerven . . . Ihre kranken Nerven, das ist es. Weshalb hätten Sie denn nicht zum Beispiel, um sich von so viel Qualen, fast im Verlaufe eines ganzen Monats, zu befreien, sich aufrufen und diese anderthalb Tausend jener Person zurückgeben sollen, die sie Ihnen anvertraut hatte, und nachdem Sie sich schon mit ihr auseinandergesetzt hatten, weshalb hätten Sie nicht in Hinsicht auf Ihre damalige Lage, die Sie als so furchtbar schildern, einen Versuch machen sollen, der sich dem Geiste so natürlich darbietet, das heißt nach dem aufrichtigen Bekenntnis Ihrer Fehler, weshalb hätten Sie dann nicht das Fräulein um die Summe bitten sollen, die Sie für Ihre Ausgaben brauchten, sie hätte sie Ihnen schon sicherlich nicht versagt bei ihrem edlen Herzen, und in Hinsicht auf Ihre Verstörtheit, zumal wenn Sie ein Dokument hinterlegt hätten, oder schließlich wenn auch nur unter einer solchen Sicherheit, wie Sie sie dem Kaufmann Samsonoff und der Frau Chochlakoff vorschlugen? Sie halten ja sogar bis jetzt noch diese Sicherheit für wertvoll!“

Mitja war plötzlich errötet.

„Halten Sie mich denn wirklich schon bis zu einer solchen Stufe für einen Schuft? Es kann doch nicht sein, daß Sie dies im Ernste meinen!“ sprach er mit Unwillen, indem er dem Staatsanwalt gerade in die Augen sah, gleich als ob er nicht glaube, was er von ihm gehört hatte.

„Ich versichere Sie, daß dies mein Ernst ist . . . Weshalb

glauben Sie denn, es sei nicht mein Ernst?" fragte der Staatsanwalt erstaunt.

„O, wie gemein wäre dies gewesen! Meine Herren, wissen Sie denn auch, daß Sie mich quälen? Erlauben Sie, ich werde Ihnen schon alles sagen, so soll es auch sein, ich werde mich jetzt Ihnen in meiner ganzen Hölllichkeit offenbaren, aber nur, um gerade Sie zu beschämen; und Sie selber werden dann erstaunt sein darüber, bis zu welcher Nichtswürdigkeit den Menschen der Zwiespalt seiner Gefühle führen kann. So wissen Sie denn, daß ich schon selber diesen Plan im Auge hatte, gerade denselben, von dem Sie soeben sprachen, Herr Staatsanwalt! Ja, meine Herren, auch ich hatte diese Gedanken im Verlaufe dieses verfluchten Monats, so daß ich fast schon entschlossen war, zu Katja zu gehen, bis zu dem Grade war ich nichtswürdig! Aber zu ihr zu gehen, ihr meinen Verrat einzugestehen, und gerade für diesen Verrat, um diesen Verrat gerade auch auszuführen, für die bevorstehenden Kosten dieses Verrates, gerade sie, gerade Katja um Geld zu bitten (zu bitten! hören Sie: zu bitten!) und auch sogleich schon von ihr mit einer anderen davonzulaufen, mit ihrer Nebenbuhlerin, die sie haßt und beleidigt! — Erbarmen Sie sich doch, ja, Sie sind wohl verrückt geworden, Herr Staatsanwalt!“

„Nicht verrückt, aber natürlich habe ich mir im Eifer der Sache keine rechte Vorstellung gemacht . . . hinsichtlich gerade dieser weiblichen Eifersucht . . . wenn da tatsächlich Eifersucht sein konnte, wie Sie behaupten . . . ja, am Ende spielt da gar auch etwas in dieser Art mit“, lächelte der Staatsanwalt.

„Aber das wäre doch schon eine solche Gemeinheit!“ — und Mitja schlug wütend mit der Faust auf den Tisch — „das würde derart gestunken haben, ich weiß schon nicht mehr wie! Ja, wissen Sie denn auch, daß sie mir dies Geld hätte geben können, ja, und sie hätte es auch gegeben, wahrscheinlich hätte sie es mir auch ge-

geben, um sich zu rächen, hätte sie es gegeben, um sich an der Rache wohlzutun, aus Verachtung gegen mich hätte sie es gegeben, denn auch dies ist eine höllische Seele und ein Weib von großem Zorn! Ich aber hätte das Geld genommen. O, ich hätte es genommen, ich hätte es genommen und dann das ganze Leben hindurch . . . O mein Gott! Verzeihen Sie, meine Herren, ich schreie deshalb so, weil ich diesen Gedanken hatte, noch unlängst, es ist noch nicht länger her als vorgestern, eben gerade damals, als ich mich nachts mit Njagawi abgab, und dann auch gestern, ja, auch gestern, ich erinnere mich daran, bis ganz zu diesem Vorfall . . .“

„Bis zu welchem Vorfall?“ unterbrach gerade eben Nikolai Parphenowitsch mit Neugierde, Mitja aber hörte es gar nicht.

„Ich habe Ihnen ein furchtbares Geständnis gemacht,“ schloß er finster; „würdigen Sie es, meine Herren! Ja, das ist noch zu wenig, zu wenig ist es, es zu würdigen, würdigen Sie es nicht, halten Sie es vielmehr hoch; wenn aber nicht, wenn auch dies an Ihren Ohren vorübergeht, dann verachten Sie mich schon geradeswegs —, das ist es, was ich Ihnen zu sagen habe, und ich werde vor Scham sterben, daß ich solchen wie Sie beichtete. O, ich werde mich totschießen! Ja, ich sehe schon, ich sehe, daß Sie mir nicht glauben! Wie, so wollen Sie auch dies niederschreiben?“ schrie er schon wie in Entsetzen.

„Ja, sehen Sie, grade das, was Sie soeben gesagt hatten,“ sprach Nikolai Parphenowitsch und schaute ihn erstaunt an, „das heißt, daß Sie bis zur allerletzten Stunde immer noch die Absicht hatten, zu Fräulein Werchowzeff zu gehen und sie um diese Summe zu bitten . . . Ich versichere Sie, daß dies für uns eine sehr wichtige Aussage ist, Dmitri Fjedorowitsch, das heißt, dieser ganze Vorfall . . . und besonders für Sie, besonders für Sie ist das wichtig . . .“

„Haben Sie Mitleid, meine Herren,“ und Mitja rang die Hände, „schreiben Sie wenigstens dies nicht nieder, haben Sie Scham davor! Ich habe doch sozusagen vor Ihnen meine Seele entzweigerissen. Sie aber haben sich das zunutze gemacht und wühlten mit den Fingern in der zerrissenen Stelle, in beiden Hälften . . . O mein Gott!“

Er bedeckte in Verzweiflung sein Gesicht mit den Händen.

„Regen Sie sich nicht so auf, Dmitri Fjedorowitsch“, schloß der Staatsanwalt. „Alles, was jetzt geschrieben ist, werden Sie hernach selber vernehmen, und womit Sie nicht einverstanden sind, das werden wir nach Ihren Worten abändern; jetzt aber wiederhole ich Ihnen eine kleine Frage schon zum dritten Male: Hat denn wirklich, tatsächlich niemand, das heißt überhaupt niemand, von Ihnen vernommen, daß Sie dies Geld in ein Säckchen eingeknäht hatten? Dies anzunehmen ist, ich gestehe es Ihnen, fast unmöglich!“

„Niemand, niemand, ich sagte es bereits, sonst haben Sie ja gar nichts verstanden! Lassen Sie mich in Ruhe!“

„Erlauben Sie, diese Sache muß aufgeklärt werden, und es ist noch viel Zeit bis dahin, vorderhand urteilen Sie aber selber: Wir haben vielleicht zehn Zeugnisse darüber, daß Sie gerade selber überall ausposaunten, diese Dreitausend seien von Ihnen verausgabt worden, drei, aber nicht anderthalb, ja, und auch jetzt, als Ihr übriges Geld zum Vorschein kam, haben Sie gleichfalls schon vielen zu wissen gegeben, daß Sie an Geld wiederum Dreitausend mitgebracht hätten . . .“

„Nicht zehn, hundert Zeugnisse haben Sie in Händen, zweihundert Zeugnisse, zweihundert Menschen haben es gehört, tausend haben es gehört!“ rief Mitja aus.

„Nun, so sehen Sie denn, alle, alle bezeugen es. Es bedeutet aber doch etwas, das Wort ‚alle‘?“

„Gar nichts bedeutet es: ich log, und alle begannen meine Lüge nachzusprechen.“

„Ja, aber warum war es Ihnen denn so nötig, zu ‚lügen‘, wie Sie erklären?“

„Der Teufel weiß es. Aus Prahlerei, vielleicht — so . . . Seht mal an, wieviel Geld ich durchbrachte . . . Vielleicht deshalb, um dies eingenährte Geld zu vergessen . . . ja, das geschah gerade aus diesem Grunde . . . Teufel . . . wie oft stellen Sie denn noch diese Frage? Nun, ich log also, und damit ist es gut, einmal log ich und wollte dies schon nicht mehr verbessern. Weswegen lügt denn bisweilen der Mensch?“

„Das ist sehr schwer zu entscheiden, Dmitri Fjedorowitsch, weswegen der Mensch lügt“, sprach eindringlich der Staatsanwalt. „Sagen Sie indes: war dieses, wie Sie sagen, Geldsäckchen an Ihrem Halse groß?“

„Nein, nicht groß.“

„Von welcher Größe etwa?“

„Wenn man einen Hundertrubelschein zur Hälfte legt, genau so groß.“

„Aber besser würden Sie uns schon die Lappenreste zeigen. Sie befinden sich doch irgendwo bei Ihnen?“

„Ach, der Teufel . . . was für Dummheiten . . . ich weiß nicht, wo sie sind.“

„Erlauben Sie aber gleichwohl: Wo und wann haben Sie es denn vom Halse genommen? Sie sind ja, wie Sie selber aussagen, nicht nach Hause gegangen?“

„Aber doch gerade, als ich Fenja verlassen hatte und zu Perchotin ging, unterwegs habe ich es mir auch vom Halse gerissen und das Geld herausgenommen.“

„In der Dunkelheit?“

„Wozu braucht man denn da ein Licht? Ich habe dies mit dem Finger in einem Augenblick getan.“

„Ohne Schere auf der Straße?“

„Auf dem Platze, scheint es; wozu denn eine Schere? Es war ein alter Lappen, sogleich ging er in Stücke.“

„Wo haben Sie ihn denn hingetan?“

„Gerade dort habe ich ihn auch hingeworfen.“

„Wo denn eigentlich?“

„Ja, dort auf dem Platze; überhaupt auf dem Platze! Der Teufel weiß wo auf dem Platze. Ja, wozu brauchen Sie denn das zu wissen?“

„Das ist außerordentlich wichtig, Dmitri Fjedorowitsch: das sind doch Sachbeweise gerade zu Ihren Gunsten, wollen Sie denn das nicht einsehen? Wer hat Ihnen übrigens dabei geholfen, das Geld einzunähen vor einem Monat?“

„Niemand hat mir dabei geholfen, selber nähte ich es ein.“

„Sie verstehen zu nähen?“

„Ein Soldat muß nähen können; da ist aber auch gar kein Können nötig.“

„Woher haben Sie denn aber das Material genommen, das heißt, jenen Lappen, in den Sie das Geld einnähten?“

„Machen Sie sich wirklich nicht über mich lustig?“

„Keineswegs, und es ist uns überhaupt nicht zum Lachen, Dmitri Fjedorowitsch.“

„Ich entsinne mich nicht, wo ich den Lappen hernahm; irgendwoher habe ich ihn genommen.“

„Wie denn, es scheint doch, an das muß man sich schon entsinnen.“

„Ja, bei Gott, ich entsinne mich aber nicht, vielleicht habe ich irgend etwas von meiner Wäsche zerrissen.“

„Das ist sehr interessant; in Ihrer Wohnung kann man morgen

diese Sache ausfindig machen: ein Hemd vielleicht, aus dem Sie ein Stück herausrissen. Woraus war dieser Lappen? Aus handgewebtem Stoff oder aus Leinwand?"

„Der Teufel weiß, woraus. Warten Sie einmal . . . Ich habe den Lappen, so scheint es, überhaupt nicht herausgerissen. Er war aus Kaliko . . . Ich habe, glaube ich, das Geld in ein Häubchen meiner Wirtin eingenäht.“

„In ein Häubchen Ihrer Wirtin?"

„Ja, ich habe es ihr entwendet.“

„Wie haben Sie denn das angestellt?"

„Sehen Sie, ich habe tatsächlich, ich erinnere mich daran, irgendwann ein Häubchen entwendet, um Lappen daraus zu machen, vielleicht aber auch um Federn abzuwischen. Ich nahm es unbemerkt, weil es ein völlig wertloser Lappen war, die Fegen lagen bei mir herum, da hatte ich aber diese anderthalb Tausend, ich nahm einen Lappen und nähte sie ein . . . Es scheint, gerade in diesen Lappen nähte ich das Geld auch ein — ein alter Dred aus Kaliko, tausendmal gewaschen.“

„Und Sie entsinnen sich dessen schon mit Bestimmtheit?"

„Ich weiß nicht, ob mit Bestimmtheit: es scheint aber, es war ein Häubchen. Nun, und ich spucke darauf.“

„In diesem Falle könnte sich wenigstens Ihre Hausfrau daran erinnern, daß bei ihr diese Sache verloren ging?"

„Durchaus nicht, sie hat es gar nicht bemerkt. Ein alter Lappen, sage ich Ihnen, ein alter Lappen, er ist keinen Groschen wert.“

„Woher haben Sie aber die Nadel genommen, den Faden?"

„Ich höre auf, weiter will ich nicht. Genug!" erzürnte sich endlich Mitja.

„Und wiederum ist es seltsam, daß Sie schon so völlig vergaßen, auf welcher Stelle auf dem Plaze Sie eigentlich dieses . . . Geldsäckchen wegwarfen.“

„Ja, so lassen Sie doch morgen den Platz auskehren, vielleicht werden Sie es finden“, lächelte Mitja. „Genug, Ihr Herren, genug!“ entschied er mit gequälter Stimme. „Ich sehe es deutlich: Sie glauben mir nicht! Gar nichts glauben Sie mir und nicht für einen Groschen! Das ist meine Schuld, nicht die Ihrige. Es war gar nicht nötig, sich einzumischen. Weshalb, weshalb bin ich mir selber so widerlich geworden, indem ich mein Geheimnis beichtete? Ihnen ist das aber zum Lachen, ich sehe es Ihnen an den Augen an. Dahin haben Sie mich gebracht, Herr Staatsanwalt! Singen Sie sich selber einen Lobgesang, wenn Sie es können . . . O, seid verflucht, ihr Folterknechte!“

Er neigte sein Haupt und bedeckte das Gesicht mit der Hand. Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter schwiegen. Nach einer Minute erhob er sein Haupt und schaute wie geistesabwesend auf sie. Sein Gesicht brachte nun schon vollendete, schon unabweissbare Verzweiflung zum Ausdruck, und er war ganz still, verstummt, er saß da, und es war, als erinnere er sich gar nicht mehr seiner selber. Dabei war es nötig, die Sache zu Ende zu führen; man mußte unverzüglich zum Verhör der Zeugen übergehen. Es war bereits acht Uhr morgens. Schon längst hatte man die Lichter gelöscht. Michael Makarowitsch und Kalganoff, die während des ganzen Verhörs beständig aus dem Zimmer ein und aus gegangen waren, kamen diesmal wiederum beide hinein. Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter sahen gleichfalls außerordentlich ermüdet aus. Ein regnerischer Morgen war angebrochen, der ganze Himmel war mit Wolken überzogen, und der Regen goß wie aus einem Eimer. Mitja blickte gedankenlos aus dem Fenster.

„Aber darf ich denn auch zum Fenster hinausschauen?“ fragte er plötzlich den Nikolai Parphenowitsch.

„O, soviel Sie wollen“, antwortete der.

Mitja erhob sich und trat zum Fenster hin. Der Regen platschte nur so an die kleinen grünlichen Scheiben der kleinen Fenster. Man erschaute geradeaus unter dem Fenster den schmutzigen Weg, aber dort weiterhin, im Regendunst, schwarze, ärmliche, unansehnliche Reihen von Hütten, die, so schien es, vom Regen noch schwärzer und ärmlicher geworden waren. Mitja entsann sich an den ‚goldblodigen Phöbus‘, und wie er sich hatte erschließen wollen bei seinem ersten Strahle. „An einem solchen Morgen wäre es am Ende gar auch besser“, dachte er, er lächelte, und plötzlich machte er eine abwehrende Handbewegung und wandte sich an die ‚Folterknechte‘.

„Meine Herren!“ rief er aus. „Ich sehe ja, daß ich verloren bin. Aber sie? Sagen Sie mir, ich beschwöre Sie, wird wirklich auch sie mit mir zugrunde gehen? Sie ist ja unschuldig, sie war ja gestern nicht bei Sinnen, als sie schrie, sie sei an allem schuld. Sie ist an nichts, an gar nichts schuldig! Ich habe mich die ganze Nacht darüber gegrämt, als ich hier vor Ihnen saß. . . Ist es nicht möglich, können Sie mir nicht sagen, was Sie mit ihr jetzt machen werden?“

„In dieser Hinsicht brauchen Sie sich durchaus keine Sorge zu machen, Dmitri Fjedorowitsch“, antwortete sogleich und mit sichtlicher Eile der Staatsanwalt. „Wir haben vorderhand keinerlei bedeutsame Veranlassung, um auch nur irgendwie die Person zu beunruhigen, für die Sie so viel Anteilnahme offenbaren. Im weiteren Verlaufe der Sache, so hoffe ich, wird es sich gleichfalls erweisen. . . Im Gegenteil, wir tun in diesem Sinne alles, was unsererseits nur möglich ist. Seien Sie völlig ohne Sorge.“

„Meine Herren, ich danke Ihnen, ich wußte es ja auch so, daß Sie gleichwohl ehrenhafte und gerechte Menschen sind trotz allem. Sie nehmen mir eine Last von der Seele. . . Nun, was werden wir denn jetzt tun? Ich bin bereit.“

„Ja, sehen Sie, es wäre nötig, etwas zu eilen. Man muß unverzüglich zum Zeugenverhör übergehen. Das alles muß unbedingt in Ihrer Gegenwart vor sich gehen, deshalb aber . . .“

„Sollte man aber nicht erst Tee trinken?“ unterbrach Nikolai Parphenowitsch. „Wir haben es ja schon, scheint es, wohl verdient!“

Man beschloß, daß, wenn unten fertiger Tee sei (in der Annahme, daß Michael Makarowitsch gegangen sei, Tee zu trinken), dann solle jeder ein Glas trinken und danach „fortfahren und fortfahren“. Den eigentlichen Tee aber und den „Zubiß“ beschloß man auf eine freiere Zeit zu verlegen. Tee fand sich tatsächlich unten, und man brachte ihn rasch nach oben. Mitja wollte erst das Glas Tee nicht annehmen, das ihm Nikolai Parphenowitsch liebenswürdig anbot, dann aber bat er selber darum und trank es gierig aus. Dabei hatte er überhaupt ein ganz erstaunlich gequältes Aussehen. Man hätte meinen sollen, bei seinen Riesenkräften hätte eine durchbummelte Nacht wenig zu bedeuten, und wenn auch die furchtbarsten Aufregungen damit verbunden waren! Er selber aber fühlte, daß er sich kaum noch auf seinem Stuhle aufrechtzuerhalten vermöge, und es ihm zeitweilig so vorkomme, als ob alle Gegenstände sich bewegten und sich ihm vor den Augen zu drehen begännen. „Noch ein wenig, und ich werde am Ende gar noch zu phantasieren beginnen“, dachte er für sich.

8

Die Zeugenaussagen. Das Kindchen

Das Zeugenverhör begann. Wir werden aber schon unsere Erzählung nicht mehr mit solcher Genauigkeit fortführen, wie das bisher geschah. Und deshalb werden wir auch übergehen, wie Nikolai Parphenowitsch jedem Zeugen, sobald er nur ers

schien, eindringlich vorhielt, daß er nach Wahrheit und Gewissen auszusagen müsse, und daß er später seine Aussage unter Eid wiederholen müsse. Übergehen werden wir ferner, wie endlich von jedem Zeugen verlangt wurde, daß er das Protokoll über seine Aussagen unterschreibe und so weiter und so weiter. Bemerkten wir nur das eine, daß der hauptsächlichste Punkt, auf den die ganze Aufmerksamkeit aller Verhörten gerichtet ward, gerade jene Frage von den dreitausend Rubeln war, das heißt, ob es ihrer drei oder anderthalb Tausend gewesen seien beim ersten Male, das heißt als Dmitri Fjedorowitsch sein erstes Trinkgelage hier in Mokroje abhielt, vor etwa einem Monat, und ob es drei oder anderthalb Tausend gewesen seien gestern, bei dem zweiten Trinkgelage des Dmitri Fjedorowitsch. O weh! Alle Zeugenaussagen ohne jede Ausnahme erwiesen sich gegen Mitja, und kein Wort ward zu seinen Gunsten laut, ja, einzelne von den Zeugen führten sogar neue und fast niederschmetternde Tatsachen an zur Widerlegung seiner Aussagen. Der erste, der verhört ward, war Triphon Borisowitsch. Er stand ohne die geringste Angst vor den Verhörenden, im Gegenteil mit der Miene strengen und derben Unwillens gegen den Angeklagten, und hierdurch gab er sich zweifellos den Anschein eines außerordentlichen Gerechtigkeitsgefühls und persönlicher Würde. Er sprach wenig und gemessen, er wartete die Fragen ab und antwortete genau und mit Überlegung. Mit Bestimmtheit und ohne Umschweife sagte er aus, es können vor einem Monat nicht weniger als Dreitausend verausgabt worden sein, und daß hier alle Bauern bezeugen werden, daß sie vom „Dmitri Fjedorowitsch“ selber von Dreitausend gehört hätten: „Allein den Zigeunerinnen hat er so viel Geld hingeworfen. Ihnen allein sind sicher mehr als tausend Rubel zugefallen!“

„Vielleicht nicht einmal fünfhundert habe ich ihnen gegeben!“

bemerkte Mitja darauf finster. „Ich habe es damals nur nicht gezählt, ich war betrunken, das ist aber schade . . .“

Mitja saß diesmal seitwärts am Tische mit dem Rücken zum Vorhang; er hörte finster zu, er hatte ein bekümmertes und müdes Aussehen, gleich als wollte er sagen: „Ach, bezeugt nur, was ihr wollt, jetzt ist alles einerlei!“

„Mehr als Tausend gingen für die Zigeunerinnen drauf, Dmitri Fjedorowitsch!“ widersprach mit Festigkeit Triphon Borisowitsch. „Sie warfen das Geld nur so heraus, die aber hoben es auf. Das ist ja ein diebisches und betrügerisches Volk, Pferdediebe sind es, man hat sie von hier weggejagt, sonst hätten sie vielleicht selber ausgesagt, wieviel sie von Ihnen erhielten. Selber sah ich damals in Ihren Händen eine Summe — gezählt habe ich sie nicht, Sie ließen es mich nicht zählen, das ist wahr — dem Augenschein nach aber waren es, ich erinnere mich wohl, viel mehr als anderthalb Tausend . . . Wie denn anderthalb Tausend! . . . Auch wir haben Geldsummen in Händen gehabt, wir können urteilen . . .“

Hinsichtlich der gestrigen Summe sagte Triphon Borisowitsch geradeswegs aus, Dmitri Fjedorowitsch selber, als er nur eben aus dem Wagen gestiegen war, habe ihm erklärt, er habe dreitausend Rubel mitgebracht.

„Genug! Nicht wahr, Triphon Borisowitsch!“ erwiderte nur eben Mitja. „Habe ich denn wirklich mit solcher Bestimmtheit erklärt, ich habe Dreitausend mitgebracht?“

„Sie sagten es, Dmitri Fjedorowitsch. Vor dem Andrei sagten Sie es. Er ist ja selber hier, er ist noch nicht fortgefahren, rufen Sie ihn doch! Dort aber im Saale, als Sie den Chor traktierten, da haben Sie nur gerade so herausgeschrien, Sie ließen hier Sechstausend zurück — mit den früheren, heißt das, man muß es so verstehen. Stepan, ja Simon hat es gehört, und Peter

Phomitsch Kalganoff hat damals neben Ihnen gestanden, vielleicht entsinnt auch er sich daran . . .“

Die Aussage über die Sechstausend machte auf die Verhörenden einen außergewöhnlichen Eindruck. Es gefiel die neue Darstellung: drei und drei, das macht sechs, demnach Dreitausend damals und Dreitausend jetzt, da sind es denn auch im ganzen sechs, das scheint klar.

Man verhörte alle Bauern, auf die Triphon Borisowitsch hingewiesen hatte, Stepan, Simon und den Fuhrmann Andrei und dann auch Peter Phomitsch Kalganoff. Die Bauern und der Fuhrmann bestätigten ohne Umschweife die Aussage des Triphon Borisowitsch. Außerdem nahm man noch besonders ins Protokoll auf, was Andrei über seine Unterhaltung berichtete, die er unterwegs mit Mitja über das Thema geführt hatte: „Wo werde wohl ich, Dmitri Fjedorowitsch, hinkommen: in den Himmel oder in die Hölle, und wird man mir in jener Welt verzeihen oder nicht?“ Der „Psycholog“ Hippolyt Kirillowitsch hörte das alles mit feinem Lächeln an und empfahl schließlich, auch diese Aussage darüber, wo Dmitri Karamasoff hinkommen werde, „den Akten beizufügen“.

Als Kalganoff verhört werden sollte, zeigte er sich widerwillig, mürrisch, launisch, und er unterhielt sich mit dem Staatsanwalt und Nikolai Parphenowitsch so, als ob er sie zum ersten Male im Leben sehe, während er doch längst ihr täglicher Bekannter war. Er begann damit, daß „er nichts davon wisse und wissen wolle“. Von den Sechstausend aber erwies es sich, hatte er gehört, und er gestand, daß er in diesem Augenblick neben Mitja gestanden habe. Seiner Ansicht nach hatte Mitja „ich weiß nicht wieviel“ Geld in Händen; daß die Polen falsch gespielt hatten, bejahte er. Er erklärte auch bei seiner zweiten Vernehmung, daß, nachdem die Polen hinausgejagt worden seien, sich

tatsächlich die Beziehungen des Mitja zu Agraphena Alexandrowna gebessert hätten, und sie selber gesagt habe, sie liebe ihn. Über Agraphena Alexandrowna äußerte er sich gemessen und achtungsvoll, so, „als ob sie ein Fräulein der allerbesten Gesellschaft“ sei, und er erlaubte sich sogar kein einziges Mal, sie „Gruschenka“ zu nennen. Ungeachtet dessen, daß der junge Mann seine Aussagen mit sichtlichem Widerwillen machte, verhörte ihn Hippolyt Kirillowitsch lange, und er erfuhr erst von ihm alle Einzelheiten dessen, worin sozusagen der „Roman“ des Mitja in dieser Nacht beruhte. Mitja unterbrach kein einziges Mal Kalganoff. Endlich entließ man den jungen Mann, und er entfernte sich, ohne seinen Unwillen zu verbergen.

Man verhörte auch die Polen. Wenn sie sich auch in ihrem Zimmerchen schlafen gelegt hatten, so hatten sie doch die ganze Nacht über keinen Schlummer gefunden. Als aber die Behörden kamen, hatten sie sich rasch angezogen und frisiert, da sie sehr wohl begriffen, daß man sie zweifellos verhören werde. Sie erschienen mit Würde, wenn auch nicht ganz ohne Furcht. Die Hauptperson, das heißt der kleine „Pan“, erwies sich als ein Beamter der zwölften Klasse außer Dienst: er hatte in Sibirien als Tierarzt gedient und trug den Namen Mußjalowitsch. Der Herr Wrublewsky aber stellte sich vor als „freipraktizierender Dentist“, auf russisch Zahnarzt. Als beide nur eben in das Zimmer getreten waren, begannen sie auch sogleich schon, ungeachtet dessen, daß Nikolai Parphenowitsch sie fragte, sich mit ihren Antworten an den beiseite stehenden Michael Makarowitsch zu wenden, da sie ihn irrtümlicherweise für die im Range höchste und hier befehlende Persönlichkeit hielten und ihn bei jedem Worte „Pane Oberst“ nannten. Und erst nach mehreren Fragen und nachdem Michael Makarowitsch selber sie belehrt hatte, errieten sie, daß es nötig sei, sich mit ihren Antworten nur an Nikolai Parpheno-

witsch zu wenden. Es erwies sich, daß sie das Russische sogar sehr gut zu sprechen verstanden, abgesehen höchstens von der Aussprache einiger Wörter. Von seinen Beziehungen zur Gruschenka, den früheren und jetzigen, begann sofort Pan Mußjalowitsch mit Stolz und Feuer Zeugnis abzulegen, so daß Mitja von vornherein außer sich geriet und schrie, er erlaube diesem „Schuft“ nicht, so in seiner Gegenwart zu sprechen. Pan Mußjalowitsch wandte aber sogleich die Aufmerksamkeit auf das Wort „Schuft“ und bat, es ins Protokoll aufzunehmen. Mitja schäumte vor Wut.

„Er ist aber doch ein Schuft, ein Schuft ist er! Tragen Sie dies nur ins Protokoll ein und fügen Sie hinzu, daß ich ungeachtet des Protokolls gleichwohl ausrufe, daß er ein Schuft ist!“ schrie er.

Wenn nun auch Nikolai Parphenowitsch dies ins Protokoll aufnahm, so bewies er dennoch bei diesem ganzen unangenehmen Zwischenfall das allerloblichste Wissen und Verstehen, wie er seine Maßregeln zu treffen habe. Mitja erteilte er einen strengen Verweis; er machte dann selber sogleich schon allen weiteren Fragen hinsichtlich der romantischen Seite der Angelegenheit ein Ende und ging möglichst rasch zum „Wesentlichen“ über. Wesentlich erwies sich aber eine Aussage der Polen, die in den Verhörenden ein außergewöhnliches Interesse wachrief, das war nämlich ihre Aussage darüber, wie Mitja in jenem Zimmer den Herrn Mußjalowitsch zu bestechen gesucht und ihm Dreitausend Abstandsgeld angeboten habe unter der Bedingung, siebenhundert Rubel auf der Stelle, die anderen zweitausenddreihundert aber „morgen früh in der Stadt“, wobei er bei seiner Ehre geschworen und erklärt habe, er habe hier in Mokroje vorderhand nicht soviel Geld bei sich, sein Geld sei aber in der Stadt. Mitja bemerkte erst mit Feuer, er habe gar nicht gesagt, er werde das Geld bestimmt morgen in der Stadt auszahlen, Pan Bru-

blewsky bestätigte aber diese Aussage, ja, und nachdem Mitja selber ein wenig nachgedacht hatte, stimmte er schließlich mit finsterner Miene bei, daß es wohl auch so gewesen sein muß, wie die Polen sagen, daß er damals in großer Aufregung war, und er deshalb tatsächlich so hätte aussagen können. Der Staatsanwalt sog sich förmlich fest in diese Aussage. Es erwies sich für die Untersuchungsführenden als völlig klar (und geradeso urteilten sie denn auch späterhin), daß die Hälfte oder ein Teil der Dreitausend, die Mitja in die Hand bekommen hatte, tatsächlich irgendwo in der Stadt versteckt bleiben konnte, ja am Ende gar auch irgendwo hier in Mokroje, so daß auf diese Weise auch jener für die Untersuchungsführenden heikle Umstand seine Erklärung fand, daß man bei Mitja im ganzen nur achthundert Rubel gefunden hatte — ein Umstand, der, wenn er bis jetzt auch einzig in seiner Art und ziemlich unbedeutend war, gleichwohl aber irgendwie zugunsten des Mitja sprach. Jetzt aber war auch dieses einzige Zeugnis zu seinen Gunsten hinfällig geworden. Auf die Frage des Staatsanwalts: wo er denn aber die übrigen zweitausenddreihundert Rubel hergenommen hätte, um sie am nächsten Tage dem polnischen Herrn auszuzahlen (er habe doch selber bestätigt, er habe im ganzen nur anderthalb Tausend besessen, trotzdem aber habe er dem Pan das Geld ehrenwörtlich versprochen), antwortete Mitja mit Festigkeit, er habe „dem kleinen Polenmännchen“ am nächsten Tage nicht bares Geld geben wollen, vielmehr einen formellen Rechtstitel auf seine Rechte auf das Gut Tschermaschnja, auf ganz die gleichen Rechte, die er Samsanoff und der Chochlakoff angeboten habe. Der Staatsanwalt lachte sogar „über die Unschuld dieser Ausrede“.

„Und Sie glauben, er wäre damit einverstanden gewesen, diese ‚Rechte‘ zu erhalten anstatt zweitausenddreihundert Rubel in bar?“

„Zweifellos wäre er einverstanden gewesen“, schnitt ihm Mitja heftig das Wort ab. „Erbarmen Sie sich doch, ja, da hätte er doch nicht nur zwei-, da hätte er vier-, da hätte er sogar sechstausend Rubel dabei einstreichen können! Er hätte sogleich seine Advokaten versammelt, Polenchen, ja Tüdchen, und die hätten nicht nur Dreitausend, sie hätten vielmehr das ganze Tschermaschnja dem alten Manne im Prozeß abgewonnen.“

Natürlich nahm man die Aussage des Pan Mußjalowitsch in peinlichster Vollständigkeit ins Protokoll auf. Damit entließ man denn auch die polnischen Herren. An die Tatsache aber des Falschspiels erinnerte man sie fast gar nicht. Nikolai Parphenowitsch war ihnen schon ohnedies allzu dankbar und wollte sie nicht mit Kleinigkeiten behelligen; um so mehr, als dies alles doch ein nichtiger Streit in der Trunkenheit beim Kartenspiel gewesen sei und weiter nichts. Es war doch ordentlich in dieser Nacht gezecht worden, und dabei mag mancherlei Abscheuliches vorgefallen sein. Und so blieb denn auch das Geld, die zweihundert Rubel, bei den Polen in der Tasche. Man rief dann das alte Männchen Maximoff. Er erschien schüchtern, trat mit kleinen Schritten heran und sah zerzaust und äußerst kummervoll aus. Die ganze Zeit über hatte er dort unten bei Gruschenka einen Zufluchtsort gefunden, er hatte schweigend bei ihr gegessen und „nein, nein, ich werde nicht“, ja, und er fängt an ihr vorzujammern, und dabei wischt er sich die Augen mit seinem blauen, karierten Taschentüchlein (wie später Michael Makarowitsch zu erzählen pflegte), so daß sie selber schon ihn beruhigte und ihn tröstete. Das alte Männchen gestand sogleich und mit Tränen, er sei schuldig, er habe von Dmitri Fjedorowitsch zehn Rubel genommen wegen seiner „Armut“, und er sei bereit, es zurückzugeben. . . Auf die direkte Frage des Nikolai Parphenowitsch: ob er nicht bemerkt habe, wieviel Geld denn eigentlich

Dmitri Fjedorowitsch in Händen hatte, als er von ihm geliehen bekam, antwortete Maximoff im allerentschiedensten Tone, es sei Geld dagewesen „Zwanzigtausend“.

„Haben Sie denn jemals irgendwo früher zwanzigtausend Rubel gesehen?“ fragte lächelnd Nikolai Parphenowitsch.

„Wie denn, ich habe es gesehen, nur nicht zwanzig, vielmehr siebentausend, als meine Frau mein Dörschen versetzte. Sie ließ mich das Geld nur von weitem anschauen und prahlte damit vor mir. Gar sehr beträchtlich war das Bündel, alles Regenbogenscheine. Und auch bei Dmitri Fjedorowitsch waren alles Regenbogenscheine.“

Man entließ ihn bald. Endlich kam die Reihe auch an Gruschenka. Die Untersuchungsführenden fürchteten offenbar den Eindruck, den ihr Erscheinen auf Dmitri Fjedorowitsch machen könnte, und Nikolai Parphenowitsch murmelte ihm sogar einige ermahnende Worte zu, Mitja aber neigte zur Antwort nur schweigend sein Haupt und gab ihm dadurch zu wissen, daß „keine Unordnung vorkommen werde“. Gruschenka führte Michael Makarowitsch selber herein. Sie trat ein mit strengem, finstern, fast ruhig erscheinendem Gesicht und setzte sich still auf den ihr angewiesenen Stuhl Nikolai Parphenowitsch gegenüber. Sie war sehr bleich, es schien so, als ob sie friere, und sie hatte sich fest eingehüllt in ihren schönen schwarzen Schal. Tatsächlich überfiel sie damals ein leichter Fieberschauer — und das war der Anfang einer lange dauernden Krankheit, die sie dann von dieser Nacht her durchzumachen hatte. Ihre strenge Miene, ihr gerader und ernster Blick und ihre ruhige Art machten auf alle einen äußerst günstigen Eindruck. Nikolai Parphenowitsch ließ sich sogar etwas „bezaubern“. Er gestand selber, als er das irgendwo später erzählte, er habe da erst begriffen, daß dies Weib „schön an sich“ sei; wenn er sie aber auch vordem öfters gesehen

habe, so habe er sie immer für etwas in der Art einer „Provinz-
betäre“ gehalten. „Sie hat aber Manieren, wie sie in der aller-
höchsten Gesellschaft üblich sind“, schwatzte er einst begeistert
in einem Damenkreise. Man hörte ihn aber mit dem größten
Unwillen an und nannte ihn sogleich dafür „Schelm“, womit er
denn auch sehr zufrieden war. Als Gruschenka ins Zimmer trat,
blidte sie nur ganz flüchtig auf Mitja, der seinerseits sie mit Un-
ruhe angeschaut hatte; die Miene aber, die sie in diesem Augen-
blick zur Schau trug, beruhigte auch ihn. Nach den ersten uner-
läßlichen Fragen und Ermahnungen fragte sie Nikolai Parpheno-
witzsch, wenn auch etwas stoßend, aber gleichwohl die aller-
höflichste Miene bewahrend: in welchen Beziehungen sie zu dem
Leutnant außer Dienst Dmitri Fjedorowitsch Karamasoff ge-
standen habe? Gruschenka antwortete hierauf leise und fest:
„Er war ein Bekannter von mir, als solchen empfing ich ihn den
letzten Monat.“

Auf die weiteren neugierigen Fragen erklärte sie mit voller
Aufrichtigkeit, daß, wenn er ihr auch „zu manchen Stunden“ ge-
fallen habe, sie ihn aber doch nicht geliebt habe, vielmehr ihn
„aus niederträchtiger Bosheit“ verführt habe, ebenso wie auch
„jenes alte Männchen“; sie habe gesehen, daß Mitja ihretwegen
auf Fjedor Pawlowitsch sehr eifersüchtig sei und auf alle, dar-
über habe sie sich aber nur amüsiert. Zu Fjedor Pawlowitsch
habe sie durchaus niemals gehen wollen und nur über ihn ge-
lacht. „Während dieses ganzen Monats stand mir der Sinn gar
nicht nach ihnen beiden, ich erwartete einen andern Menschen,
der vor mir schuldig war. . . Ich glaube nur,“ schloß sie, „daß
es Ihnen nicht zukommt, in Hinsicht hierauf neugierig zu sein,
und daß es mir nicht zukommt, Ihnen zu antworten, weil dies
meine ganz persönliche Sache ist.“

So verfuhr denn auch sogleich Nikolai Parphenomitsch: er ließ

wiederum davon ab, auf den „romantischen“ Punkten zu bestehen, er ging vielmehr sogleich zu „Ernstem“ über, das heißt immer wieder zu dieser nämlich und hauptsächlichsten Frage nach den dreitausend Rubeln. Gruschenka bestätigte, es seien vor einem Monat in Mokroje tatsächlich dreitausend verausgabt worden, und wenn sie auch selber das Geld nicht gezahlt habe, so habe sie doch von Dmitri Fjedorowitsch gehört, es seien dreitausend gewesen.

„Hat er Ihnen dies unter vier Augen gesagt oder vor irgendwem, oder haben Sie nur gehört, wie er mit andern in Ihrer Gegenwart darüber sprach?“ erkundigte sich sogleich schon der Staatsanwalt.

Hierauf erklärte Gruschenka, sie habe es sowohl in Anwesenheit anderer gehört, sie habe gehört, wie er mit anderen davon sprach, sie habe es aber auch unter vier Augen von ihm selber vernommen.

„Haben Sie es von ihm unter vier Augen einmal gehört oder mehrmals?“ erkundigte sich wiederum der Staatsanwalt, und er erfuhr, daß Gruschenka es mehrmals vernommen habe.

Hippolyt Kirillowitsch war sehr zufrieden mit dieser Aussage. Aus den weiteren Fragen ging gleichfalls hervor, daß es Gruschenka bekannt war, von woher dies Geld stamme, und daß es Dmitri Fjedorowitsch von Katharina Iwanowna genommen habe.

„Haben Sie aber nicht, wenn auch nur einmal, gehört, daß vor einem Monat an Geld nicht Dreitausend durchgebracht worden waren, vielmehr weniger, und daß Dmitri Fjedorowitsch von diesem Gelde die ganze eine Hälfte für sich zurückbehalten habe?“

„Nein, niemals habe ich dies gehört“, sagte Gruschenka aus.

Weiterhin erwies sich sogar, daß im Gegenteil Mitja ihr oftmals im Verlauf dieses ganzen Monats gesagt habe, er habe

keinen Kopfen Geld, „von seinem Vater erwartete er immer welches zu bekommen“, schloß Gruschenka ihre Ausfagen.

„Hat er aber nicht irgendeinmal vor Ihnen gesagt . . . nur ganz flüchtig oder in Erregung,“ nahm plötzlich Nikolai Parphenowitsch das Wort, „daß er entschlossen sei, einen Anschlag auf das Leben seines Vaters zu machen?“

„Ach, er hat es gesagt!“ seufzte Gruschenka.

„Einmal oder mehrmals?“

„Mehrals hat er daran erinnert, jedoch stets im Zorne.“

„Und Sie glaubten, daß er dies auch ausführen werde?“

„Nein, niemals habe ich es geglaubt!“ antwortete sie mit Festigkeit. „Auf seinen Edelmut hoffte ich.“

„Meine Herren, erlauben Sie,“ schrie plötzlich Mitja, „erlauben Sie, in Ihrer Gegenwart der Agraphena Alexandrowna nur ein einziges Wort zu sagen.“

„Sagen Sie es nur!“ entschied Nikolai Parphenowitsch.

„Agraphena Alexandrowna,“ — und Mitja stand von seinem Stuhle auf — „glaube Gott und mir: am Blute meines gestern ermordeten Vaters bin ich unschuldig!“

Als er dies gesprochen hatte, setzte sich Mitja wieder hin. Gruschenka erhob sich und bekreuzte sich in Ehrfurcht nach dem Heiligenbilde zu.

„Ich danke dir, Gott!“ sprach sie mit warmer, eindringlicher Stimme, und immer noch stehend wandte sie sich an Nikolai Parphenowitsch und sagte noch: „Wie er jetzt ausfagte, dem glauben Sie auch! Ich kenne ihn: er schwagt immer nur so drauflos, entweder um einen zum Lachen zu bringen oder aus Troß; wenn es aber gegen das Gewissen geht, dann wird er niemals betrügen. Er wird dann geradeswegs die Wahrheit sagen, dem glauben Sie!“

„Danke, Agraphena Alexandrowna, du hast mir die Seele

aufrechterhalten!" ließ sich mit zitternder Stimme Mitja vernehmen.

Auf die Fragen wegen des gestrigen Geldes erklärte sie, sie wisse nicht, wieviel es gewesen sei, sie habe aber gehört, wie er den Leuten gestern oftmals gesagt habe, er habe Dreitausend mitgebracht. In Hinsicht darauf aber, wo er denn das Geld hergenommen habe, habe er ihr allein gesagt, er habe es bei Katharina Iwanowna „gestohlen“, sie aber habe ihm darauf geantwortet, er habe es keineswegs gestohlen, und man müsse das Geld noch morgen zurückgeben. Auf die wiederholte Frage des Staatsanwalts, von welchem Gelde er denn da gesprochen habe, das er der Katharina Iwanowna gestohlen habe: von den gestrigen oder von jenen Dreitausend, die einen Monat vordem ausgegeben wurden, erklärte sie, er habe von dem Gelde „vor einem Monat“ gesprochen, und sie habe ihn auch so verstanden.

Endlich entließ man Gruschenka, wobei ihr Nikolai Parphenowitsch beflissen kundgab, sie könne, wenn sie wolle, sogleich zur Stadt zurückkehren, und wenn er seinerseits irgendwie dabei behilflich sein könne, zum Beispiel wegen der Pferde, oder wenn sie etwa einen Begleiter wünsche, so werde er . . . seinerseits . . .“

„Aufrichtig danke ich Ihnen“, sprach Gruschenka und verneigte sich ihm. „Ich werde mit jenem alten Männchen nach Hause fahren, mit dem Gutsbesitzer, ich werde ihn zurückbringen, vorher aber werde ich, wenn Sie es erlauben, unten warten, wie Sie hier über Dmitri Fjedorowitsch entscheiden.“

Sie ging hinaus. Mitja war ruhig geworden und trug sogar eine Miene zur Schau, als ob er völlig Mut gefaßt habe, indes nur für einen Augenblick. Immer mehr übermannte ihn eine ganz seltsame körperliche Schwäche. Seine Augen schlossen sich vor Müdigkeit. Das Zeugenverhör nahm schließlich sein Ende. Man machte sich an die endgültige Abfassung des Protokolls.

Mitja erhob sich und ging von seinem Stuhl aus in die Ecke zu dem Vorhang, legte sich dort auf eine große, mit einem Teppich bedeckte Truhe des Wirtes und schloß augenblicklich ein. Es träumte ihm ein ganz seltsamer Traum, der, so scheint es, gar nicht zu diesem Orte und zu dieser Zeit paßte. Es war ihm so, als fahre er irgendwo in der Steppe, dort, wo er vor langer Zeit schon vordem gedient hatte, und als fahre ihn bei Schnee und Regen im Wagen mit zwei Pferden ein Bauer. Es fror nur den Mitja, Anfang November war es, und der Schnee fällt in großen, nassen Flocken und schmilzt sogleich, wenn er nur eben auf die Erde niedersinkt. Und in munterem Trab fährt ihn der Bauer, tüchtig schwingt er die Peitsche; einen dunkelblonden, langen Bart hat er, er ist noch kein Greis, aber doch etwa fünfzig Jahre alt, und er trägt einen grauen Bauernkittel. Und da ist nicht weit eine Ansiedlung, Hütten tauchen am Wege auf, schwarz, ganz schwarz, und die Hälfte der Hütten ist verbrannt, es hängen nur noch die angebrannten Balken in der Luft. Als er aber ins Dorf einfuhr, hatten sich auf dem Wege Weiber aufgestellt, viele Weiber, eine ganze Reihe, alle sind sie mager, abgezehrt, ihre Gesichter sind ganz braun. Da ist besonders eine, die am Wege steht, so knochig ist sie, von hohem Wuchse, es scheint, sie ist etwa vierzig Jahre alt, vielleicht aber auch nur zwanzig, ihr Gesicht ist lang und hager, auf ihren Armen weint ein kleines Kind, und ihre Brust muß vertrocknet sein, und es ist kein Tröpfchen Milch in ihr. Und sie weint, es weint das Kind und streckt seine Armchen aus, nackt sind sie, und die kleinen Fäustchen sind vor Kälte ganz grau-blau . . .

„Was weinen sie denn? Weshalb weinen sie nur?“ fragt Mitja, während er rasch an ihnen vorüberfliegt.

„Das Kindchen,“ antwortet ihm der Fuhrmann, „das Kindchen weint ja!“ Und es fiel Mitja auf, daß er auf seine Art, auf

Bauernweise, sagte: „Kindchen“, nicht aber Kind. Und es gefällt ihm, daß der Bauer sagte: „Kindchen“, es scheint ihm mehr Mitleid darin zu liegen.

„Ja, weshalb weint es denn?“ fragt wiederum, als ob er schwer von Begriff sei, Mitja. „Weshalb sind denn seine Armchen nackt, weshalb hüllt man es denn nicht ein?“

„Dem Kindchen ist es aber kalt geworden, durchgefroren ist sein Kleidchen, und da kann es das Kindchen nicht mehr warm halten.“

„Ja, weshalb ist denn das so, weshalb?“ läßt immer noch nicht ab zu fragen der dumme Mitja.

„Sie sind ja arm, abgebrannt ist ihr Dorf, sie haben kein Brot, sie bitten für ihr abgebranntes Dorf.“

„Nein, nein“, spricht Mitja, als ob er noch immer nicht verstehe. „Du sage mir doch, weshalb denn stehen da Mütter, deren Häuser abgebrannt sind, weshalb sind denn die Leute arm, weshalb ist denn das Kind so arm, weshalb ist so kahl die Steppe? Weshalb umarmen sie sich nicht? Weshalb küssen sie sich nicht? Weshalb singen sie nicht frohe Lieder? Weshalb sind sie so schwarz geworden vor schwarzer Not? Weshalb geben sie dem Kindchen nichts zu essen?“

Und er fühlt bei sich, daß, wenn er auch ohne Sinn und Verstand frage, es ihm doch zweifellos danach verlange, gerade so zu fragen, und daß man so gerade auch fragen müsse. Und er fühlt auch noch, daß sich ihm im Herzen eine noch niemals empfundene Rührung erhebe, daß es ihn verlange zu weinen, daß er allen etwas solches zu tun wünsche, daß das Kindchen nicht mehr zu weinen brauche, daß auch nicht mehr weine die schwarze, vertrocknete Mutter des Kindes, daß es überhaupt keine Tränen mehr gebe von diesem Augenblick an bei irgendwem, und daß es ihn dränge, sogleich schon, sogleich schon dies zu tun, ohne jeden

Verzug und ohne auf irgend etwas Rücksicht zu nehmen, mit dem ganzen Karamasoff'schen Ungeslüm.

„Aber auch ich bin mit dir, ich verlasse dich jetzt nicht, das ganze Leben werde ich mit dir gehen“, erklingen neben ihm die lieben, von Gefühl durchdrungenen Worte der Gruschenka. Und da ist denn auch sein ganzes Herz entflammt, und da stürmt es denn auch hin zu einem ganz bestimmten Lichte, und es verlangt ihn zu leben und zu leben, zu gehen und zu gehen irgendeinen Pfad, zu einer neuen Welt, die ihn ruft, und das rascher, rascher, so gleich, jetzt schon!

„Was? Wohin?“ ruft er aus, als er die Augen öffnete und sich auf seine Truhe setzte, ganz so war es ihm, als ob er aus einer Ohnmacht erwacht sei, dabei lächelte er aber heiter. Vor ihm steht Nikolai Parphenowitsch und fordert ihn auf, das Protokoll anzuhören und zu unterschreiben. Es erriet Mitja, daß er eine Stunde oder länger geschlafen habe, auch Nikolai Parphenowitsch hatte er nicht gehört. Er wunderte sich plötzlich, daß sich unter seinem Kopfe ein Kissen befand, das vordem nicht vorhanden war, als er sich in seiner Schwäche auf der Truhe niedergelegt hatte.

„Wer hat mir denn da das Kissen unter den Kopf gelegt? Wer war dieser gute Mensch?“ rief er aus mit einem ganz begeisterten Gefühle der Dankbarkeit und wie mit Tränen in der Stimme, gleich als ob man ihm Gott weiß was für eine Wohlthat erwiesen habe. Dieser gute Mensch blieb so denn auch unbekannt, irgendwer von den Zeugen, vielleicht aber auch das Schreiberchen des Nikolai Parphenowitsch war aus Mitleid auf den Gedanken gekommen, ihm ein Kissen unterzulegen, es war aber, als ob seine ganze Seele von Tränen erschüttert sei. Er schritt zum Tische und erklärte, er werde alles unterschreiben, was man nur verlange.

„Ich habe einen schönen Traum gehabt, meine Herren“, sprach er in eigenartigem Tone, und dabei hatte sein Gesicht einen ganz neuen, wie freudestrahlenden Ausdruck angenommen.

9

Man führt Mitja ab

Als das Protokoll unterschrieben war, wandte sich Nikolai Parphenowitsch feierlich an den Angeklagten und las ihm eine „Entscheidung“ vor, die besagte, daß in dem und dem Jahre, an dem und dem Tage, an dem und dem Orte der Untersuchungsrichter des betreffenden Kreisgerichtes, nachdem er den und den (das heißt Mitja) verhört habe in seiner Eigenschaft als beschuldigt an diesem und jenem Vergehen (alle Vergehen waren sorgfältig aufgezählt) und in Rücksicht darauf, daß der Beschuldigte sich zwar für unschuldig erklärte an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen, jedoch nichts zu seiner Rechtfertigung vorbrachte, ihn dabei aber die Zeugen (es folgen ihre Namen) und die Umstände (sie werden beschrieben) durchaus überführen, in Rücksicht auf alles dieses habe also der betreffende Untersuchungsrichter, bezugnehmend auf diese und jene Paragraphen des Strafgesetzes und so weiter und so weiter, beschlossen: um dem Betreffenden (Mitja) die Möglichkeit zu nehmen, sich der Verfolgung und dem Gerichte zu entziehen, ihn in das Gefängnis an dem und dem Orte einzusperren, wovon man den Beschuldigten in Kenntnis zu setzen habe. Auch sei eine Abschrift dieses Entscheids dem Gehilfen des Staatsanwalts zu übermitteln und so weiter und so weiter. Mit einem Worte: man teilte Mitja mit, er sei von diesem Augenblicke an der Freiheit beraubt, und daß man ihn sogleich in die Stadt fahren und ihn dort an einem

sehr unangenehmen Orte einschließen werde. Mitja, der aufmerksam zugehört hatte, suchte nur mit den Achseln:

„Wie denn, meine Herren, ich mache Ihnen keinen Vorwurf, ich bin bereit . . . ich verstehe, daß Ihnen nichts weiter übrig bleibt . . .“

Nikolai Parphenowitsch setzte ihm in sanfter Weise auseinander, daß ihn sogleich schon der Landkommissär Mawriki Mawrikiwitsch, der sich jetzt gerade hier befinde, mit sich nehmen werde.

„Halten Sie einmal inne!“ unterbrach ihn plötzlich Mitja, und er sprach dann mit einem ganz unbezwinglichen Gefühle, indem er sich an alle wandte, die dort im Zimmer waren.

„Meine Herren, alle sind wir herzlos, alle sind wir Ungetüme, alle zwingen wir die Menschen zu weinen, die Mütter und die Brustkinder, aber von allen — möge dies jetzt schon so entschieden sein — von allen bin ich der allergemeinste Ekel! Sei dem so! Jeden Tag meines Lebens habe ich mir an die Brust geschlagen und mir vorgenommen, mich zu bessern, und jeden Tag habe ich immer wieder dieselben Schweinereien gemacht. Ich verstehe jetzt, daß solche wie ich geschlagen werden müssen, vom Schicksal geschlagen werden müssen, um ihn zu fangen wie in einer Schlinge und ihn durch äußere Gewalt zu binden. Niemals, niemals hätte ich mich ja von selber vom Boden erhoben! Aber es frachte der Donner hernieder. Ich nehme auf mich die Qual der Beschuldigung und meiner Schmach vor allem Volke, leiden will ich, und durch Leiden werde ich mich reinigen! Ich werde mich ja vielleicht läutern, meine Herren, wie? Aber vernehmen Sie es gleichwohl zum letzten Male: am Blute meines Vaters bin ich unschuldig! Ich nehme die Strafe nicht deswegen an, weil ich ihn tötete, vielmehr deshalb, daß ich ihn töten wollte und vielleicht auch wirklich getötet hätte . . . Aber gleichwohl bin ich entschlossen, mit Ihnen zu kämpfen, und ich gebe Ihnen dies

hiermit kund. Kämpfen werde ich mit Ihnen bis zum letzten Ende, dort aber entscheidet Gott! Leben Sie wohl, meine Herren, seien Sie nicht böse, daß ich Sie während des Verhörs angeschrien habe, o, ich war damals noch so dumm . . . In einer Minute bin ich Arrestant, und jetzt, zum letzten Male streckt Ihnen Dmitri Karamasoff als noch freier Mensch seine Hand hin. In dem ich mich von Ihnen verabschiede, nehme ich von den Menschen Abschied!"

Seine Stimme bebte, und er streckte tatsächlich seine Hand hin; aber Nikolai Parphenowitsch, der näher zu ihm stand als alle andern, zog ganz plötzlich, mit einer fast krampfartigen Bewegung, seine Hände zurück. Mitja bemerkte das sogleich und fuhr zusammen. Seine ausgestreckte Hand ließ er augenblicklich sinken.

„Die Untersuchung ist noch nicht beendet,“ lispelte in einiger Verlegenheit Nikolai Parphenowitsch, „wir werden damit noch in der Stadt fortfahren, und ich bin natürlich meinerseits bereit, Ihnen jeden Erfolg zu wünschen . . . zu Ihrer Rechtfertigung . . . Im Grunde bin ich aber immer bereit, Sie, Dmitri Fjedorowitsch, für einen Menschen zu halten, der sozusagen mehr unglücklich als schuldig ist . . . Wir alle hier sind, wenn ich mich nur erkühne, im Namen aller zu sprechen, wir alle sind bereit, Sie für einen in seines Herzens Grunde edeln jungen Mann zu halten, der aber, o weh, in einer etwas übermäßigen Weise von einigen Leidenschaften beherrscht wird . . .“

Das kleine Figürchen des Nikolai Parphenowitsch brachte gegen Ende seiner Rede vollendetste Würde zum Ausdruck. Mitja schoß es nur gerade durch den Kopf, daß hier dieser „Knabe“ ihn sogleich unter den Arm nehmen, ihn in die andere Ecke führen und dort mit ihm ihr Gespräch von neulich „über die Mädchen“ erneuern werde. Es kommen einem ja bisweilen

mancherlei völlig fernliegende und zur Sache nicht gehörige Gedanken in den Sinn, und wenn man sogar ein Verbrecher ist, dem die Todesstrafe bevorsteht.

„Meine Herren, Sie sind ja gut, Sie sind human — kann ich ‚sie‘ sehen, zum letzten Male von ihr Abschied nehmen?“ fragte Mitja.

„Zweifellos, aber in Hinsicht darauf . . . mit einem Worte, jetzt ist es schon unmöglich, nicht in Anwesenheit . . .“

„So seien Sie denn zugegen!“

Man führte Gruschenka herein: der Abschied war kurz, wortarm, und er befriedigte keineswegs Nikolai Parphenowitsch. Gruschenka verneigte sich tief vor Mitja.

„Ich sagte dir, daß ich die Deine bin, und ich werde die Deine sein, ich werde auf ewig mit dir gehen, was man auch mit dir beschließen wird. Leb wohl denn, du, der du dich schuldlos zugrunde richtetest!“

Ihre Lippen bebten, Tränen flossen ihr aus den Augen.

„Leb wohl, Gruscha, verzeihe mir, um meiner Liebe willen, daß ich durch meine Liebe auch dich zugrunde richtete!“

Mitja wollte auch noch etwas sagen, er unterbrach sich aber selber plötzlich und ging hinaus. Um ihn herum fanden sich aber sogleich schon Leute, die ihn nicht aus den Augen ließen. Unten bei der Treppe, zu der er noch gestern mit solchem Donner mit dem Dreigespann des Andrei vorgefahren war, standen schon zwei Wagen bereit. Mawrifi Mawrifowitsch, ein untersehter, stämmiger Mann mit aufgedunsenem Gesicht, war durch irgend etwas erbozt, durch irgendwelche Unordnung, die sich plötzlich ereignet hatte, er war zornig und schrie. Schon etwas allzu barsch forderte er Mitja auf, einzusteigen.

„Vordem, wenn ich ihn im Wirtshaus freihielt, machte dieser Mensch da ein ganz anderes Gesicht“, dachte Mitja, als er ein-

stieg. Von der Eingangstreppe kam auch Triphon Borisowitsch herab. Bei dem Tore drängte sich das Volk: Bauern, Bauernweiber, Fuhrleute, alle blickten auf Mitja.

„Lebt wohl, Gottesleute!“ rief ihnen plötzlich vom Wagen aus Mitja zu.

„Und verzeihe du auch uns!“ erschallten zwei, drei Stimmen.

„Leb auch du wohl, Triphon Borisowitsch!“

Triphon Borisowitsch aber drehte sich sogar nicht einmal um, vielleicht war er schon allzu sehr beschäftigt. Er rief gleichfalls irgend etwas und machte sich zu schaffen. Es erwies sich, daß an dem zweiten Wagen, in dem den Mawriki Mawrikowitsch zwei Schutzleute begleiten sollten, noch nicht alles in Ordnung war. Das Bäuerlein, dem man gerade für das zweite Dreigespann sich herzurichten half, zog den Überzieher zu und stritt heftig, daß nicht er, vielmehr Akim fahren müsse. Akim aber war nicht anwesend; man war gelaufen ihn zu holen. Das Bäuerlein bestand auf dem Seinen und flehte, man möchte doch etwas warten.

„Sehen Sie, da ist das Volk bei uns, Mawriki Mawrikowitsch, schon völlig ohne Scham!“ rief Triphon Borisowitsch aus. „Dir gab vorgestern Akim einen Viertelrubel, du hast ihn vertrunken, und jetzt schreist du!“ sagte er zu dem Fuhrnecht. „Ich staune nur über Ihre Güte mit unserem nichtswürdigen Volke, Mawriki Mawrikowitsch, nur dies eine sage ich!“

„Ja, wozu brauchen Sie denn dies zweite Dreigespann?“ wollte sich Mitja einmischen. „Laßt uns doch mit einem fahren, Mawriki Mawrikowitsch, ich werde mich ja nicht widersetzen, ich werde nicht von dir weglaufen. Wozu die Begleitmannschaft?“

„Verstehen Sie gefälligst, wie man mit mir zu sprechen hat, wenn Sie darüber noch nicht belehrt sind. Ich bin Ihnen nicht, Du‘,

geruhen Sie mich nicht zu duzen, ja, und auch Ihre Ratschläge behalten Sie ein anderes Mal für sich . . ." fiel plötzlich wütend Mawriki Mawrikowitsch Mitja ins Wort, gleich als ob es ihm Freude mache, jemandem das Herz zu zerreißen. Mitja verstummte. Er war ganz rot geworden. Einen Augenblick später fing es ihn plötzlich sehr zu frieren an. Der Regen hatte aufgehört, der trübe Himmel war ganz mit Wolken bezogen, es wehte ein scharfer Wind ihm gerade ins Gesicht. „Habe ich etwa Fieber?“ dachte Mitja, indem er die Schultern in die Höhe zog. Endlich stieg auch Mawriki Mawrikowitsch ein, setzte sich verdrießlich breit hin, wobei er, als ob er es nicht bemerkte, Mitja sehr einengte. Freilich, er war verstimmt, und ihm mißfiel gar sehr der Auftrag, der ihm geworden war.

„Leb wohl, Triphon Borisowitsch!“ schrie wiederum Mitja, und er fühlte selber, daß er jetzt nicht aus Gutmütigkeit gerufen habe, vielmehr aus Ärger und gegen seinen Willen. Triphon Borisowitsch aber stand stolz da, hielt die Hände auf dem Rücken und blickte Mitja gerade ins Gesicht, sein Blick war streng und böse, und er antwortete Mitja gar nichts.

„Leben Sie wohl, Dmitri Fjedorowitsch, leben Sie wohl!“ erschallte die Stimme des Kalganoff, der plötzlich irgendwoher aufgetaucht war. Er lief zum Wagen hin und streckte Mitja die Hand entgegen. Er war bloßen Hauptes. Mitja konnte noch eben seine Hand erfassen und sie drücken.

„Leb wohl, lieber Mensch, ich werde deine Großmut nicht veressen!“ rief er leidenschaftlich aus. Die Pferde aber zogen an, und ihre Hände wurden voneinander gerissen. Es läutete das Glöckchen — man fuhr Mitja fort.

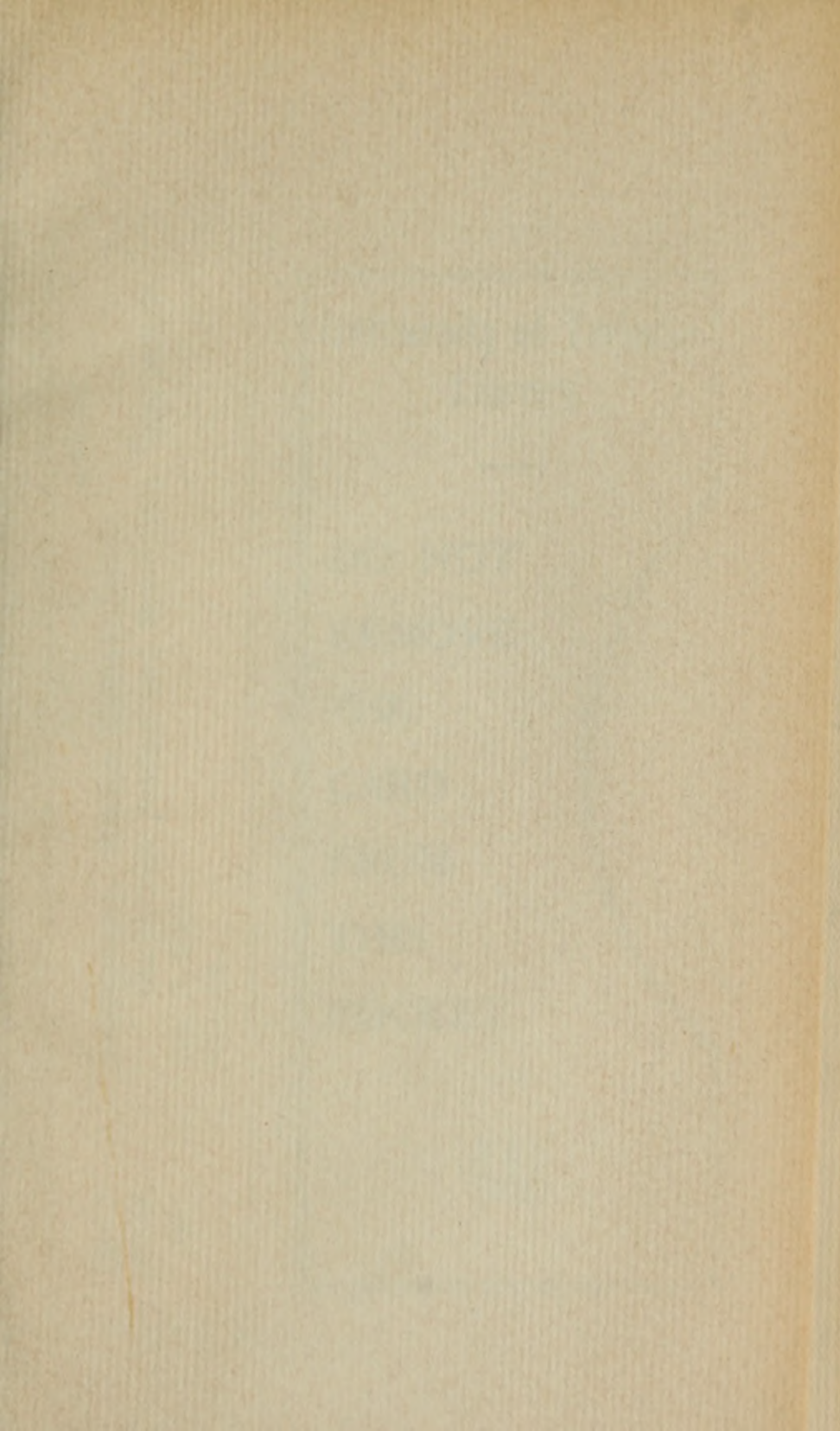
Kalganoff aber lief in den Borraum, setzte sich in eine Ecke, neigte sein Haupt, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und brach in Tränen aus; lange saß er so da und weinte — weinte,

als ob er noch ein kleiner Knabe sei, nicht aber schon ein junger Mann von zwanzig Jahren. O, er glaubte an die Schuld Mitjas fast völlig! „Was sind das aber für Leute, wie können denn die Menschen nur so sein nach alledem!“ rief er ohne jeden sichtbaren Zusammenhang in bitterer Mutlosigkeit aus, fast in Verzweiflung. Er wollte in diesem Augenblick sogar nicht einmal mehr leben auf dieser Welt. „Lohnt es sich denn, lohnt es sich denn?“ rief der bekümmerte Jüngling aus.

21.—28. Tausend

*

Druck von Gläß & Tischer
G. m. b. H. in Leipzig



438099

Dostoevsky, Theodor Mikhailovich
Sämtliche Romane und Novellen; übertragen
von H. Röhl.
Vol. 24.

LR
D7245
.Gr

NAME OR NUMBER

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET



